KRITIK DER GEGENWART

VON HERMANN BAHR

JAHRBUCH MCMXX







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kritikdergegenwa00bahr

LG
B1516k

KRITIK DER GEGENWART

Von Hermann Bahr



456368
14.1.47

1922
Haas & Grabherr Verlag Augsburg

16.12.24



Copyright 1922 by Haas & Grabherr in Augsburg

Ibsen schrieb einst an Brandes: „Ueberhaupt gibt es Zeiten, da die ganze Weltgeschichte mir wie ein einziger großer Schiffbruch erscheint — es gilt sich selbst zu retten!“ Schiffbruch überall, das ist die Grundstimmung seines Lebens und: wie retten wir uns? die Grundfrage seiner Werke gewesen. Keiner hat stärker empfunden, was aus dem Menschen werden könnte, keiner schmerzlicher, was dem Menschen unterschlagen wird, keiner grimmiger, wer es ist, der uns um uns selber betrügt: er wußte, daß der Staat, unter welchem Namen, in welchen Masken immer, die Seelen frißt, daß er uns keine Wahl läßt, als indem wir uns ihm ergeben, uns selber zu vernichten oder aber, um unser selbst mächtig zu werden, ihn, und daß es also für einen Mann, der sich nicht verraten oder doch verleugnen will, gar kein anderes Verhältnis zum Staat gibt, als das der Revolte. Wenn Ibsen uns mehr als eben auch wieder bloß ein artiges Geistesspiel gewesen wäre, hätten wir uns niemals einbilden können, Freiheit sei gewonnen, sobald der alten Staatsmaschinerie nur ein neuer Hut aufgesetzt und ihren Fängen ein rotes Tuch umgehängt wird, und mein lieber, herzensdummer Freund Egon Erwin Kisch, Journalist, Dichter, Soldat, Rotgardist und allerweil Prophet, wäre nicht so verdutzt, sich jetzt in der glorreichsten aller Republiken unversehens, wie mir aus Wien geschrieben wird, nach der berühmten kaiserlichen Verordnung von 1854 zu fünf Tagen Arrest verknurrt zu sehen. Denn daß, selbst wenn dereinst das Gedächtnis aller Kaiser in der ganzen Welt erloschen wäre, doch Oesterreich noch immer nach der kaiserlichen Verordnung von 1854 regiert werden wird, das steht fest, fester als die Republik! Ich kenne sie, diese kaiserliche Verordnung von 1854, das „Prügelpatent“, ich kenne sie persönlich aus meiner Studentenzeit, an ihr ist mir ja damals

16. Nov. 1919

unser altes Oesterreich erst ganz klar geworden, von dem sie wirklich das beste Kompendium war. Ihr Inhalt ist ungefähr, in Kürze, daß, wer absolut nicht verurteilt werden kann, weil gar kein Paragraph auf ihn paßt, daß der um dieser Frechheit willen nach der kaiserlichen Verordnung von 1854 verurteilt werden soll; sie bedeutet auch eine große Ersparnis an Zeit, weil man seitdem nicht mehr lang in Gesetzen herumzusuchen braucht, sondern überhaupt gleich verurteilen kann; sie macht eigentlich jedes Strafgesetz überflüssig und hat auch noch den Vorzug, daß sie nicht erst, wie das Strafgesetz, etwas zu Strafendes voraussetzt, sondern ruhig auch auf den unsträflichsten Menschen angewendet werden kann, so daß sich mit ihr auf Wunsch jederzeit die ganze Bevölkerung sogleich verhaften läßt. Als ich vor sechsunddreißig Jahren, ein wilder Student in Graz, nach dieser lieben Verordnung verurteilt worden war, kam ich, etwas unsicher zu meinem guten Vater heimkehrend, auf einen rettenden Einfall: ich gab meine Schuld ohne weiteres zu, focht aber diese Verordnung juristisch an; und ich hatte mich nicht verrechnet, der Vater, ein aufrechter Altliberaler, schämte sich selbst, daß es derlei Kautschukparagraphen in unserer aufgeklärten Monarchie noch gab, und wies mich nur zur Entschuldigung darauf hin, daß dieses Patent ja noch ein Produkt der allerschlimmsten reaktionären Zeit und offenbar nur „aus Versehen" stehen geblieben sei, wie ein vergessener alter Regenschirm. Daß jener altösterreichische Liberalismus aus lauter solchen „Versehen" bestand, hat mein Vater nicht bemerkt, ich aber habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß auch die Republik sich der stehengebliebenen Regenschirme bedienen und lustig weiter kaiserlich verordnen wird. Ach, daß doch Viktor Adler auferstünde, nur für einen Tag, um sich dieses Gaudium anzusehen!

18. Nov. „Die Schlamperei der Revolution hat uns das ganze alte Oesterreich unangetastet erhalten," sagt Walter Rode in einer kleinen Schrift über „Wien und die Republik" (Verlag Karl Wilhelm Stern, Wien und Leipzig) und an einer anderen Stelle fragt er da: „Glaubt man, daß unsere Bureaukratie, weil sie die Fähigkeit bewiesen hat, den

alten Staat zugrunde zu richten, deswegen einen ganz neuen, noch nicht dagewesenen Staat aufbauen kann?" Ich will ihm nicht widersprechen, keineswegs, muß aber doch nun meinerseits fragen, ob er denn glaubt, in Oesterreich wäre jemals eine andere Revolution möglich gewesen als eine schlamperte, mit Erlaubnis und unter den wohlwollenden Augen der Bureaukratie? Schlamperei und Bureaukratie sind ja wahlverwandt. Zunächst entstand unsere Bureaukratie schon aus Schlamperei. Aus einer Schlamperei der Dynastie, die sich sonst nie diese Laus in den Pelz gesetzt, und aus einer Schlamperei des Hochadels, der sonst nicht für bloßen Schein auf die Macht verzichtet hätte. Ja noch mehr: ihrem Wesen nach ist diese Bureaukratie von Anfang an nichts als unsere nur in Staatsbetrieb gesetzte Schlamperei. Andere Menschenarten wollen und handeln; die österreichische hat dazu weder Kraft noch Lust. Sie braucht daher immer einen, der „es ihr richtet". Niemand unter uns weiß, was er will; es muß also jemand da sein, der es ihm sagt. Das hilft ihm aber auch noch nicht viel: denn niemand unter uns kann wollen, wir möchten bloß; es muß also dann jemand da sein, der ihm dieses Manko deckt. Und schließlich muß, weil niemand unter uns, selbst wenn er wollte, handeln kann, auch noch jemand da sein, durch den es geschieht. Dies alles zusammen heißt auf österreichisch „sich etwas zu richten wissen" und recht eigentlich als öffentliches Organ dieser Kunst ist die Bureaukratie entstanden, als die Habsburger sich schon so weit verösterreichert hatten, daß auch sie sich ohne die Kunst des „Richtens" nicht mehr zu helfen wußten, ungefähr um dieselbe Zeit, als sie Lothringer wurden. Es sah seitdem nur noch aus, als ob sie regierten; sie selber wußten aber ganz gut, daß längst der Hofrat regierte: daher auch ihr wachsender Ehrgeiz, immer weniger Habsburger zu sein und immer mehr zum Hofrat zu werden, was sich dieser aber, der wirkliche Hofrat, energisch verbat, indem er schließlich zu frondieren begann und sich schließlich statt der Habsburger jenes Amphibium mit dem sozialisierenden Kopf und dem christlichsozialen Gemüt nahm, dessen rastloser Mund von Karl Renner betrieben wird. Wie der Hofrat gestern für die Habs-

burger dieses Amphibium eingetauscht hat, kann er morgen natürlich auch das Amphibium wieder vertauschen, das Amphibium kann aber nicht den Hofrat vertauschen, weil es ein österreichisches Amphibium ist und also selber immer erst jemanden braucht, der ihm das alles zu richten weiß. Nein, alles kann man in Oesterreich fortschicken, schließlich auch den Rest von Oesterreich selbst, aber nur den Hofrat nicht, es wäre denn, daß unter uns ein Menschenstamm erschiene, der wollen kann, wollen und seinen Willen selber tun! Aber, wie man in Wien zu sagen pflegt: Woher denn nehmen und nicht stehlen? Und wenn er selbst erschiene, dann würde Wien erst wieder sagen: Der kann uns gestohlen werden!... Allerhand Kluges steht in Rodes Schrift. Den geistigen Gehalt der Regierung formuliert er so: „Revolution und Gegenrevolution vertrusten sich zu einer Koalition, in der die Handhabung der landesüblichen Schikanen dem Proletariat als Diktaturersatz überlassen wird.“ Auch die tragische Situation Wiens, die sich die meisten Wiener noch immer nicht eingestehen wollen, erkennt er: „Wien hat aufgehört, ein Herrschaftszentrum zu sein. Nicht mehr sind die Länder zwangsweise an Wien gebunden; Wien ist auf die Kräfte seiner natürlichen Anziehung beschränkt.“ Aber ich fürchte, selbst er überschätzt diese „Kräfte der natürlichen Anziehung“ noch. Was bleibt denn Wien eigentlich noch? Es war die Kaiserstadt. Es war die Hauptstadt eines großen Reiches. Es war ein Wahrzeichen der barocken Welt. Die Welt ist längst nicht mehr barock, der Kaiser ist weg, das Reich ist weg. Es bleibt die Hauptstadt von Niederösterreich. Und seine Schönheit, Anmut und Laune bleibt ihm, für die nur leider aber keine Zuschauer mehr da sind; und gerade Wien hat immer sehr den Zuschauer gebraucht, für den und an dem es immer erst zu voller Entfaltung kam! Wien ohne den Zuruf eines begeisterten Publikums, Wien vor leeren Bänken, Wien mit sich allein? Speidel, der Wien so durchschaut hat, wie das nur fremden Augen gelingen kann, versichert freilich einmal: „Der Wiener hat stets die Kunst besessen, sich aus widerwärtigen Lagen durch eine wunderbare Schnellkraft der Seele rasch wieder herzustellen.“ Worauf wartet diese „Schnellkraft der Seele“ dann

eigentlich noch? Fühlt Wien noch immer nicht, was ihm rings überall droht? Ressentiment, hundertjähriges Ressentiment, das Ressentiment dumpf Arbeitender gegen den festlichen, leicht lebenden Herrn! Jeder alte Mann in der Provinz, der vor Jahren einmal als hungernder Student unter der Tegetthoff-Säule stand und neidisch die bekränzten Wagen zur Hauptallee rollen sah, brummt heute befriedigt: Los von Wien! . . . Jetzt muß Wien einmal zeigen, was es aus eigener Kraft vermag. Verschwender, dritter Akt. Aber kein Valentin weit und breit!

„Lieber Albert Heine! Den ganzen Tag muß ich heute an Sie denken, neidgeschwollen: Denn wonach ich mich damals in meinem Burgtheaterkammerl vor Sehnsucht fast blind geblickt, siehe, das fällt Ihnen jetzt, fliegt Ihnen zu, Sie haben nur die Hand aufzutun! Nein, ich will nicht undankbar sein: mir ward unverdientes Glück, „Dies irae“ und „Jaákobs Traum“ hab ich ans Licht bringen dürfen, überreich ist mir damit das bißchen Arbeit, Verdruß und Geduldspiel jener sieben Monate belohnt. Aber ich hätte mir dies dann gern noch auch durch ein Werk gekrönt, von eben solcher Seelenkraft, Wortgewalt und Bühnenmacht wie jene beiden, menschlich, dichterisch und szenisch ihrer wert, aber meinem eigenen Sinne noch näher, durch ein Werk, dessen Schönheit ich mir nicht erst übersetzen mußte, durch ein Werk sozusagen in der Mundart meines Herzens. Das war ja selbst der standhafte Prinz nicht, den ich unserem braven Dr. Smekal für Moissi bereiten half und Sie, lieber Freund, wenn Moissi kommt, nicht vergessen dürfen: an ihm kann sich Moissi noch über den lebenden Leichnam empor zur letzten Selbstentblößung erheben. Und auch Claudels mächtiger „Ruhetag“, den Sie mir, den Sie vor allem sich, dem Direktor, dem Regisseur und dem Schauspieler Albert Heine, noch schuldig sind, auch der war immer noch nicht, was ich mit solcher Leidenschaft suchte. „Dies irae“ wie „Jaákobs Traum“, den Künstler in mir beseligend, lassen den Katholiken unberührt; der Ruhetag ergreift auch diesen, aber aus der Ferne. Was ich suchte, war ein katholisches Stück aus der Nähe: katholisch, doch deutschen Geistes und deutscher Form. Ich bin Katholik, aber einer 20. Nov.

der durch Kant und Goethe, durch die deutsche Romantik und die deutsche Musik gegangen ist. Das Kunstwerk, das sich meiner ganz bemächtigen soll, nicht bloß meiner Gedanken, nicht bloß meines Gefühls, sondern um unmittelbares Erlebnis zu werden, auch noch meiner Sinnlichkeit, muß denselben Weg gegangen sein. Ueber ihn hinaus, ja! Weiter als jene kamen, ja! Und noch so weit als nur irgend möglich vor, ins Dunkel, in die Zukunft, ins Unentdeckte vor! Neuer Geist scheidet nämlich alten nicht aus, sondern saugt ihn auf. Der des Christentums nimmt den antiken mit in sich hinein und so nimmt dann das Barock wieder den Aufstand der Renaissance mit in sich hinein, jener Aufstand wird im Barock dienend, als Rhythmus, Farbenspiel, Kontrast: der siegende Geist tilgt den bezwungenen niemals aus, er eignet sich ihn als Form an, so macht er ihn unschädlich. Ein Zeitalter ist um so größer, je mehr es sich von der Vergangenheit beizusetzen, je mehr Vergangenheit es sicher als seine Form zu gebrauchen weiß; denn solange noch irgendein alter Geist nicht ganz zur eigenen Form des neuen geworden ist, wirkt er in diesem vergiftend fort. An ihrer schlechten Verdauung ist unsere Zeit so siech geworden, darum fehlt es uns auch bei hohen Künstlern an der Kunst. Denn Kunst hat die Kraft, nichts Lebendiges auszuschließen; Geschöpf einer Einheit, wird sie dann selber wieder Schöpfer von Einheit. Unsere Zeit aber kennt kaum die kleinsten Einheiten, sogar der einzelne selber ist ja keine mehr. Kunst ist immer katholisch, im höchsten Sinn: die Menschheit umschließend. Und jenes Stück also, das ich mir fürs Burgtheater erträumte, das war ein in jedem Sinn katholisches, von solcher Menschlichkeit in seiner Glaubensmacht, daß es auch ein kunstloses Kind erschüttern, von solcher Schönheit der Erscheinung, daß es auch den Ungläubigen bezaubern, von solchem Glockenton unserer Vergangenheit, daß im Chor ganz Deutschland einstimmen sollte — Sie wissen, lieber Heine, daß ich nicht immer ganz zurechnungsfähig bin, das sind die schönsten Tage meines Lebens! Und ihre Wünsche haben dann aber eine so beschwörende Gewalt, daß sie mir meistens in Erfüllung gehen, wenn auch gewöhnlich für mich selbst zu spät. Auch diesmal wieder: erst

aus dem Oktoberheft des „Hochland“ erfuhr ich von dem Stück, das jenen Traum meiner Burgtheaterzeit erfüllt. Dort wurde von Joseph Sprengler ein „Genesius“ gerühmt, eine „christliche Tragödie“ der Dichterin Ilse v. Stach. Einige Verse, die zitiert waren, ließen mich aufhorchen: das war ein Klang jüngster Jugend. Aber der sieht es doch sonst eigentlich nicht gleich, einen alten Spanier zu benutzen, wie hier mit Lopes „Fingido verdadero“ und seinem französischen Abkommen, dem Saint Genest des Jean de Rotrou, geschieht. Dieser Rotrou, heute noch im Foyer der Comédie zu sehen, nahe dem Molière Houdons, war ein Zeitgenosse, Freund und Nebenbuhler Corneilles und um die Wette mit dem Polyeucte des Corneille hat er diesen Genest gedichtet, auch ein Märtyrerstück, aber dabei höchstes Theater und noch dazu von der dem Kulissensinn des Publikums frönenden Art, das Theater selbst aufs Theater zu bringen: Schauspieler in der Garderobe, sich schminkend aufs Stichwort wartend, mit Theaterarbeitern zusammen, im Lampenfieber, und all das Auf und Ab, all das Hin und Her hinter der Szene, nach dessen Geheimnissen das Publikum so lüstern ist, die Dessous der Schauspielerei wurden da gezeigt, die, scheint's, schon damals weit mehr Reiz für das Publikum hatten als ihr schönstes Prunkgewand. Der Stoff, nämlich, daß ein Schauspieler, der vor Heiden einen Christen zu spielen hat, unter dem Eindruck seines eigenen Spiels selbst zum Christen wird und die Wahrheit seines Spiels mit dem Tode bezeugt, muß dem Schauspieler schmeicheln, die Gelegenheit, ein Bühnenspiel von allen Seiten, vorher und nachher zu zeigen, dann aber auch zwischen das Bühnenspiel und das Publikum noch ein Publikum einzuschieben, ein gespieltes nämlich, und noch gleich eins dazu mit einem mächtigen Kaiser und seinem versammelten Hof, gar aber dann der Uebergang von der Täuschung zur Wahrheit, wo man eine Zeit gar nicht mehr unterscheiden kann, was noch Spiel, was schon blutiger Ernst ist, wie muß das jeden derben Theatersinn erregen, den nicht ein warnender Geschmack gerade vor dieser brünstigen Häufung sicherer Effekte zurückhält! Nun aber die Verse, die zitiert waren mit ihrem dunklen Hölderlinklang und dazu noch einer Hast

und wilden Hitze des Emportaumelns aus glühenden Tiefen, wie nur zuweilen in den Erektionen unserer überkleistenden Expressionisten, aber eines Dichters Verse von so holdseliger, zartester Frömmigkeit, wie sie reiner und süßer kaum von den gottestrunkenen Lippen der Mechtild von Magdeburg floß! Sardou mit Droste-Hülshoff in einer Person, kann denn das sein? So ließ ich mir das Buch kommen (Josef Köselsche Buchhandlung Kempten und München). Und jetzt, lieber Heine, muß ich mich sehr zusammennehmen, um Sie nicht hymnisch anzustrudeln, was doch unter uns Auguren wenig Sinn und noch weniger Wirkung hat, aber lesen, Heine!, lesen müssen Sie das, dann spielen Sie's ja gleich! Denn das Allerseltenste wird hier Ereignis: Hier ist einem hohen Dichter ein gewaltiger Theatermensch gesellt und wie nur bei den gebornen Dramatikern schlägt in dieser Dichtung das Herz der Schauspielkunst! Es schlägt so stark, daß Heiden und Juden und Türken und Ketzer und Spötter und Leugner, ich möchte wetten, überhören werden, wie fromm es schlägt, also könnten Sie's doch ruhig wagen, lieber Freund!"

22. Nov. Heute wird der edle Fritz Mauthner siebzig. Welch ein Weg vom vorwitzigen Prager Studiosus über den kritischen Führer Berlins durchs Dickicht nihilistischer Sprachkritik zur entsagungsvoll lächelnden Weltverzeihung des Weisen in seiner waldumrauschten, traulich beseelten Einsamkeit des Glaserhäusls am Bodensee! Hat Oesterreich, immer treulos, auch ihn vergessen? In den letzten dreißig Jahren schritt kaum einer durch unsere Geisteswelt, den er nicht durch ein helfendes Wort, durch seinen gütigen Blick bestärkt und gesichert hätte! Wenn jetzt die sechs Bände seiner ausgewählten Schriften kommen, die die Stuttgarter Deutsche Verlagsanstalt verheißt, will ich mich treulich von ihnen noch einmal durch sein strenges, gestähltes, fruchtendes Leben geleiten lassen, von „Nach berühmten Mustern" (worin doch schon der Sinn der Sprachkritik keimt) über den „Letzten Deutschen von Blatna" und den „Armen Franischko" bis zum „Letzten Tod des Gautama Buddha"! Vitae summa brevis spem nos vetat incohare longam.

Im Oktoberheft des von Otto Kaus herausgegebenen „Sowjet“ werden Betrachtungen über die Schundliteratur angestellt, zu der „Ungebildete“ ja genötigt sind, so lange die Kunstliteratur sich einer Geheimsprache bedient. Und merkwürdig sei, daß gerade „je universaler die Weltgemeinschafts- und Verbrüderungsgefühle werden, welche in den letzten Jahren viele Autoren von sich aussagen, desto exklusiver die Form und die Sprache wird, in der sie es tun; bald versteht sie nur mehr ein ganz kleiner Kreis von Eingeweihten: der Dichter schließt jedes atmende Geschöpf in seine Seele ein, aber die Kluft zwischen den Millionen unterdrückter Menschen und seinem Buch ist unübersteigbar.“ In der Tat ein schreiendes Mißverhältnis: immer klarer empfinden schon seit den achtziger Jahren die Geistigen den unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem Geist und allen irdischen Gewalten, immer mehr hoffen sie, vertrauen sie nur noch auf das Volk, aber indem sie sich dem Volke darum immer mehr zu nähern trachten, finden sie sich von ihm nur immer weiter entfernt, weil sie ja, mit ihm fühlend, mit ihm denkend, doch längst nicht mehr mit ihm reden können. Die Sprache ist ein Verkehrshindernis geworden, und zwar, wunderlich genug!, gerade seit die „Gebildeten“ und das Volk begannen, ungefähr dieselben Worte zu gebrauchen. Im Mittelalter schied sich die Mundart der Wissenschaft und der Kunst noch rein von der des Volkes: der Denker wie der Dichter sprach Latein, das Volk mit der Zunge seines Stammes. Das Unglück fängt erst mit dem „Schriftdeutsch“ an, das der „Gebildete“ von vornherein verdirbt, weil er unwillkürlich aus dem Latein, das er gewohnt ist, unheimische Bräuche hereinträgt, weil er es unwillkürlich lateinisch „konstruiert“, wodurch es denn gleich von Anfang an dem Volke verdächtig ist und immer unbehaglich bleibt, ja fast unheimlich. Daß die Sprache des deutschen Denkers, des deutschen Dichters zwar der Sprache des Volkes ähnlich klingt, aber befremdend und anstrengend für das Volk, daß sie dem Volke von obenher klingt, daß es das Gefühl hat, dazu stets erst sozusagen den Hut abnehmen zu müssen, das erschwert unter uns jede Verständigung zwischen Geist und Volk. So blieb uns kein Ausweg als der in die Musik, die denn auch den Deutschen zur Mutter- 28. Nov.

sprache geworden, ja die das einzige Gemeingut aller Deutschen ist, das einzige, was sie sich als Nation fühlen läßt; ihre gemeinsamen Angelegenheiten sind immer nur von der deutschen Musik besorgt worden. Und nur, wenn die Dichtung sich der Musik nähert oder aber aus den alten Brunnen der Mundarten schöpft, kann sie hoffen, auch über den engen Stand der „Gebildeten" hinaus zu wirken, nicht bloß Staunen und einen dürftigen Respekt des Volkes erregend, sondern es ins Herz treffend. Wer im Dialekt dichtet, heißt bei uns ein Volksdichter; das ist bezeichnend: fast als ob wir uns überhaupt nicht vorstellen könnten, daß auch ein hochdeutsches Gedicht einmal ins Volk geht. Und wie dicht an der Mundart hält sich der „Sturm und Drang", wie wunderlich fällt dem jungen Goethe gleich immer wieder der Volkston ins pindarisch angestimmte Wort, wie hängen Brentano, die Brüder Grimm, Görres, Uhland, ja Mörike noch an den Lippen des Volkes! Und ebenso dann doch auch wieder Arno Holz und der junge Hauptmann! Inzwischen aber war im „Jungen Deutschland" aus dem Dichten und dem öffentlichen Reden ein Beruf, ein Gewerbe geworden, worin nun, wer es trieb, vor allem auffallen wollte, um die Kundschaft anzuziehen: es entstand der „Literat", dessen Wort überhaupt nichts mehr zu sagen hat, sondern nur noch glänzen soll, ihn schmücken, sein Geschäft vor anderen auszeichnen, eigentlich also nur als wohlarrangiertes Schaufenster wirken soll. So wird die Sprache jetzt zum Plakat, das seine Schuldigkeit getan hat, wenn es nur grell und schrill genug ist, um den vorübereilenden Passanten so zu verblüffen, daß er vor Schreck einhält und neugierig aufblickt. Die Sprache hört auf Mitteilung zu sein, sie ist nur noch Anruf. Wie jene modischen Namen, aus den Anfangsbuchstaben von Worten gebildet, Aege oder Oaka oder Oete, sinnlos, nichtssagend, aber eben durch ihre Fragwürdigkeit aufreizend, so verliert auch die Sprache selbst allmählich jeden eigenen Sinn, sie tut den Dienst der Verständigung nicht mehr, ihr eigentlicher Reiz wird jetzt, unverständlich zu sein, so völlig, daß man händeringend fragt, was denn dies um Gottes willen zu bedeuten habe! Der „Ausdruck" emanzipiert sich immer mehr von jedem Inhalt, der Ausdruck drückt nichts

mehr aus, der Satz wird zur Charade, die Literatur zur Rätselecke der Nation. Nur einer Zeit, die bloß noch der Ungewißheit alles Daseins gewiß war, an gar nichts Festes, den menschlichen Vereinbarungen Entrücktes mehr glaubte, ja den bloßen Begriff der Wahrheit, einer wirklich wahren, einer sich auf alle Fälle, selbst ohne Zustimmung und ohne Zutun des Menschen, ja gegen diesen bewährenden Wahrheit verloren hatte, konnte dies erträglich sein. Jetzt aber taucht aus ihr eine neue Jugend hervor, wieder nach Sinn, Gehalt und Bedeutung des Lebens, nach etwas Standhaftem und Stichhaltigem in uns, und nicht bloß in, sondern auch über uns verlangend, und gerade dieses ungeheuere Verlangen nach Ernst, nach dem tiefsten innern Selbst der Erscheinungen sieht sich nun an diese ganz zum bloßen Spiel, ganz Willkür und Eigensinn und Laune gewordene Sprache gewiesen, ja selber in ihre Fallen verfangen! Ein Geschlecht, zum Bersten voll von dem, was es alles zu sagen hat, soll dies in einer Sprache, deren stärkster Reiz es ist, ganz nichtssagend geworden zu sein! Das ist der höchst paradoxe Fall des Expressionismus: er muß sich jetzt erst wieder eine Sprache schaffen, eine nicht bloß in sich mit sich selber spielende, sondern ausdrückende, mitteilende, verständigende Sprache. Die Gefahr ist, daß er dabei selber auch wieder an eine willkürliche, statt der notwendigen, gerät. Und recht eigentlich die Lebensfrage der Expressionisten ist es darum, ob unter ihnen ein Sprachgenie sein wird, ein schöpferisches, das wieder einmal dem verborgenen Quell den Urlaut unseres Volkes abzuhören vermag, wie Luther einst, wie der junge Goethe, wie die Brüder Grimm. Aber bisher hat diese neue Jugend noch immer die Sprache nicht wiedergefunden, sondern auch wieder nur ihren Jargon. Denn wirklich in den Jargon, in ein Rotwelsch, einen Slang, wenn auch sehr preziöser Art, gerät die Rede der Expressionisten unwillkürlich immer wieder. Das hat seinen Reiz, denn es zwingt den Hörer, wenn er halbwegs einen Sinn erraten will, zu hochgespannter eigener Mitarbeit; er ist schon sehr stolz, wenn es ihm nur ungefähr gelingt, sich überhaupt irgend etwas dabei denken zu können. Gerade dem Redner aber, der wirklich etwas zu sagen hat, wird diese Zweideutig-

keit aller Reden zum Hindernis, er ringt vergebens mit ihr und leicht geschieht's ihm, daß er an ihr erstickt. Das empfand ich jetzt wieder sehr stark beim Lesen der „Geburt" von Fritz Uhl. Dieses ist offenbar eine der großen Abrechnungen, womit hochgesinnte Jünglinge beim Eintritt ins Leben, bevor sie sich es nun aneignen und es für ihre Sendung gebrauchen werden, gern noch einmal alle Vergangenheit um sich versammeln, zum Abschied noch einen letzten Blick auf die Welt, wie sie vor ihnen war, werfen und sie dann entlassen, tief bei sich gewiß, daß jetzt, mit ihnen selbst, eine neue beginnt. Dieses Gefühl der Berufung zum Richteramt über die Gegenwart, zur Entscheidung, wie viel vom Erbe der Väter Geltung behalten, wie viel verworfen werden soll, zur Gesetzgebung der Zukunft, ein Gefühl, das recht eigentlich die starken Generationen ankündigt und von den bloß übernehmenden, bloß vermittelnden unterscheidet, gibt sich in Uhls rhapsodischem Entwurf (den er selbst eine „Komposition" nennt, damit eingestehend, das er über allen bestimmten Gattungen vagiert) mit großer Willenskraft kund. Etwas gewaltiges fühlt der Leser hier unternommen, es treibt ihn, atemlos taumelt er mit, von Seite zu Seite gewärtig, daß Ungeheures geschehen wird. Geschieht es? Ja, das weiß ich eben eigentlich nicht! Ich blieb, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, zuletzt erschöpft zurück, als ob ich Großes erlebt hätte, doch nur in einem Traum, auf den ich mich aber erwachend dann durchaus nicht mehr besinnen konnte, von dem ich nichts als Schweiß, eine nachzitternde Furcht und das Aufatmen, entronnen zu sein, behielt. Und fraglich ist, ob vielleicht auch der Dichter selbst sich seines Traumes nicht mehr erinnern kann oder aber bloß noch nicht die Kraft hat, ihn in Gestalt zu beschwören. Die Schönheit dieser Dichtung ist ihr stolzer Schritt, ihr Eilmarsch: sie geht so tapfer darauf los, sie geht im Sturm entgegen! Aber wem? Wohin? Es mag an mir liegen, daß ich das nicht weiß, ich alter Mann. Die Jugend mag diesen jungen Dichter besser verstehen, weil sie ja, was er zu verkünden hat, alles schon selber weiß. Wozu dann aber eigentlich erst noch überhaupt Verkündigung, wenn sie nur den erreicht, der sie schon selber hat? Gerade weil ich so stark das Eigenwort dieser

Jugend auf ihren Lippen liegen fühle, kann ich mir nicht daran genügen lassen, daß sie nur immer heftig winkt und große Zeichen ihrer Aufregung gibt: es wird Zeit, daß sie sich mitteilen lernt! Der Augenblick ist zu groß, als daß diese Jugend, die jetzt über unsere Zukunft, ja vielleicht, ob uns überhaupt noch eine Zukunft beschieden ist, entscheiden wird, ihre geistige Wirkung auf einen geheimen Kreis von Adepten oder Mitverschworenen beschränken dürfte! Zum erstenmal wagt unsers deutsches Volk jetzt, selbst sein Schicksal aus eigener Kraft frei zu bestimmen. Der Dichter ist der geborene Vertrauensmann des Volkes, sich selber will es von ihm ausgesprochen hören! Was aber sollen uns da Dichter, die das Volk sich erst übersetzen lassen müßte?

Nachricht vom Tode der Gräfin Melanie Zichy. Welch eine wunderbar reine, feste, stille Gestalt geht mit der fast Siebenundachtzigjährigen dahin, wieviel Erinnerungen nimmt die Tochter Metternichs, des stolzen, weltgebietenden Staatskanzlers Klemens Metternich, mit sich ins Grab! Unvergeßlich ist mir die Stunde bei ihr, heuer im März, in Hansens rotem Sina-Palais mit den Fresken Rahls, dort auf dem Forum der römischen Festung Vindobona. Sie selber aber in ihrer schlichten Würde, halb Hausmütterchen, halb Regentin, schon fast entrückt, doch noch lebhaft dem Tage zugetan, Vormärz und Ewigkeit zugleich, auf diesem geschichtlichen Platz selber auch ein lebendes Stück Geschichte, saß am Fenster der engen Stube, leicht über das schmale Tischchen gebückt, ein Hörrohr in der noch festen Hand, und wie nun in ihrem Wesen Adel der Geburt mit dem des hohen Alters, Güte mit Strenge, der Ernst eines langen Lebens mit einer fast mädchenhaften Schalkhaftigkeit zusammenfloß, das war von einem unbeschreiblichen Reiz: aus ganz bestimmten Zügen einer abgeschlossenen Gesellschaft in einer schon längst historisch erstarrten Epoche schien da vor mir eine ganz zeitlose, höchst lebendige Märchenfigur geworden. Welche Seelenheiterkeit, und bei welcher Seelenfestigkeit! Die Milde selbst, aber unbeugsam im Rechten und noch ganz jugendlich aggressiv gegen alles Halbe, gegen alles Paktieren, gegen jeden faulen

1. Dez.

Frieden! So mannhaft wie diese alte Frau weiß ich wenige Männer; und niemals im Leben bin ich schmeichelhafter ausgezankt worden. Irgendwie gerieten wir nämlich ins Politisieren und sie begann mich über das Kompromiß zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen zu verhören, das ich, meine politische Unschuld beteuernd, diesen beiden Parteien gleich abgeneigt, mit Mime wünschend: „O brächten beide sich um!", dennoch entschuldigen, ja befürworten zu müssen glaubte, faute de mieux, als Schutz vor Plünderungen, Straßenraub, Judenhetzen, kurz: Schrecken in allen Farben. Das aber nahm sie mir gewaltig übel. Sie nämlich, die hohe Achtzigerin, wollte solchen Schutz gar nicht, er schien ihr ärger als wovor er schütze; dieser schleichende Schrecken seit dem Abfall der Menschheit von der göttlichen Weltordnung, seit der großen französischen Revolution, immer wieder notdürftig zugestopft, doch unterirdisch weiter schwärend, niemals ganz aufbrechend und ausbrechend, eben darum aber auch niemals verrinnend, niemals entleert, sondern immer von neuem unter dem Schutt fortschwälend, statt endlich einmal so durchzubrennen, daß er dann aber auch ausgebrannt wäre für alle Zeit, dieses Fortwusteln in einem allen gleich unerträglichen Zustand zwischen Leben und Sterben sei das Schimpflichste! Recht und Unrecht in Eintracht, Ordnung und Aufruhr an einem Tisch, Wahrheit und Lüge Hand in Hand — ja da müßten doch eigentlich sogar Unrecht und Aufruhr und Lüge selber schamrot werden! „Also lieber Bolschewismus?" fragte ich lächelnd. Und sie zögerte keinen Augenblick, zu beteuern: „Aber zehntausendmal lieber! Denn da weiß ich doch, woran ich bin! Aber es sich weder mit dem lieben Gott noch mit dem Teufel ganz verderben, sondern auf alle Fälle mit beiden sich's „richten" wollen, das geht über meinen Hausverstand!" Dann aber fuhr sie fort: „Und um den Bolschewismus kommen wir ja doch nicht herum! Weder so noch anders! Wir können nicht mehr von ihm abbiegen! Wir müssen auf ihn zu, müssen durch ihn durch, bis an sein Ende durch. Dann erst kommen wir auf der anderen Seite vielleicht wieder über ihn hinaus, ins Freie! Die Geschichte läßt einmal angefangene Sachen nicht mitten drin unvollendet liegen;

eine solche Schlamperei sieht ihr gar nicht gleich!" Und sie wiederholte: „Durch! Bis ans Ende durch! Und dann über dieses Ende hinaus, um wieder vom Anfang zu beginnen: in Gott!" Da verklärte sich ihr altes, hartes Gesicht, das vom hohen Fenster her, während das lange, schmale Gemach schon in Dämmerung lag, noch einen letzten Tagesschein erhielt, und wie weither klang die Stimme jetzt, als sie von ihrem Vater erzählte, dem Staatskanzler, der dies alles immer schon vorausgewußt, vorausgesehen, vorausgesagt. Dadurch nämlich, daß Napoleon die große Revolution unterbrochen, ihren natürlichen Verlauf aufgehalten und ihre Willenskraft, durch klugen Gebrauch französischer Ruhmsucht, auf den Krieg abgelenkt hätte, sei zwar Frankreich zunächst gerettet worden, aber nun ein noch unverdauter Rest von Revolution sozusagen der Menschheit im Magen liegen geblieben, der sie solange quälen werde, bis sie ihn erbräche, bis einmal irgendwo das Experiment der Revolution erst an sein Ende durchgeführt wäre, bis ad absurdum. Dieses Experiment wolle ja beweisen, daß der Mensch den lieben Gott und sein Gesetz heutzutage nicht mehr nötig hat, sondern sich dies alles hier auf Erden jetzt aus eigener Kraft seiner menschlichen Vernünfte schon ganz allein viel besser arrangieren kann. Seit ihm das einmal eingeredet worden, sei dieser moderne Mensch zu neugierig erpicht darauf, um sich jemals wieder davon abbringen zu lassen, es sei denn durch das Experiment selbst. Der Mensch glaubt es besser zu können als Gott, und so wird er, was man ihm auch sagen mag, immer antworten: Ich will's aber jedenfalls einmal probieren! Und er wird nicht ruhen, so lang es nicht bis ans Ende probiert ist! Die Hoffnung, daß er vielleicht doch auf halbem Wege stehen bleibt, sei wirklich albern. Warum denn auch? Einmal auf dem Wege, kann er gar nicht mehr zurück, er muß vorwärts, er muß jetzt schon bis ans Ende. Dort wird's sich ja zeigen! Dort werden es dann alle sehen! Und sehen sie, daß es eben ohne Gott doch nicht geht, da kehren sie dann um und kehren wieder heim zu Gott! Das hätte die gute Gräfin gern noch erlebt, und weil ihr jenes Kompromiß das nur unnötig zu verschleppen schien, war sie recht ärgerlich. In diesem Aerger aber stak noch mehr: der heilige

Zorn einer reinen Natur, der die Wahrheit etwas aus einem Stück, etwas Ungeteiltes und Unteilbares ist, wovon man sich nichts abhandeln lassen kann.

4. Dez. Nun hat mein lieber Franz Löser mit dem „Kriegerdenkmal", seinem neuesten Stück, auch wieder einen fröhlich lärmenden Erfolg! Er weiß, daß ich ihm's von Herzen gönne; so wird er hoffentlich nicht mißverstehen, wenn ich bekenne, daß mir jetzt aber schon zuweilen ein bißchen für ihn bange wird. Nämlich gerade weil ich mit ihm weit höher hinaus will als er offenbar selbst, muß ich fürchten, daß man es ihm zu leicht macht. Es wird, scheint mir, jetzt Zeit für ihn, bald einmal gründlich durchzufallen. Man braucht das zuweilen, und ich weiß aus Erfahrung, wie gut es einem tut. Nur die schweren asthmatischen Begabungen haben's nicht nötig. Er aber in der Sorglosigkeit seines inneren Reichtums lernt sonst nie, sein Talent endlich an die Leine zu nehmen. Und es wäre zu schad um ihn, er bringt so viel mit! Vor allem ist er ein geborner Theatermensch, dem sein eigenes Leben selber unwillkürlich dramatisch wird. Und noch dazu mit der gewissen „Theaterpratzen", in der, was sie berührt, alles gleich zu knallen anfängt. Armer Leute Kind, bald von den Eltern weg, Schlosserlehrling, Wanderbursch, Athlet, Tierbändiger, Ringkämpfer, Soldat, eingerückt, im Feld, im Spital, im Soldatenrat, ist er jetzt mit Erlebnissen, mit Ereignissen so vollgestopft, daß, wo man ihn nur antippt, immer gleich Erinnerung an ein Abenteuer urlebendig aus ihm aufspringt. Dann hat er auch das große Glück, von unserer sogenannten „Bildung" wenig verdunkelt zu sein: er blickt mit hellen Augen noch dem Leben unmittelbar ins Gesicht. Uns armen mit Mittelschulunterricht geschlagenen Leuten redet, wenn wir uns auszusagen anfangen, gleich so viel Angelerntes drein, wir wissen, bevor wir selber zu schreiben beginnen, längst zu gut, was und wie man zu schreiben hat, die ganze deutsche „Bildung" läßt uns gar nicht zu uns selber kommen, denn was wir erleben, haben wir doch immer vorher schon längst irgendwo gelesen. Er aber entdeckt Schritt für Schritt sein Leben noch selber, unvorbereitet; er kann sich noch

wundern. Wir haben doch alle vielleicht unsere beste Kraft damit vertan, erst das Angelernte, den ganzen Wortschwall, all das Mechanische wieder vergessen zu lernen, um aus der vermaledeiten „Bildung" wieder zur Natur auszubrechen, zu einer zweiten Unschuld; refaire une virginité, das war unser Hauptproblem. Er aber, ein geborner Theatermensch, doch dabei noch ganz unverdorben, frisch vom Zapfen seines urkräftigen Instinkts — welch ein Glücksfall! Für ihn selbst nicht bloß, sondern auch für uns, für die deutsche Bühne! Und er lasse sich nur um Gotteswillen nicht weismachen, daß es ihm an „Bildung" fehle! Vielmehr macht dies gerade, daß er sich nicht erst durch den Schleim und Brei gestockter „Bildung" hat durchfressen müssen, ihn so stark. Nein, was ihm fehlt, ist nicht „Bildung", ihm fehlt das Handwerk seiner Kunst! Einfälle schüttelt er in so dichten Haufen aus den Aermeln, daß man in die Hände klatscht, es ist auch herrlich, nur soll er sich nicht täuschen lassen: es ist nicht Kunst, es ist vorderhand nur Material, es muß erst noch durch das Handwerk durch, um Kunst zu werden. Und eher kann noch einem Handwerker, dem nichts einfällt, ein Stück gelingen, als daß aus einer Fülle von Einfällen jemals ohne Handwerk ein Stück wird, ein richtiges Theaterstück. Sein Handwerk muß er lernen: Szenen zimmern, Akt um Akt bauen, Gestalten einander anmessen, Wirkungen abwägen, auswägen, Ueberraschungen vorbereiten, Vorbereitungen verheimlichen, kontrapunktieren, fugieren und dann immer auch noch ein bißchen schwindeln, denn nur durch einen gelinden Zusatz von List und Trug wird die strenge Wahrheit der Natur dem Menschen erst erträglich, und dazu hat er ja nämlich die Kunst erfunden, lieber Löser!

Auf meinen Glückwunsch zum Sechziger schrieb mir Karl Kautsky 10. Dez.
neulich, unserer Jugendzeit nachsinnend: „Jeder von uns gedachte damals den Himmel zu stürmen ... Wir haben ihn nicht erstürmt, aber aus den Wolken sind wir doch auch nicht gefallen." Dieser Satz, in seiner guten Mischung von Resignation und Selbstgefühl, wäre die richtige Grabschrift unserer Generation. Sie hat nicht, wie wir uns damals vermaßen, Epoche gemacht; wir waren kein großes

2

Geschlecht. Aber wenn man unser Werk mit dem der Väter vergleicht: was wir von 1880 bis 1920 erwirkt haben, mit dem Ertrag der Arbeit von 1840 bis 1880, so wollen wir der Jugend von heute nur wünschen, daß auch sie dereinst, um 1960, so guten Gewissens auf sich zurückblicken darf, wie wir jetzt auf uns. Es war freilich nicht Wirkung in Höhen und Tiefen; es war mehr Wirkung ins Breite. Von unserer Zeit wird man einst sagen, aber ohne Ironie: die Masse hat es ausgemacht! Mein Jugendtraum war, wir würden eine neue Menschenart bringen. Nein, das ist uns nicht beschieden gewesen. Aber heute nimmt doch eine viel größere Zahl von Menschen bewußt an der Menschheit teil als vor uns. Und wir haben die Vorherrschaft des „theoretischen" Menschen gebrochen, wir sind dem ganzen Menschen in all seiner Fragwürdigkeit jetzt doch wieder näher. Das volle Leben, das im XVII. Jahrhundert von auserwählten Einzelnen versucht wurde, könnte jetzt einmal gemeinsam entworfen werden: ein zweites Barock auf breiterem Grund, ein Barock auf Volksgrund ist möglich geworden. Breite, werden Zweifler sagen, auf Kosten der Höhe! Das ist es ja, was man schon unserer Generation vorwirft und für die nächste, nach den ersten Zeichen, die sie gibt, noch mehr befürchten zu müssen glaubt: denn in dieser scheint es unbegabte Menschen überhaupt nicht mehr zu geben, es ist ihre Signatur, daß in ihr jetzt jeder Talent hat. Aber ist denn das, was jedermann hat, ist das dann eigentlich noch Talent? In Wissenschaft und Kunst ist hohes Können so gebräuchlich, ja man könnte sagen: das Ungewöhnliche ist jetzt schon so gemein geworden, daß nun noch darüber empor bis zur Auszeichnung zu dringen fast gar nicht mehr möglich scheint. Es gibt keine Meister mehr; oder es gibt so viele, daß der Name nicht mehr ehrt. Aber wenn heute so viele wie niemals zuvor die Würde der Meisterschaft ansprechen dürfen, wer unter ihnen hätte jene letzte Höhe der Vollendung erreicht, auf der dann die Vortrefflichsten aller Zeiten einander über die Zeiten hinweg die Hände zum Bunde reichen? Hat irgendein Volk jetzt in Wissenschaft oder Kunst einen wie Goethe, wie Balzac, wie noch Dostojewski, noch Whitman, noch Nietzsche die ganze Zeit oder

doch ein ganzes Volk summierenden Mann? Oder auch nur ein einziges Werk, das in jene zeitlose Höhe zu gelangen erwarten könnte? Hauptmann, in der Zeit des Hannele, schien daran, die ersten Verse des jungen Hofmannsthal verhießen es, beide hatten mit George, d'Annunzio und Maeterlinck das Wissen um diese Höhe, die Sehnsucht nach ihr, den Anlauf gemein; doch es blieb unergiebig. Und so hätte diese ganze Zeit kein unsterbliches Werk vermocht? Keine „Vita nuova", keinen „Don Quichotte", keinen „Werther"? Ja hat sie denn auch nur einen „Nachsommer" vermocht? Wir fühlen, daß da noch ein Unterschied ist, der sich freilich kaum aussprechen läßt: irgendwie gehörte schon der Nachsommer auch in die reinste Region der Kunst, er traut sich nur sozusagen selbst nicht ganz hinein. Barrès schrieb in seiner Jugend einen Roman, „Le Jardin de Berenice", da hat man dasselbe Gefühl; ganz wie schon bei Hölderlin oder Novalis: sie bleiben vor Ehrfurcht an der Schwelle der höchsten Kunst. So Claudel auch. Aber welcher deutsche Dichter unserer Zeit kam auch nur bis an diese Schwelle? Trakl starb vorher. Blieb diese ganze Generation bei so hohem Willen dennoch unvermögend? Wie froh bin ich, nun doch noch einen von uns auf der Schwelle zu sehen! Und als ein hohes persönliches Glück empfinde ich das, fast als eine Rechtfertigung für uns alle! Denn so ist doch unser Tun kein eitles gewesen, wenn es zuletzt einen von uns vor das Angesicht der großen Kunst gebracht, wenn es ein Werk ergeben hat, das über den Zeiten fortleben wird: Thomas Manns „Gesang vom Kindchen" wird unser Denkmal sein! Fünfzig Seiten Hexameter. Zur ersten sagt man leichthin: Aha, Hermann und Dorothea! Und aufatmend wiederholt man auf der letzten beglückt: Hermann und Dorothea! Goethe schrieb: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht." Hier ist es das rein Menschliche der Kultur des deutschen Bürgertums, das in dem epischen Tiegel gereinigt wird. Und wenn Humboldt an Goethes Werk „das große Bild von der Lage der Zeit nach der neuen Umgestaltung der Dinge" rühmt, „worauf das ganze Gedicht wie auf einer ungeheuren

Basis ruht", so fehlt es auch hier an einer solchen ungeheuren Basis nicht: ins Idyll liebevoller Häuslichkeit blickt des Weltkriegs rasendes Auge, blickt das zerstörte Vaterland herein. Und wenn Goethe bekennt, er habe „da hinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag seines Daseins verwendet", so wird auch hier aus der Erzählung vom Kindchen, wie der Vater es uns bald im Bade, bald beim Putze, dann wieder hinter dem Gittergeländer des tiefen Bettchens oder im Körbchen schlummerd, zuletzt aber gar in großer, zur Feier der Taufe vereinter Gesellschaft zeigt, sachte ganz unwillkürlich das reinste Selbstbildnis des Dichters: was er uns sonst in seinen Werken nur in Umgestaltung maskenhaft ahnen ließ, hier schlägt er es bis ins Herz hinein vor uns auf! Und auf die allereinfachste Art: er läßt nur alles Unwesentliche weg, so bleibt ihm das Leben selber in der Hand! Er betrachtet die Züge der kleinen Schläferin:

„Heimat und phantastische Ferne treffen sich in dir,
Kindchen; Nord im West und östlich tieferer Süden,
Nieder- und Morgenland. Von gelber Wüste erzählet
Mir das zierlich vorgebaute Untergesichtchen
Und das arabische Näschen. Lächelt mir freundlich dein Auge?
Blau zwar strahlt es wie nordisch Eis, doch zuweilen kaum faßbar
Meinem prüfenden Sinn, aus seiner Tiefe erdunkelt's
Irgendwie süß und exotisch, in fremder Schwermut — indes doch
Blond die Braue dir steht, ganz wie den hansischen Vätern.

Doppelt ist deine Heimat, niederdeutsch und exotisch,
Wie meinem Sinn die Vaterstadt zwiefach stehet: am Hafen
Einmal der Ostsee, gotisch und grau, doch als Wunder des Aufgangs
Noch einmal, entrückt, die Spitzbögen maurisch verzaubert,
In der Lagune — vertrautestes Kindheitserbe und dennoch
Fabelfremd, ein ausschweifender Traum."

Enthalten diese paar Verse nicht eigentlich alles, was in den Buddenbrooks und in Fiorenza und im Tod in Venedig steht? Und wieder, wenn er dann, bei der Taufe, von dem einen der Paten, einem jungen Invaliden sagt:

„Dir stand im gläubigen Herzen ein anderes Deutschland: das wahre.
Für das tiefsinnige Vaterland zeugtest du, welches den Fremden
Zwar ein Fremdes war und ein hohes Aergernis immer,
Aber auch Ziel ihrer Ehrfurcht und ihrer heimlichsten Hoffnung: —
Nicht für das selbstvergessene, das strotzenden Leibes sich aufhob,
Sich zum Meister zu machen des gegenwärtigen Weltstands."

Ist in diesen sechs Zeilen nicht alles versammelt, was er in den „Betrachtungen eines Unpolitischen" den tauben Deutschen einzubleuen sich vergebens mühte, fast der einzige, der damals Deutschland ganz erkannte, die furchtbare Schmach erkannte, der es verfallen war, aber auch die hohe Sendung, zu der es auserwählt bleibt? Wie wunderbar aber empfinden wir dabei die sanfte Macht der Dichterhand, die, was sie berührt, sogleich demaskiert und uns, was es auch sei, Lust oder Leid des Augenblicks, darin die stillen Züge der Ewigkeit erkennen läßt. Was ist denn eigentlich Großes dabei, wenn einem zu vier Kindern nach einer Pause noch ein fünftes beschert wird? Aber groß wird's, wenn er daran erlebt, daß wir überhaupt nur Großes erleben, bei jedem Blick, in jedem Laut! Und deutsch ist, seit Jung-Siegfried die Sprache des Waldvogels verstehen gelernt, daß uns jeder Grashalm genügt, um die Größe des Schöpfers daran zu schauen. „Das Große posaunet sich nie aus", hat Stifter gesagt, und wirklich Stifter-Art hat dieser „Gesang vom Kindchen", er ist, wie Stifter von der Kunst verlangt, „Arbeit an dem Himmlischen dieser Erde". So führt uns dieses Werk über Stifter an Stelzhamers Ahnl vorbei zum armen Spielmann und zur Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl bis an Hermann und Dorothea zurück und stellt den Zusammenhang unserer Generation mit der großen deutschen Dichtung wieder her. Ueber Hermann und Dorothea schrieb die Barbara Schultheß an Goethe: „Ist's einem doch, der alte Homer lebte unter uns — und erzähle Geschichten unserer Tage." Genau so wird's einem hier wieder! Denn das ist das Merkwürdige: wenn uns nur ein Deutscher recht aus seines Herzens treuer Einfalt und, wie wieder Stifter es einmal nennt: „nichts anderes als die Sachen gebend", Geschichten

erzählt, dann lebt gleich immer wieder der alte Homer unter uns, wir müssen schon irgendwie ganz geheimnisvoll dem Griechensinn verwandt sein! Und so mag auch Mann von sich sagen:

Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Auch die traurigen Zeiten, sie führ ich vorüber;
Aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht.
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernen wir kennen und Nationen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreu'n!

Wie doch da Vers für Vers Goethes auf Mann und unsere Gegenwart stimmt! Vor allem diese beiden Sätze: „Aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht" und: „So laßt uns, unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreu'n". Der Deutsche braucht ja wirklich nur endlich wieder einmal sein eigenes Herz kennen zu lernen und er wäre gesund und es siegte der Mut! Was schiert uns Macht und Ruhm und Lohn? Der Deutsche hat in sich selber Welt genug, um jede äußere entbehren zu können! Hört den Gesang vom Kindchen, da klingt das alte heilige Deutschland wieder, das unsterbliche!

25. Dez. Diese wunderschönen Avalundrucke, die Julius Brüll, von den hellen Augen Artur Rößlers beraten, jetzt ediert, sind mir ein höchst willkommenes Geschenk. Schon der Name des neuen Verlages spricht mich traulich an: Avalun, das Feenland, von der Schwester König Arturs mild beherrscht, Heimatland uralter Sehnsucht! Ja, das bleibt uns, wenn wir auch alles verlieren. Und wie viel Avalun jeder von uns heimlich in seiner Seele trägt, das ist die Frage, die jetzt dieses ungeheure Schicksal an uns stellt ... Der erste dieser meisterhaften Drucke bringt Andersens „Reiseblätter aus Oesterreich" mit zwölf Radierungen von Luigi Kasimir: diese Blätter der Bozener Laubengasse, des Wiener Kleppersteigs und der Prager

Karlsbrücke lassen uns mit Augen greifen, daß dies alles doch beisammen bleibt, was auch Menschenwillkür immer meine. Der zweite begleitet Hans Müllers Erzählung vom „Spiegel der Agrippina" (deren Einfall, wahrhaft Oskar Wildes würdig, dann freilich im Ton nicht ganz durchgehalten wird) mit Radierungen Stephan Slawas. Der dritte, mir der liebste, buchtechnisch das Meisterstück, gibt den „Tristan"-Text, mit Radierungen von Alois Kolb und einem Nachwort Berthold Viertels, das in seiner gotischen Gedrungenheit das Wagnis besteht, uns über den „Tristan" noch etwas zu sagen. Als vierter folgt Aucassin und Nicolette, von Erwin Rieger übersetzt, von Rudolf Junk geschmückt. So hoher Leistung hätte man sich zu jeder Zeit dankbar erfreut, in unserer wirkt sie rührend, tröstlich und erhebend zugleich: sie zeigt, was wir noch können, zeigt, daß wir noch wollen. Und solange wir noch wollen können, solange wir uns nicht selber aufgeben, solange wir noch wissen, was wir an uns haben, selbst wenn wir auf alles in der Welt verzichten müßten und nichts behielten als unser nacktes Selbst, hat's keine Gefahr. Das klingt ein bißchen nach der Postille, ich weiß. Aber wer älter wird, verliert die schwächende Furcht, banal zu werden. Die paar Wahrheiten, von denen die Menschheit lebt, sind in ihrer eisgrauen Ehrwürdigkeit wirklich schon recht langweilig geworden. Aber es haben sich halt bisher noch keine besseren gefunden.

„Mein Freund, die Menschen so zu lieben, wie sie sind, ist unmöglich. Und doch soll man es nun einmal. Deshalb verbeiße deine Gefühle, wenn du ihnen Gutes tun willst, halte dir die Nase zu und schließe die Augen." Dostojewski im „Jüngling" (Siebenter Band der sämtlichen Werke in der deutschen Ausgabe von Moeller van den Bruck unter Mitarbeit Mereschkowskis, bei R. Piper in München). Ich kannte diesen Roman Dostojewskis noch nicht, der zwischen den „Dämonen" und dem „Karamasow" steht, künstlerisch jenen näher, weil er wie sie so viel zu sagen hat, daß im Gedränge die Handlung noch fast erdrückt und ein einziger ungeheurer Monolog daraus wird; aber man sieht hier den Urstoff zu den Karamasow, 26. Dez.

man sieht sie gleichsam entstehen. Und ich empfinde dabei wieder so stark, was man mir immer nicht glauben will, daß alle diese vermeintlich so stockrussischen Probleme Dostojewskis die Grundfragen des ganzen Abendlands sind; es geht in seinen Romanen immer um uns, um das Schicksal Europas, und zu jeder Stelle Dostojewski vermesse ich mich, Konkordanzen in den Wanderjahren, im zweiten „Faust" oder in der Farbenlehre, bei Balzac, bei Radowitz, Lagarde und Nietzsche, bei Hello und Barrès, bei Newman, Matthew Arnold und Chesterton zu finden: wir stehen alle, wenn auch gegeneinander, doch an demselben Werk! „Mein Gott, das ist ja für uns eben das wichtigste: gleichviel was für eine Ordnung, wenn es nur endlich einmal eine selbstgeschaffene Ordnung ist", heißt's im „Jüngling", und der eine Satz enthält doch eigentlich den ganzen Lagarde, enthält alle „wahrhaft deutsche" Politik, enthält alles, was jetzt wieder Keyserling verkündet, ganz wie, fast mit denselben Worten, die rührende Märchengestalt Peguys es den Franzosen verkündet hat, und was sonst meint denn Gundolfs Goethe mit seinem Drängen aufs „Urerlebnis"? Aber auch der innere Verlauf Deutschlands seit 1890 wird schon im „Jüngling" (ohne Beziehung auf Deutschland) pragmatisch dargestellt: „Es ist nicht mehr der Nachschub von unten, der sich an die höhere Menschenschicht anschließt und mit ihr zusammenwächst, sondern umgekehrt, von der schönen und feststehenden Schicht bröckeln mit fröhlicher Eilfertigkeit Stückchen und Klümpchen ab und scharen sich in einen Haufen mit den Vertretern der Unordnung und des Neides." Daraus zieht Dostojewski dann seinen Begriff der „zufälligen Familie", im Gegensatz zur traditionell erwachsenen. Dies ist ein noch lange nicht in seiner ganzen Fruchtbarkeit erkannter Begriff. Aus „zufälligen" Familien entstanden „zufällige" Völker, bis schließlich die Menschheit Europas „zufällig" wurde: das haben wir erlebt. Und jetzt müssen wir zeigen, wer von uns etwa noch die Kraft hat, aus dem Zufälligen wieder ins Notwendige zurückzufinden. Ist in Europa noch ein Volk, das sich wieder auf das Geheimnis seines eingebornen inneren Wachsens zu besinnen weiß?

„Les hommes ne manquent pas de prétextes pour se nuire quand ils n'en ont plus de cause“, sagt Voltaire, der niemals amüsanter ist, als wenn er, mit verdächtiger Schadenfreude, die Bosheit des Menschen aufdeckt, offenbar zum Trost über seine eigene. 27. Dez.

Ein Kritiker verübelt mir mein neues Lustspiel. Wie kann, wer eben noch mit seiner „Bekehrung“ groß getan, sich noch darin gefallen, die Welt zu verulken? Aber, verehrter Herr, dann doch erst recht! Denn gerade, wer „die Welt“ einmal durchschaut hat, dem bleibt doch wirklich nichts übrig als sie zu verulken. Und wenn Sie das mir nicht glauben wollen, so hören Sie Wagner, der an Liszt schrieb: „Wie bezeichnend ist es nun auch, daß fast alle großen spanischen Dichter in der zweiten Hälfte ihres Lebens sich in den geistlichen Stand zurückzogen. Wie einzig aber ist es, daß von hier aus, nach vollkommener ideeller Ueberwindung des Lebens, diese Dichter dann dasselbe Leben mit einer Sicherheit, Reinheit, Wärme und Deutlichkeit schildern konnten, wie nie vorher, da sie im Leben standen; ja die graziösesten launigsten Schöpfungen sich aus jener geistlichen Zurückgezogenheit zutage brachten!“ Damit ist das Verhältnis des barocken Künstlers, ja überhaupt des barocken Menschen zum Irdischen auf das reinste dargetan: eben indem er den Trug dieser Welt erkennt, sie verläßt und selber nicht mehr mittut, gewinnt er, von drüben her, die Freiheit, nun ruhig in diesen Wahn, den er nicht mehr wähnt, zurückzukehren, um hinfort von dieser Welt zu sein, als wäre er von ihr nicht, an ihr zu leiden, als litte er nicht, sich mit ihr zu freuen, als freute er sich nicht mehr; durch Weltüberwindung gewinnt er die Freiheit, in der Welt mit Welt zu spielen. Diese barocke Freiheit hat freilich einen doppelten Boden: das Spiel, erst als Reiz, als Lust empfunden, wird dann aber auch noch als Pflicht, als Beruf, als unser wahrer Ernst erkannt, und welch ein grimmiger Ernst, wenn wir des ewigen Auges gedenken, das unserem irdischen Spiel zusieht, um uns dafür dereinst zu lohnen und zu strafen. Das sind die Stufen der Erkenntnis: das Leben ein Zweck, das Leben ein Leid, das Leben ein Traum, das Leben ein Ulk, das 28. Dez.

Leben ein Spiel, das Leben ein Gottesdienst! Und wer mit dem Leben ulkt, ist also freilich noch nicht sehr weit, aber immerhin doch schon der Wahrheit viel näher, als wer es noch buchstäblich nimmt. Joculatores Domini hat der heilige Franziskus seine Schar genannt, die Spaßmacher des Herrn. Dem tragisch gesinnten Spießer wird's allerdings schwer, das zu verstehen.

29. Dez. „C'est ainsi que toutes les opinions sont possibles et sortent un jour ou l'autre comme d'une loterie dans cette grand contradiction humaine" (Sainte-Beuve in Port Royal). Die ganze Geistesgeschichte kommt einem wirklich zuweilen wie eine große Tombola vor; aber am nächsten Tag freilich wieder wie eine einzige prachtvolle Fuge.

30. Dez. Trost in Fontane: „Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden — oft trifft das Gegenteil zu." Doch Fontane kennt auch die Bedingung, unter der allein Niederlagen Frucht bringen können: „Jedem Besiegten wird es schwer, den Grund seiner Niederlagen an der einzig richtigen Stelle, nämlich in sich selbst zu suchen."

31. Dez. Das Novemberheft von „La Paix par le Droit" enthält einen sehr ernsten Aufsatz von Lammasch, worin mit einer ruhigen Entschiedenheit, der man doch das verhaltene Herzklopfen eines edlen Zornes anhört, alles Unrecht dargetan wird, das der Friede von Saint-Germain über uns gebracht hat. Ob das aber auf den Sieger großen Eindruck machen wird? Es ist vielleicht gar nicht sein Ehrgeiz, gerecht zu sein; er hat das vielleicht gar nicht vor. Wer wäre denn auch jemals im Augenblick des Sieges für Frau Gerechtigkeit zu sprechen gewesen? Es ist wirklich nicht der psychologische Moment dazu. Durch Kriege pflegen Völker nicht ermitteln zu wollen, was Recht ist, sondern wer die Macht hat, dem andern seinen Willen aufzuzwingen ... Allerdings bringt dasselbe Heft ein sehr merkwürdiges Zitat aus einer Rede André Tardieus (Discours à la

jeunesse française. — Fête des Eclaireurs Unionistes du 22. juin 1919). Da heißt es: „L'Allemange, plus qu'aucun autre pays, était propre à incarner ce système de matérialisme politique. Pendant cînquante ans, elle l'a affirmé triomphalement, grâce au génie de Bismarck. Où est-elle aujour d'hui, elle et son système? A nos pieds. – Jurons donc, pour notre salut commun de ne jamais marcher sur ses traces. Nous n'aurions pas, pour y marcher, les mêmes qualités qu'elle et plus vite qu'elle encore, nous connaitrions le juste châtiment de l'immanente équité." Es ist sehr schwer, aus der Ferne der Stimme eines einzelnen anzuhören, wie weit sie in seinem eigenen Land trägt. Aber wenn sie dort Gehör, wenn sie gar ein Echo, wenn Frankreich die Kraft fände, den Siegesgeist niederzuringen, die Kraft zur Gerechtigkeit?! Doch dies ist unwahrscheinlich, denn mit der Gerechtigkeit nehmen es immer nur die Schwachen ernst, während sie von den Starken höchstens gelegentlich als Redeschmuck verwendet wird. — Und abends las ich noch im Buch der Könige, wie Elias in die Wüste geht, bis er zum Wacholderbaum kommt. Und unter den Wacholderbaum setzt er sich und betet zum Herrn: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser als meine Väter! Und dann schläft er unterm Wacholderbaum und dann stärkt ihn der Herr und dann geht er noch vierzig Tage und vierzig Nächte bis an den Berg Gottes Horeb. Dort spricht der Herr zu ihm: Ich will lassen überbleiben siebentausend in Israel, nämlich alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküsset hat! . . . Und so hat noch jeder, dem verordnet ist, durch die Wüste bis an den Berg Gottes zu gehen, einmal unterm Wacholderbaum sitzen müssen. So sitzt jetzt, was einst unser Vaterland war, unterm Wacholderbaum. Aber es werden überbleiben alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und aller Mund, der ihn nicht geküßt hat!

* * *

1. Januar 1920

Aus dem Brief einer Amerikanerin: „Die deutsche Propaganda war drüben nicht glücklich, weil ein seelisches Ziel fehlte, das lebhafte Interessen bei den Anglikanern zu erwecken vermocht hätte. Man war nicht nur falsch und ungenügend über die Vorgänge in Deutschland informiert, sondern man interessierte sich gar nicht dafür, ob wahr oder unwahr. So sprach die deutsche Propaganda immer und immer wieder nur für ein deutschamerikanisches Publikum, das von vornherein prodeutsch war." Diese Sätze decken unser ganzes Mißverhältnis zur Welt auf: wir trommeln nur immer wieder aus, was wir alles können, was wir alles leisten, aber die Welt erfährt nie, was wir sind. Und in der Welt gilt doch jedes Volk nur so viel, als es den anderen zu sagen, als es Eigenart vorzuweisen, als es Seelenklang in den Chorgesang der Menschheit einzusetzen hat! Aber von uns kannte die Welt vor dem Kriege ja nur noch den Handlungsreisenden in der preußischen Aufstutzung. Wir müßten ihr zeigen, daß es auch noch andere Deutsche gibt, die stillen. Wir klagen nur immer, verkannt zu werden, beteuern nur immer, anders zu sein. Wir sollten lieber eingestehen: Ja, wir ließen unter uns seit den neunziger Jahren eine Menschenart aufkommen, die sich und uns den Haß der Menschheit zuzog, aber diese Handvoll Neudeutschen, Lärmdeutschen, Mauldeutschen, Gewaltdeutschen, Betriebsdeutschen waren eine Fremdherrschaft in unserem Lande. Das wilhelmische Deutschland sprang ganz aus der Art: es hat mit keinem früheren Deutschland auch nur einen einzigen Zug gemein, weder mit dem bismarckischen Kleindeutschtum, noch mit dem Großdeutschtum von Konstantin Frantz, nicht einmal mit dem „Wendogermanischen", wie der gute Fontane das landrätliche Preußisch gerne hieß, geschweige mit dem Weltdeutschtum Goethes, das schließlich doch, in allerhand Verdünnung, heute noch den inneren Bodensatz des Durchschnittsdeutschen abgibt, freilich von Bierbankpolitikasterei verschüttet. Das Unglück ist, daß man in den deutschen Zeitungen (aller Parteien!) stets das Gegenteil der deutschen Meinung liest und vom Deutschen selbst, sobald er politisiert, das Gegenteil seiner eigenen Meinung hört: das hängt mit unserer besten Eigenschaft zusammen, mit unserer wesentlichen

Unfähigkeit zur Politik, durch die wir vielleicht, wenn wir uns ermannen und die Kraft finden, aus unserer Not eine Tugend zu machen, noch Europa vor der Politik retten werden (siehe Keyserling, dessen von Tag zu Tag insgeheim wachsende geistige Macht über die Deutschen schon ein Zeichen der Genesung ist). Aber da wir, sobald wir politisieren, in einer uns ungewohnten Sprache reden, in der wir höchstens zur Not anderen nachsprechen, niemals aber uns selber aussagen können, wie soll gar das Ausland uns verstehen? Es ahnt nicht, daß das wahre Deutschland auch heute noch unausgesprochen bleibt, daß es noch immer sein Schicksal ist, nur von ein paar Sonderlingen und Eigenbrödlern gestammelt zu werden. Ja wir selber leben deshalb jeder in einer so furchtbaren Einsamkeit, weil wir vor unseren eigensten Gedanken, eben jenen, durch die sich uns der deutsche Geist kundgibt, im Tiefsten wie vor etwas eigentlich Unerlaubtem erschrecken. Es gehört eine Art Verruchtheit dazu, damit ein Deutscher den Mut finde, nicht nach der Gesinnungsvorschrift irgendeiner Partei zu politisieren, sondern aus dem deutschen Herzen; es steht auch der Tod durch Verschweigen darauf, der zum Beispiel eben jetzt wieder an dem tapferen Fritz Stück in Kassel exekutiert werden soll. Seiner „Hessischen Freiheitsblätter" (Kassel-Niederzwehren, Monatsschrift) großer Reiz ist es, daß da wieder einmal einer in den ungebrochenen Urlauten seiner Stammesart politisiert, der deutsche Demokrat von 48 steht da wieder auf, ein entpreußtes Deutschland will empor. Er schlägt wild um sich, denn nach allen Seiten muß er sich wehren, um den „Weg zur stämmischen Gliederung" Deutschlands zu bahnen. Im Grund ist's auch nur wieder der ewige Kampf des Organischen gegen das Mechanische!

„Das Erkenntnisproblem. Wie man mit der Radiernadel philosophiert. Eine philosophische Trilogie mit einem Vorspiel" von Ernst Marcus (zweite verbesserte Auflage, Verlag Der Sturm, Berlin W9, 1919). Diese Schrift tut die Tat Kants dar: nämlich, daß er uns vor das ungelöste Erkenntnisproblem stellt und so dem Kopernikus, der es dereinst lösen wird, „die Basis" schafft. Was uns Kant eigent- 2. Januar

lich zu sagen hat, wird hier auf vier Seiten mitgeteilt (Seite 91 bis 95). Und klarer als von Kant selbst. Sonst wären uns alle Kantianer erspart geblieben. Hat denn aber Kant also nicht schreiben können? Ich kenne nicht viele Deutsche von seiner aufhellenden Sprachgewalt; es wäre zu seltsam, wenn er nur gerade das, worauf es ihm eigentlich ankam, nicht hätte verdeutschen können. Dann ließe sich aber nur allenfalls noch annehmen, daß es ihm eben gar nicht darauf ankam. Und er hätte vielleicht also, worauf es uns jetzt bei ihm ankommt, selber gar nicht gewußt, sondern achtlos nur so nebenher gefunden und selber den Wert seines Fundes gar nicht erkannt? Daß er sich selbst mit Kopernikus verglich, bewiese nichts gegen diesen Verdacht. Er kann das sichere Gefühl gehabt haben, ein Kopernikus zu sein, aber ohne noch zu wissen, wovon. Und eben um das zu erfahren, fing er vielleicht zu schreiben an. Vielleicht ist das überhaupt immer das geheime Motiv des Schreibens, des produktiven Schreibens: man will mehr über sich erfahren, als man weiß. Der Schaffende fühlt zunächst immer nur einen inneren Zwang, etwas loszuwerden. Was aber, weiß er noch gar nicht. Und auch nachdem er es an den Tag gebracht, erkennt er selbst es oft genug noch immer nicht. Wir wissen besser als Goethe, was sein „Faust" enthält. Um einen vermeintlichen Irrtum Newtons zu berichtigen, schrieb er die Farbenlehre, ahnungslos, daß er der Menschheit damit eine neue Weltanschauung gab. Er müßte jetzt einmal Chamberlains und Gundolfs Goethe-Bücher lesen, um sich verstehen zu lernen, wofern das nicht etwa selbst im Himmel noch seine Fassungskraft übersteigt. Und man wird geradezu behaupten dürfen, daß ein Werk, um produktiv zu sein, mehr enthalten muß, als sein Schöpfer will und weiß; es beginnt erst dort, wo der Wille seines Schöpfers verstummt. Gerade die Meister der höchsten Werke fühlen selbst, daß immer etwas ganz anderes herauskommt, als sie meinen; und eben dieses Gefühl ist es recht eigentlich, woran sich ihre Produktivität immer von neuem wieder entzündet. Plato fängt immer wieder einen neuen Dialog an, weil ihn keiner an das Ziel bringt, auf das er losgeht: der echte Meister sieht sich am Ende des Werkes stets Gott sei Dank seiner eigenen Absicht

entführt. Leonardo malt bald den Dionysos, bald den Johannes, bald die Mona Lisa, doch es wird niemals der Dionysos, noch der Johannes, noch die Mona Lisa, sondern immer dasselbe Lächeln der Seele springt immer wieder daraus auf. Und wenn die bewundernswerte Deutung Johannes Aquilas („Die Glaubensfrage“, zweiter Band des „Grundproblems der Kultur“, Karl Vogelsang Verlag, Wien, IX., Säulengasse 12) recht behält, hätte Wagner im „Lohengrin“, ohne sein Wissen, ja wider seinen Willen, den katholischen Glauben dramatisiert: Oberhaupt und Inbegriff der weltlichen christlichen Kultur wäre der König, die menschliche Vernunft Telramund, durch den Bund mit Ortrud, dem Unglauben, dem „Prinzip der Diesseitskultur“, zu hoffärtigem Aufstand gegen die ewige Ordnung verführt, Elsa die erbsündige, doch heilsdurstige und hilfsbereite Menschenseele, Lohengrin selber der Glaube, Herzog Gottfried der Seelenfriede in Gott; und Wagner, der aus dem mittelalterlichen Gedicht den Lohengrin in einer, wie er es selber nennt, „zwielichtig mystischen Gestalt“ empfing, die sich ihm erst „verwischen“ mußte, bevor er das „Mißtrauen“, ja den „Widerwillen“ dagegen überwinden konnte, der niemals katholische, damals aber gar überhaupt ungläubige Wagner, der den Stoff entzaubert und vermenschlicht zu haben meinte, hätte, nach Aquilas Worten, „unbewußt und gegen seine ihm bewußte Geistesverfassung, getrieben von einem inneren Müssen, dessen Logik seinem Bewußtsein nicht zugänglich war, in genial-intuitiver Hingabe an den bildlichen Sagenstoff eine vom ersten bis zum letzten Wort streng folgerichtige und schärfstsichtiger Kritik gegenüber stichhaltige dichterische Bearbeitung der katholischen Dogmatik über den Glauben geschaffen.“ Dies sucht Aquila nun am Texte selbst „vom ersten bis zum letzten Wort“ zu beweisen, allen Einwänden, die man aus Wagners eigenen Bekenntnissen etwa dagegen vorbringen wird, im voraus mit einem geheimnisvollen Ausspruch Wagners selbst begegnend (in einem Brief an Roeckel): „Der Künstler steht vor seinem Kunstwerk, wenn es wirklich ein solches ist, wie vor einem Rätsel, über das er in dieselben Täuschungen verfallen kann wie der andere.“ Hier gesteht also Wagner ein, wie

wenig der echte Künstler um sein eigenes Werk weiß. „Die wahre Produktionskraft liegt doch am Ende immer im Bewußtlosen", sagt Goethe, und: „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschehe." Vielleicht gerade das Genie zeigt uns am deutlichsten, wie klein auch der höchste Mensch ist: in seinen gewaltigsten Augenblicken bringt er es nur allenfalls dazu, der Apparat von Wahrheiten zu sein, deren er selbst sich so wenig bewußt wird, wie der Telegraphendraht etwa der durch ihn rinnenden Nachricht.

3. Januar Die „Zellenbücherei" des Verlags Dürr und Weber (Leipzig-Gaschwitz) bringt eine „Weltgeschichte in einer Stunde" von Horst Schöttler, eine „Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde" von Klabund, und ein Bändchen von R. H. Francé „Der Weg zur Kultur", das auch ganz gut „Kulturgeschichte in einer Stunde" heißen könnte. Der Einfall des Buchhändlers wird allen willkommen sein, die, über Nacht reich geworden, nun ebenso geschwind auch noch gern „gebildet" wären. Da das, was wir in der Schule lernen, nach ein paar Jahren doch alles verdampft und nur einen geringen Niederschlag zurückläßt, hält es der praktische Mann für einfacher, ohne den Umweg des Lernens sich lieber gleich mit dem Niederschlag zu begnügen. Kurz, wir erleben jetzt, wie die gelobte deutsche „Bildung" ihren Schwindel deklariert und sich selber auflöst . . . Von jenen drei Schnellsiedern der Wissenschaft (auf weniger als hundert knappen Seiten!) ist Klabund der amüsanteste: durch sein Abrégé lernen wir vielleicht nicht die ganze Literatur, aber jedenfalls diesen ganz echten, urlebendigen, freudvollen Klabund sehr gut kennen, dessen vielfaches Konkretum mich doch vielmehr interessiert als jenes Abstraktum (aber freilich, selbst er, der Oesterreich so rein empfindet, daß er in der Libussa das „tiefste Werk" Grillparzers erkennt, nennt, ach! weder den Nachsommer noch den Witiko noch Stelzhamer überhaupt; wir hier leben doch für unsere lieben deutschen Brüder noch immer auf dem Mond! Eigentlich gelöst aber hat das Problem der Stundenbildung nur Francé durch den glücklichen, höchst fruchtbaren Einfall, das „Gesetz der Kultur" an der Geschichte von —

Dinkelsbühl darzutun: die Chronik der kleinen alten Stadt wird unter seiner Hand unversehens zur Biographie des deutschen Bürgertums.

Am Abend vor Silvester war ich zum letztenmal bei Lammasch, acht Tage vor seinem Tode, und fand ihn da heller, gesprächiger, heiterer als je seit seiner Heimkehr. Vernichtet ging er von Saint-Germain weg, er schien wie mitten entzwei, nur seine Demut hielt ihn im Vertrauen auf Gott noch fest: er verlor den Glauben nicht, daß sich die Menschheit wiederfinden wird; doch er wußte, daß wir in unseren Jahren nicht mehr hoffen dürfen, das Abendland noch einmal zu sehen, sei's auch nur in der ja schon höchst fragwürdigen und gebrechlichen Form, durch die wir uns bis zum Kriege eine gemeinsame Kultur hatten vortäuschen lassen, geschweige denn in der unverbrüchlichen Gestalt eines aller nationalen Selbstsucht entrückten Völkerrechts, dem er seine Lebenskraft geweiht hatte. Die diente dem Völkerbund, lange bevor man öffentlich von ihm sprach. Ich vermute, daß es doch eigentlich nur Lammasch und Wilson mit dem Völkerbund ernst meinten: den beiden war er ein Ziel, den anderen doch immer nur ein Hilfsmittel ihrer Politik, wie irgendein anderes auch, dessen man sich heute bedient, um es nach Gebrauch morgen wieder abzutun. Ihnen beiden aber war's der Anfang einer menschenwürdigen Gesellschaft von Völkern; und jetzt liegt Wilson einsam im Sterben und Lammasch ist tot!... Lammasch war menschlich vor allem dadurch so merkwürdig, daß er bei höchster geistiger Ausbildung und einer vollkommenen sittlichen Zucht sich doch das Urwüchsige seiner angeborenen Natur ganz unversehrt erhalten hatte. Die meisten haben nur die Wahl, entweder roh zu bleiben oder wenn sie sich auf irgendeine Form einlassen, dadurch an Eigenart zu verarmen; Bildung schwächt sie, der „Gebildete" pflegt, was er an geistiger Haltung gewinnt, an instinktiver Sicherheit zu verlieren, seine Natur erstickt unter den darüber aufgeschichteten, aber niemals mit ihr selber verwachsenden Zugaben, und durch alles Angelernte hindurch schließlich wieder zur Unschuld der angeborenen Eigenart zurückzukehren, will heute wenigen gelingen. In Lammasch

8. Januar

3

aber war gerade dies Angeborene, das Urlebendige, das sozusagen Anonyme seines Wesens offenbar von solcher Entschiedenheit, daß die Flamme, wie viel dämpfende Gewalten er auch aufschütten mochte, doch immer wieder durchzuschlagen niemals abließ. Er gab das höchste Beispiel einer jetzt sehr seltenen Menschenart, der man am ehesten noch in Benediktinerklöstern begegnet, wo zuweilen auch, wenn einer von den ehrwürdigen Greisen den frommen Blick vom Gebet aufschlägt, uns aus seinen Augen noch das Kind, ganz unberührt, arglos anlacht. Diese zweite Kindheit, reiner noch und seliger vielleicht als die erste, eine wohlerworbene, wissende, selbstgewählte Kindheit, die Kindheit der Selbstüberwindung gab allem, was Lammasch sann, sprach oder tat, einen unvergeßlichen Reiz, er war in seiner Würde von einer Anmut, in seinem Ernst von einer Freudigkeit, in seiner Härte selbst noch von einer Unbefangenheit, er war so ganz aus einem Stück, so notwendig und unvermeidlich aus sich selbst erwachsen und in sich selbst zusammenhängend, daß, wer ihn nicht ganz verleugnen wollte, sich ihm ganz ergeben mußte. Wie sein Antlitz, auf den ersten Blick ein typischer Gelehrtenkopf, durch die schrägen buschigen, starrenden Augenbrauen etwas höchst Individuelles, Drohendes, ja geradezu Pathetisches, wie seine milde Stimme zuweilen auf einmal einen unerwarteten Klang von Erz bekam, so war sein sanftes, grundgütiges, stilles Wesen von einem unbeugsamen, ja fast dämonischen Willen zum Rechten eingefaßt. Er hatte nichts, gar nichts von den veilchenblauen Pazifisten aus schlechten Nerven, er hatte die große Leidenschaft für den Frieden, für einen Frieden nämlich, der erst kommen kann als natürlicher Ausdruck einer höheren, aus Entsagung und Verseelung aufblühenden Menschlichkeit, deren schönste Verheißung er selber in seinem Heldenmut zur Liebe war. Diese Liebe, die er lebte, hatte nichts Unfreites, Verschrecktes, Einschläferndes, es war die kämpfende Liebe der todbereiten Antigone, es war die siegende Liebe der Märtyrer und Bekenner, es war ja die jauchzende Liebe zum Willen Gottes, eine Liebe, zornentbrannt gegen jedes Unrecht, eine gewaltig eifernde Liebe, die sich nicht lange besinnt, wenn es sein muß, auch einmal

vor Güte bös zu werden. Sie hat nie den faulen Frieden der Händler gemeint, sondern den heiligen Frieden, den über der Krippe der Engelchor den Menschen guten Willens verheißt. Es war etwas Streitbares, etwas Triumphierendes in den kühnen Blicken seiner drängenden, stürmenden Friedensliebe; sie ging nicht auf irgendein lasches Paktieren aus, auf Vertuschen oder Beschwichtigen oder Zerreden von Gegensätzen, sondern auf stolzen Sieg der Vernunft über alle niederziehenden Gewalten. Wie denn dieser fromme Katholik überhaupt in vielem Kant glich, auch mit solcher Leidenschaft bemüht, ein ihm ganz unmittelbar gewisses, sozusagen vitales, sich in ihm mit der Sicherheit körperlicher Funktionen von selbst vollziehendes Bedürfnis des Guten, Rechten, Schönen, das Erbstück alter religiöser Kultur, nun auch noch logisch unterzubringen und sich gewissermaßen seinen Glauben noch von der Vernunft beglaubigen zu lassen. Er war darin ein richtiger Altösterreicher: Kant hat auf Oesterreicher seiner Zeit stark gewirkt (übrigens ein gutes Thema für ein philosophisches Seminar, einmal Kants Spuren in österreichischen und bayrischen Klöstern darzutun!), auf manche so, daß sie fortan des Glaubens entraten zu können meinten, ein Irrtum, der die Weltanschauung des Altliberalismus ergab, aber andere wieder eben dadurch, daß er ihnen das Reich der Freiheit erschloß, ermutigend, aus jenem vagen Deismus des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem sich ihre Generation so gern abfand, getrost zur lebendigen Gestalt unseres angestammten Glaubens heimzukehren: Feuchtersleben und Stifter sind die reinsten Beispiele dafür und es war einer der großen Glücksfälle meines Lebens, daß ich ihrem hohen Geiste noch an Lammasch sozusagen in Person begegnen durfte. Das war im ersten Kriegsjahr, als noch alle Leute, wenn sie sich's jetzt auch nicht mehr eingestehen wollen, im Taumel der Begeisterung waren. Ich schwärmte nicht mit, hielt aber dafür, daß wir, nachdem das Unglück einmal geschehen und der Krieg ausgebrochen, alles aufzubieten hätten, um zu siegen. Lammasch aber, den ich damals kennen lernte, sah von Anfang voraus, daß wir nicht siegen konnten, weil eher die ganze Welt gegen uns aufzustehen bereit war, als zuzu-

3*

lassen, daß Europa preußisch würde. So hatten wir also nur die Wahl zwischen Verrat an Preußen oder eigenem Untergang. Es kam dann eine merkwürdige Zeit: da fingen nämlich dann bald auch deutsche Staatsmänner und deutsche Feldherren dies zu begreifen, ja selber den „Verrat“ Oesterreichs zu wünschen an, weil sie nämlich, an ihrer Kraft zum Sieg verzweifelnd, in ihrer Todesangst vor dem Unwillen des eigenen, sich belogen erkennenden Volkes einen Blitzableiter für ihn suchten. Um diese Legende, daß nur Oesterreichs tückischer „Verrat“ das deutsche Volk um den schon errungenen Sieg betrogen hätte, würdig vorzubereiten, wurde zur selben Zeit, als man in Berlin den Krieg verloren zu geben begann, dort um so lauter vom Sieg renommiert, zugleich aber schon Oesterreich der Schwäche, des „Umfallens“ verdächtigt, eben des Verrats, den man doch dort selber als einzigen Ausweg für sich wünschte. Wieder in Wien aber waren gerade die Fürsprecher des „Verrats“ am heftigsten über die Zumutung empört, den Schein eines Verrats auf sich zu nehmen. Alle, hier wie dort, gaben sich geschlagen, es sollte nur nicht so heißen. Alle wollten im Grunde dasselbe, nur verantworten hat es keiner wollen. Ganz wie Pilatus, der mit allem einverstanden ist, wenn er sich nur die Hände waschen kann. „Denn wie steh denn ich sonst vor den Leuten da?“ ruft der Wiener in solchen Fällen, und aus solcher Höllenangst, nur um Gotteswillen nicht vor den Leuten schlecht dazustehen, brach damals im Herrenhaus jener Theatersturm gegen Lammasch aus. Er und der junge Kaiser Karl waren die einzigen, die nicht fragten: Wie steh ich denn da? sondern immer nur fragten: Was ist meine Pflicht? Hätte der junge Kaiser zu seinem hohen Pflichtgefühl nur einen Schuß von Friderizianischer Verachtung des Urteils der Welt und einige Menschenkenntnis gehabt, Oesterreich und Deutschland wären beide durch ihn noch zu retten gewesen. Er aber an Einsicht allen seinen Ratgebern überlegen, war leider gar keine einsame Natur, er konnte den aufmunternden Zuruf der Menge nicht entbehren, er hat es als echter Oesterreicher immer allen recht machen wollen, ihn verlangte nach dem Rechten, doch unter allgemeinem Applaus. So war Lammasch

schon im Sommer 1917 einmal abends eine Stunde lang beinahe Ministerpräsident, aber eine Stunde später hatte man dem Kaiser wieder eingeredet, es hätte ja noch Zeit: „Der Lammasch bleibt uns schließlich immer noch!" Aber als ihm dann am Ende wirklich nichts mehr als der Lammasch übrig blieb, da war halt nichts mehr, was der noch hätte retten können: in jener Sommerstunde von 1917, wo sich's der junge Kaiser noch wieder anders überlegte, hat er seine Krone verspielt. Er wollte gar zu sicher gehen, ihm fehlte die nachtwandlerische Zuversicht, mit der sich Bismarck, als in der Schlacht bei Königgrätz der Kronprinz noch immer nicht kam, ruhig seine letzte Zigarre schmecken ließ.

In den Mitteilungen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt am Main findet sich ein höchst merkwürdiger Beitrag von Cornel Schmitt und Hans Stadler über den „Amselgesang und seine Beziehung zu unserer Musik". Schon Bernhard Hoffmann, in seinem Buch „Kunst und Vogelsang", Alwin Voigt, im „Exkursionsbuch für Vogelstimmen", Oppel in einem Aufsatz über „Kuckucksruf und Amselschlag", hatten eine Art Musikgeschichte der Vogelwelt versucht (in der, nach Oppel, die Singdrossel die Stelle Mozarts einnimmt, während er in der Amsel einen Richard Strauß zu hören meint), hier aber können wir jetzt die liebe Künstlerin an ihrer Arbeit belauschen. Diese fängt als „leises Studieren" an, die Amsel übt sich erst „plaudernd" ein, bevor ihr Vollgesang erschallt. Dieses „Plaudern" klingt zunächst ganz schüchtern, um eine Oktave höher, als sie später singt, mit vielen Pausen und noch ohne rechtes Selbstvertrauen, anderen Vogelsang nach dem Gehör nachahmend. Erst allmählich, durch solche Vorübungen sicher geworden, wagt sie sich selber auszudrücken und versucht ein eigenes Motiv, das sie bald immer kühner recht nach der Kunst abwandeln lernt; die Schwestern hören es ihr rasch ab und eignen es sich an, wobei sie ganz menschlich verfahren und auch den banalen Einfall dem feineren vorziehen. Beobachtung hat ergeben, daß auch unter den Amseln immer das „musikalisch Wertlose" den größten Erfolg 9. Januar

hat. Beobachtung zeigt ferner, daß der Amselgesang „nichts Bleibendes“ ist, er wechselt von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort, von Amsel zu Amsel, „wenn er auch gewisse Aeußerlichkeiten wie die Triolenmanier, das Punktieren, das Benutzen der Akkorde, die steigende Tendenz des Schlusses beibehält.“ Der Triller ist der Amsel versagt, den haben nur Nachtigall, Buchfink und Waldkauz; auch das Crescendo, worin die Nachtigall Meisterin ist, kennt die Amsel nicht. Jeder junge Frühling bringt ihr neue Motive, von denen dann eins oft den ganzen Sommer beherrscht, das Jahr darauf aber in derselben Gegend nicht mehr gehört wird. Reizend ist die Schilderung einer Singschule von Jungamseln, die stundenlang um die Wette bis zur Heiserkeit üben, in der Mittellage meistens bald sicher, aber noch die Höhe verfehlend, unermüdlich immer wieder von vorn beginnend, bis es ihnen schließlich doch gelingt, den vorsingenden Eltern Tonlage, Rhythmus und Intervalle abzuhören und die Linie ganz rein getroffen wird. Nun fanden die Beobachter aber unter den Amselmotiven auch allerhand altbekannte Melodien: „Du lieber Schwan“, „Auf in den Kampf“, „Ich bin die Tochter des Regiments“, „Puppchen“, „Brüderlein fein“. Wie soll man das erklären? Hat der Komponist sein Lied einmal von einer Amsel gehört oder hört sie's den Menschen ab? Die Beobachter haben einmal eine der alten Kirchentonarten, die man die myxolydische nennt, von Amseln gehört, und es wäre möglich, daß wir überhaupt die alten Kirchentonarten dem Vogelsang verdanken. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Amsel stiehlt, nicht der Mensch. Sie zeigt auch sonst Neigung dazu: Das Personal der Eisenbahn in Basel ist eine Zeitlang bei der Arbeit des Verschiebens durch Nachahmung der üblichen Signalpfiffe gefoppt und gestört worden; man argwöhnte Bubenstreiche, fand aber dann, daß es Amseln waren, deren „Meisterschaft so weit ging, daß sie verstanden, getreu verschiedene individuelle Eigentümlichkeiten nachzuahmen, die das Personal beim Pfeifen sich angewöhnt hatte ...“ ... Mir bestätigt dieser Aufsatz auch wieder, wie recht ich habe, wenn ich unser ganzes Verhältnis zu Tieren falsch finde, weil es ja viel zu wenig individualisiert. Man sagt mir

nach, ich sei ein Hundefreund, und wundert sich, wenn ich dann ärgerlich antworte: Mit einigen Hunden bin ich sehr befreundet, andere sind mir gleichgültig und manche kann ich nicht ausstehen, das kommt nämlich ganz auf den Herrn Hund an! Aber wir sind so gewohnt, nur noch in Abstraktionen zu leben, daß wir uns überall an die Gattung halten, ein bloßes Gedankending, von uns ersonnen zum Schutz gegen das Individuelle, dessen urlebendige Kraft uns den Atem nimmt. Das Ziel aller Erziehung scheint im Grunde doch immer nur, daß uns die Wirklichkeit eskamotiert werden soll: der Hund, die Katze, das Veilchen, lauter Abbreviaturen der Natur, in denen kein Leben mehr schlägt. Den Hund, die Katze, das Veilchen, den Wind, die See, das Morgenrot, dies alles gibt es ja gar nicht als nur bei Gott allein: in der Idee; doch sobald sie dann uns erscheint, verschwindet sie, sie selbst erscheint uns ja nie, sondern was uns erscheint, ist immer etwas ganz Singulares, Einmaliges, Unwiederholbares, um dessen Seligkeit wir uns nun betrügen, wenn wir Verbildeten überall nur noch das Einerlei von abgezogenen ausgetrockneten Typen sehen. Wie singt die Amsel? Eine herrlich, die nächste miserabel, es kommt ganz auf das Exemplar an, ebenso wie's bei den Menschen auf das Exemplar ankommt, nicht aber darauf, ob er ein Engländer, ein Deutscher oder ein Neger ist. Indem wir aber als Kinder schon uns mit so groben Sortierungen, als: dies ist ein Frosch und das ein Planet! begnügen lernen, verarmt die Welt für uns und wir fühlen ihr höchstes Wunder nicht mehr, nämlich: daß alles in ihr ein Unikum ist, nicht zwei Tautropfen einander gleich, aber freilich jedes dieser unersetzlichen Unika zugleich auch wieder ein Analogon aller — wer die Kraft hätte, daß er den Doppelsinn aller Kreatur, ganz Unikum und doch aber durchaus Analogon zu sein, durchdringen könnte, dem würde das Geheimnis der Erscheinung offenbar.

In der „Neuen Zürcher Zeitung" erzählt Alfred H. Fried, er 16. Januar
habe Lammasch für den nächsten Friedenspreis der Nobelstiftung vorgeschlagen (den nun wohl Barbusse erhalten wird): „Lammasch,

meint Fried, hätte nicht bloß diese Ehrung verdient, sondern leider auch die damit verbundene materielle Gabe notwendig gehabt, da er, wie so viele geistige Arbeiter der Mittelmächte, durch den verbrecherischen Krieg in seinen alten Tagen zu einem unerhörten Daseinskampf gezwungen war. Es ist dies eine bei allen durch das Elend dieser Zeit aufgeworfenen Fragen noch zu wenig beachtete Tragik, die in das Schicksal unserer geistigen Arbeiter eingreift. Mit einem Instinkt, der richtig erfaßt, daß es vor allen Dingen die Zukunft zu retten gilt, hat sich der Ruf nach Hilfe und die Erfüllung dieses Rufs in erster Linie den Kindern in den verheerten Ländern zugewandt. Das ist unbestreitbar vernünftig und logisch gedacht. Leider aber hat man dabei ein anderes Element unseres Lebens, das der geistigen Entwicklung, vergessen, das für die Aufrichtung in der Zukunft ebenso notwendig ist wie die Rettung der Kinder. Die Pioniere der Menschheitsförderung in ihren vom Lärm der Welt abgeschlossenen Stuben gehen zugrunde. Direkt durch Hunger und Entbehrung; indirekt durch Kränkung und Verzweiflung. Wo ist die Rettungsaktion für diese Zukunftsbringer?" Sonderbarer Schwärmer! Er rührt damit an die schlimmste Gefahr für den deutschen Geist. Daß es immerhin etwas wie Geist noch unter uns gibt, verdanken wir jenen wunderlichen Stillen im Lande, die nicht um Lohn denken, sondern von einer Art Dämon genötigt. Sie hatten es schon in der Monarchie nicht leicht; gar den Schiebern aber, die jetzt herrschen, fehlt jedes Verständnis für sie. Die Notwendigkeit solcher Sonderlinge läßt sich doch auch wirklich nicht beweisen; es ist Gefühlssache, und um dieses Gefühl zu haben, muß man eigentlich schon selbst einer von ihnen sein. Wie sollen sie sich da helfen? Die meisten haben immer schon in solchen Einschränkungen gelebt, daß ihnen einzuschränken nichts mehr übrig bleibt. Wollen sie streiken? Man würde sie ruhig streiken lassen. Denn nach ihrer Arbeit ist kein Bedürfnis. Ja, der jetzt vorherrschenden Menschenart kommt Arbeit, die sich nicht von selbst bezahlt macht, recht unglaubwürdig vor. Nietzsche hat in mönchischen Entbehrungen gelebt. Was wäre heute mit ihm? Wer hätte die Beredsamkeit, einem

unserer Staatsgewaltigen die Bedeutung Nietzsches, nämlich eines noch unverstorbenen, noch von keinem Georg Brandes ausgerufenen Nietzsche darzutun? Wer mag jetzt für Josef Popper-Lynkeus sorgen? Geschmackvolle Menschen werden sich damit helfen, daß sie solche Fragen überhaupt unzart und taktlos finden. Und wer zählt denn nach, wie viele Denker man aus lauter Takt verhungern läßt? Aber vielleicht kann auch da die von Keyserling geplante Schule der Weisheit helfen, indem sie derlei nichts als Geist besitzenden, also jetzt ganz unbrauchbaren Leuten Unterkunft und irgendeine Möglichkeit sich ihr Brot zu verdienen gewährt. Den Regierungen ist das nicht zuzumuten: denn der Geistige „leistet" ja nichts.

Zwei Tage blies schon Märzwind ins tauende Land, ja Sonnenuntergang trug die kitschigsten Sommerfarben auf, in einem welk verblassenden, zerschmachtet irisierenden Rosenblattrot von einer unerlaubt zuckersüßen Unwahrscheinlichkeit schwelgend, doch über Nacht ist alles wieder in Eis erstarrt. Winter hängt mit finsterem Wolkengrau die Fernen zu, das sich immer enger, immer schwärzer, immer schwulstiger zusammenzieht, in einen einzigen ungeheuren, von oben und von unten und von beiden Seiten her unaufhaltsam gegen uns einschrumpfenden Turm, der uns gefangen hält, und nichts regt sich, nur ganz insgeheim schneit's, nicht in Flocken, sondern ganz dünn perlend, in den zartesten, fast unsichtbaren Glasblüten, ein gefrorenes Rieseln ist's, das man eher zu hören meint als erblicken kann, und so schneit's nun und schneit und schneit verstohlen fort, als hätte der Weltgeist gar keinen anderen Gedanken mehr als Schnee, man gibt die Hoffnung auf, jemals den Watz wiederzusehen, ja man kann sich eigentlich gar nicht mehr recht entsinnen, daß da drüben wirklich einst so was wie der alte Watzmann seinen schlecht plombierten Zahn zum Himmel aufgereckt haben soll, denn der Himmel selber ist auch schon höchst unglaublich geworden. Ich aber, vom Ski, welchen Sport ich in jedem Sinne „fallweise" treibe, heimgekehrt, den zerknirschten Leib dehnend („Singen müssen S' die Knie hören!" sagt mein wakkerer Professor, der Bergführer Joseph Huber, wenn er mir das 20. Januar

Bogenfahren demonstriert; aber meine sind offenbar unmusikalisch) und so gut von der Winterkälte durchglüht, träumle dann in das eisgraue Schweigen hinaus: in solchen Stunden liebkosender Müdigkeit gerät der Geist, von den entschlafenden Sinnen nicht mehr behelligt, gern in ein holdes Schwärmen, das äußere Leben ist auf ein Minimum abgestellt, so darf das innere nach Laune gaukeln. Schad, daß dem Erwachenden davon meistens nichts übrig bleibt als der leise Klang eines wunderlich lieben Nachgefühls, sich allerhand Märchen vorgetanzt zu haben. Meine schönsten Bücher hab ich nicht geschrieben! klagt schon der Ulrik Brendel, und so geht's doch allen: was sich davon niederschreiben läßt, von den gesegneten Stunden, enthält des Segens ach! so wenig und dieses Wenige so verblaßt, daß es zu wundern ist, wenn man ihn uns überhaupt glaubt. Und abends las ich dann gern noch eine Stunde Walter Scott. Hier muß man nämlich sehr vorsichtig mit Büchern sein: dieser großen Landschaft halten die wenigsten stand. Doch Scott kann's: er erzählt so naturnotwendig aus sich los, als der Wald wächst und der Fluß fließt. Ist es Kunst? Ich weiß nicht. Zuweilen kommt mir vor, als wär's viel mehr als Kunst. Und es macht einen für eine Weile wieder ganz jung. Und wenn es mich wieder ganz jung gemacht hat, dann bin ich in der rechten Stimmung und lese, bevor ich das Licht auslösche, noch zwei, drei von unseren wunderschönen alten kirchlichen Hymnen, in der handlichen Ausgabe von Professor Hellinghaus (Volksvereinsverlag in München-Gladbach, 1919), die neben dem lateinischen Urtext auch immer eine deutsche Nachdichtung setzt. Welche herzstärkende Geisteskraft strahlt aus der Liebesglut dieser gottestrunkenen Lieder! Wie sie mit Adlerflug still im Erhabenen kreisen, um sich dann zuweilen wieder mit einem zutraulichen Amselruf auf Lust und Leid unseres irdischen Lebens gelinde herabzusenken! Wie die strenge Gesetzlichkeit edler Latinität sich am Tageslaut volkstümlicher Empfindung erregt, erwärmt, erneut! Mit welcher Freiheit entwächst das überquellende Gefühl da jeder Norm, um sogleich, indem es die Form sprengt, schon selber wieder Form zu werden! Denn melius est, reprehendant nos

grammatici, quam non intellegant populi, hat schon der heilige Augustin gesagt, recht nach dem Herzen aller Stürmer und Dränger. Woran sich übrigens unsere Jüngsten ein Beispiel nehmen sollten: ihr Expressionismus droht aus echtestem Erleben doch auch wieder nur bloße „Literatur“ und ganz alexandrinisch zu werden, wenn er nicht den Weg ins Volk zu finden weiß! Wie sich in diesen Hymnen was Gundolf das „Urerlebnis“ nennt, mit der überlieferten Form ins Gleichgewicht setzt, wie das ausbalanciert ist, wie der Aufschrei ganz individuellen Verlangens sich mit dem Typischen auszugleichen und dabei doch im Typischen sich selber noch immer zu behaupten vermag, das dennoch unversehrt bleibt, wie das Gedicht ganz zum unmittelbaren Augenblick wird, auf dem aber doch der Nachglanz von Jahrhunderten ruht, wie der Dichter ganz nur der eigenen Seligkeit von Lust und Leid hingegeben scheint, aber in ihr doch Lust und Leid der ganzen Menschheit vernimmt, dies ist von einer überwältigenden Schönheit! „Wohltäter der armen Menschheit“ hat Herder diese heiligen Hymnen genannt: „Sie gingen mit dem Einsamen in sein Grab. Da er sie sang, vergaß er seine Mühe: der ermattete traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im stillen und überwand: was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder?“ Dieser Satz: „er kehrte stärker zurück auf die Erde“ spricht aus, was sie mich gewaltig erleben lassen: sie geben so viel Kraft, sie machen so froh, sie lassen uns erst unser irdisches Leben recht empfinden, das, von drüben her gesehen, doch erst seine ganze Schönheit zeigt. Sie sind ein Brunnen edelster Lebenslust, stählender Lebensmacht! Sie sind Anweisungen zur ewigen Seligkeit, und nicht etwa bloß drüben erst, sondern hier auf Erden schon; denn wer glaubend, hoffend, liebend erst des andern Reichs einmal gewiß worden ist, der hat auch in diesem hier schon den Vorgeschmack davon. Wieviel Freude, Kraft und Tapferkeit der Sonnenstrahl demütiger Andacht ausströmt, lassen mich diese frommen Lieder beglückt empfinden! Aber wer kennt sie denn? Sie sind vergessen, wie die alten Legenden in ihrer schlichten ermutigenden Weisheit ver-

gessen sind. Auch sie hat der Volksvereinsverlag zu München-Gladbach in einer Auswahl aus der Legenda aurea jetzt ediert (übersetzt von R. Breuer, mit einer Einführung von Dr. Heinrich Saedler). Bibliophilen legen die von Richard Benz für Eugen Diedrichs in Jena besorgte Ausgabe der Legenda aurea (1916 erschienen) gern auf einen Prunktisch und durch das von blauem Grunde leuchtende Gold und die Wohlgestalt des Drugulindrucks angelockt, blättert dann im Gespräch der Gast gelegentlich darin, erstaunt, wieviel Gegenwart der Erzählerton des Bruders Jacobus de Voragine vom Orden der Predigermönche, des achten Erzbischofs von Genua, der diese Chronik der Heiligen in den Jahren 1263 bis 1273 niederschrieb, heute noch hat. Aber es scheint schon einmal das Schicksal von „Prachtwerken" zu sein, daß man vor lauter Augenlust gar nicht daran denkt, sie zu lesen. Vielleicht wird also dieser Auszug in dem schlanken Bande des Volksvereins, von den vielen hundert Geschichten nur ein paar Dutzend, aber der schönsten, wählend, jetzt manchen zu Benz hinführen, der uns die Tat des Genuesers erst in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt: denn hier ist ja das Wunder geschehen, daß der Stoff von tausend Jahren in die gestaltende Hand eines Dichters von dantesker Bildkraft kam. Ja, Benz hat recht, wenn er diesem Epos in Prosa einen Reiz zuspricht, den weder Virgil noch Dante, den auch der Hexameter Klopstocks, Vossens und Goethes nicht hat: denn derselben höchsten Kunstgesinnung, die durchaus fugierend alles in Einem zusammenhält, ist hier noch ein Märchenton beigesellt, jeder glaubt hier seine Mundart zu hören, hier spricht einmal ganz große Kunst zu jedermann aus dem Volke! Wirklich als hätte der Heilige Geist dieses Buch diktiert: es redet in allen Zungen! Benz erklärt dies daraus, daß das Latein des Mittelalters überhaupt gar kein Latein mehr war, daß es international und in Wahrheit ein verkappter germanischer Dialekt war, daß es „ein latentes Deutsch" war, ganz wie der Italiener selber, der diese goldene Legende schuf, gar nicht mehr national, sondern übernational christlich-germanisch empfand: „er konnte volkstümlich schreiben und volkstümlich mit seinem Werk wirken, ohne daß er sich an ein spezielles Volkstum

wandte, die bürgerliche Stadtkultur, aus der die Gotik erwuchs, war ein Volkstum über den Nationen, und zwar ein germanisch fühlendes und denkendes Volkstum." Nur so hat ein in Genua lateinisch geschriebenes Werk ein wahres Volksbuch allen Nationen des Abendlandes werden können, für Deutsche, Böhmen und Spanier, bei Schweden, Engländern und Provencalen, in jedem katholischen Land. Aber indem sie's sich dann übersetzten, ist es wieder nationalisiert worden und sein hoher Bau zerfiel. Die Renaissance, den Nationalismus erschaffend, zerstört die Welt. Erst das XVII. Jahrhundert hat dann, wenigstens für einen Teil des Abendlands, noch einmal eine gemeinsame Lebensform hergestellt: im Barock. Wir suchen sie vergebens. Die heutigen „Weltbürger" meinen sie zu finden durch Austritt aus der eigenen Nation. Aber wer aus seiner Nation austritt, tritt damit nur in sich selbst zurück; so gibt er nur auch noch den letzten Rest von Gemeinsamkeit auf. Denn wohin soll er dafür eintreten? In die Welt! sagen sie. Wo ist denn aber eine? Das Mittelalter und noch wieder das Barock konnten der Gemeinsamkeit des Bluts entraten, denn sie hatten die höhere des Geistes. Indem wir die Nationen verneinen, entsteht nichts. Wer aber hat den Mut zum Gemeinsamkeit schaffenden Ja? Das kann uns kein Aufruf, keine Volksabstimmung erbringen, das kann nur der Glaube. Das Abendland wird erst wieder möglich, wenn wir die Kraft zum Glauben finden. Unsere Zukunft ist eine Glaubensfrage.

Im „Neuen Buch", einer Berliner „Zeitschrift für Bücherfreunde", bläst Sophie Hoechstetter Alarm für Dornburg, Goethes Dornburg, das von der Sozialisierung bedroht wird: „Mietlustige ziehen über den Berg und betrachten auf ihre Nützlichkeit die alten Zimmer Goethes, Leute, die sich bisher in Wohnküchen glücklich fühlten, begehren in Karl Augusts und Maria Paulownas Schloß zu ziehen; der Garten, den Goethe selbst bepflanzte, hat die Aussicht, unter Kriegsgewinnler geteilt zu werden." Und sie schildert dann den alten Louis Bachstädt, den Hofgärtner und Kastellan, der „ein wenig Wieland, ein wenig Karl August glich, die Allüren eines Herrschers 30. Januar

hatte", keine Veränderungen zuließ und in seinem langen Leben einige zehntausend Fremde durch Schloß und Garten geleitet haben muß, jeden Frühling auf die weißen Bänke wieder mit frischer Oelfarbe „von Goethe" schrieb und den Plural majestaticus von Goethes Person auch auf Goethes Sachen übertrug, indem er in seiner singenden Mundart nicht bloß sagte: „Hier haben Goethe die Iffichämie gedichtet", sondern auch: „Hier haben Goethes Tisch gestanden!" Sophie Hoechstetter hat selbst eine Zeit in Dornburg gelebt, in den ärmlichen, aber auch noch von Erinnerungen an Liszt beglänzten Stuben des grauen Hauses im Park, und so kann sie auch erzählen, wie der letzte Großherzog von Weimar, Wilhelm Ernst, einmal mit der Großherzogin und ihren Damen auf einige Stunden nach Dornburg kam: die Hoheiten waren sehr verlegen und wußten nichts anzufangen, weder mit sich noch mit Dornburg noch mit Goethe. Man kann das eigentlich aber dem Großherzog gar nicht verdenken, er ist auch zu gräßlich geplagt worden mit Goethe! Nach deutschem Brauch kam er in jungen Jahren auf ein paar Semester an eine Hochschule, um „das Leben kennen zu lernen". Dies bestand darin, daß er sich von einem Geheimrat zum anderen durchzudinieren hatte, rings dem Range nach herum. Und da saß er denn immer zwischen den beiden ältesten Geheimrätinnen; es waren nicht immer dieselben, aber sie waren immer gleich. Und es begann die Geheimrätin rechts, mit Augenaufschlag: „Ja, Goethe! Unser großer Goethe!" Schon aber kam die Geheimrätin links daran: „Und das stille Gartenhaus! Und Tiefurt!" Und so zählten alle Geheimrätinnen rings im Chor verzückt ihre Goethe-Kenntnis auf (eine der jüngsten hat mirs dann einmal lachend vorgespielt). Da kann einem Goethe wirklich für Lebenszeit vergehen! Aber daß jetzt auch das deutsche Volk mit ihm ebenso wenig anzufangen weiß wie jener arme Großherzog, ist nicht schön.

31. Januar Wieder viel mit Whitman zusammen, stieß ich auf einen mir bisher unbekannten englischen Dichter des XVII. Jahrhundert, der, zwei Jahrhunderte nach seinem Tode lang vergessen, erst 1896 wieder entdeckt

worden ist: Thomas Traherne. Es ist ausgeschlossen, daß Whitman eine Zeile von ihm oder auch nur seinen Namen gekannt hat, und doch gleichen sich die beiden an Gehalt wie Form oft so verblüffend, daß man Bertram Dobell, dem Finder Trahernes, zustimmen muß, wenn er meint, man fühle sich versucht, an Seelenwanderung zu glauben und in Whitman einfach Traherne wiedergeboren zu sehen. Bis aufs Wort treffen sie sich zuweilen, wie denn in den Versen Trahernes

„A juicy Herb or Spire of Grass
In useful Virtue, native Green
An emerald doth surpass"

sogar schon auch der Titel der Leaves of Grass enthalten ist! Nicht bloß den dankerfüllt segnenden Blick auf das Leben, nicht bloß dieses ewig frohe „All's well with the world" haben sie gemein, sondern auch die Sicherheit, mit der sie selbst in den höchsten Verzückungen des Allgefühls noch ihr eigenes Selbst bewahren, niemals, wie Mephisto der Monisten spottet, „liebewonniglich in alles überfließen", sondern ganz fest in sich ruhen bleiben, in der eigenen Individuation sturmsicher vor Anker liegen (was sie beide vor dem Pantheismus deutscher Oberlehrer schützt, dem in sein wesenloses All zuletzt alles zerrinnt und Gott mit dem Ich so zusammenfällt, daß am Ende von beiden nichts übrig bleibt). Aber ist es eigentlich so seltsam, daß sie übereinstimmen? Die Wahrheit bleibt doch in allen Zeiten dieselbe. Wie stark der gewaltige Strom des Irrtums durch die Jahrhunderte rauscht, die leise Stimme der Wahrheit tönt darunter unverändert fort. Alles, was Whitman verkündet, steht eigentlich schon in der Farbenlehre Goethes und William Blake hat es auch schon gewußt und Taherne mag es bei Leibniz gelesen haben und Leibniz beim Cusaner und der im ersten Brief Petri, und die Pythagoräer wieder hatten es von den Chinesen: als Adam das Paradies verlor, glitt mit ihm ein Abglanz der ewigen Wahrheit mit in die Welt des Scheins hinaus, der kann in der Menschheit, wie dunkel es auch oft um sie wird, nie ganz verlöschen. — Uebrigens: die Gestalt Trahernes wird uns erst ganz erscheinen können, wenn wir mehr

vom englischen Barock wissen werden. Durch Wilhelm Hausensteins unvergleichlich reiche, tiefe und wegbahnende Schrift: „Der Geist des Barock“ (R. Piper, Verlag, München), die dartut, warum und worin das Barock recht eigentlich unser Problem ist, das Problem von morgen, ganz ebenso wie die Renaissance das Problem der Zeit Burckhardts und Nietzsches war, ist ja jetzt die Diskussion über das Barock eröffnet und damit den jungen Leuten gleich Arbeit für zwanzig Jahre zugewiesen. Dieses Grundbuch steckt das Feld ab: was hier intuitiv erkannt, zuweilen vielleicht auch vorderhand bloß aus Ahnungskraft imaginiert ist, muß uns nun erst auch noch im einzelnen wissenschaftlich erbracht werden; die Kärrner werden zu tun haben. Man darf ja nämlich nicht vergessen: auch Calvin und Cromwell sind Barockfiguren, freilich à rebours, und gar der Quäker George Fox ist erst recht durchaus eine Barockfigur! Die Formel für Traherne wäre vielleicht: Jakob Böhme mit Stuart-Atmosphäre.

1. Februar Eine neue Schrift über Mahler (Verlag Hans Carl, Nürnberg, 1919), knapp dreißig Seiten, aber mehr sagend, als bisher jemals über Mahler noch ausgesagt worden ist. Und wenn sie der Autor etwas hochtrabend „eine Erkenntnis“ nennt, er hat ein Recht dazu! Nur darf er sich deshalb freilich nicht erdreisten, sein eigenes Verdienst ist gar nicht so groß, er hat sie nur ererbt. Jener Fritz Redlich in Göding, Schutzherr der Wiener Sezession noch aus ihren unvergeßlichen Anfängen her, in dessen Heim Mahler einst das Lied von der Erde sich abgelauscht hat, ist der Oheim dieses Hans Ferdinand Redlich, der noch in der Wiege lag, als sein Vater Josef Redlich, der berühmte Rechtslehrer, der Kenner unserer Verwaltung, der letzte Finanzminister des alten Oesterreich (ein Finanzminister, zu dessen Zeit es sogar beinahe noch etwas wie Finanzen gab), schon heiß für den umfehdeten Mahler mitstritt. Mahler-Luft hat Hans Ferdinand als Kind eingesogen, und das ist der schönste Reiz seiner Schrift, daß man ihr durchaus das Erlebnis anfühlt. Hier zieht ein erwachender Jüngling die Summe seiner Jugend, Mahler ist ihm gleichsam Merkwort und Feldruf des Lebens selbst.

Uns aber verheißt dies, daß jetzt die große Stunde für Mahler schlägt, die Stunde der Auferstehung zu fortwirkendem Leben. Denn nicht was einer den Mitlebenden gilt, entscheidet über ihn, sondern wieviel lebendige Kraft er zurückläßt, die kommenden Menschen zu formen. Was wissen die Mitlebenden von ihm? Er, in seiner zufälligen Erscheinung, die jeden doch eigentlich mehr verhüllt als aufzeigt, muß erst weg sein, seine Person darf dem Werke nicht mehr im Wege stehen, dann fängt erst sein Wesen unmittelbar zu walten an. Wieviel von einem unter den Nachlebenden fruchttragend übrig bleibt, das zeigt erst, was er war: erst wenn wir Toten erwachen, beginnt unser wahres Leben. Darum ist mir diese kleine Schrift so unendlich lieb und wert: als Zeichen, daß Mahler in der Jugend lebt, als Bekenntnis der Jugend zu Mahler! Daß mein Hans Ferdinand dabei ganz in der Art, zuweilen aber auch Unart seiner Generation verfährt, mit einer für seine Jahre erstaunlichen Reife, mit der Sicherheit des reinsten Willens, aber freilich auch mit einer heimlichen Liebe für Dämmer und Dunkel des Ausdrucks, als ob das Wahre, wenn es geheimnisvoll tut, noch wahrer würde, und auch mit einer gereizten Ungeduld gegen alles, was sich nicht gleich in sein Weltbild glatt einfügen läßt, einer Ungeduld, die sich dann gern als Hochmut maskiert, wer will's ihm verdenken? Jede Jugend hat das Bedürfnis nach Gestalt: ihre Grenzen will sie ziehen, und wer diesen widerstrebt, ist ihr der Feind; der heutigen ist's Richard Wagner. Da wäre Mahler rabiat geworden, aber darüber, lieber Hans Ferdinand, wollen wir in dreißig Jahren reden, wenn Wagner wieder oben sein wird: so hat auch Goethe einst einige Male untergehen müssen und geht doch immer wieder auf! Und bis dahin haben Sie sich dann hoffentlich auch das leise Pannwitzeln abgewöhnt: ich bewundere Pannwitz sehr, auch in „Baldurs Tod" (der eben bei Hans Carl in Nürnberg erschienen ist) sind wieder Stellen von einer Höhe, einer Tiefe, einer Größe des Blicks, der Empfindung und des Willens, die heute kein anderer deutscher Dichter hat, aber dennoch mein ich: wir haben an diesem einen Pannwitz gerade genug! . . . Hans Ferdinands Glaubenssätze sind: Mahler ist der

4

letzte, der den Ton der Romantik gehört und gebildet hat. Er ist der Nachkomme Webers ... Berlioz, Schubert, Bruckner sind nur Detaileinflüsse, der einzige große bestimmende Einfluß ist und bleibt Weber; der Wald des klagenden Lieds ist derselbe österreichische Wald wie der Wald im „Freischütz", es ist dieselbe österreichische Landstraße ... In Mahler feiert die Kirche des romantischen Mittelalters ihre blendende Auferstehung ... Mahler ist in mancher Hinsicht der reziproke Wert zu Nietzsche ... Mahler als Ueberwinder des tragischen Willens ... Mahler als Kapellmeister Kreisler. Mahler, der letzte Romantiker, hat als Erster ironische, höhnische Musik gemacht. Er war der erste, der die Ironie in Musik umsetzte ... Mahlers Musik ist metaphysisch, sie setzt sich immer mit dem Kosmos auseinander, ist „der Behälter, in den er seine transzendentalen Erkenntnisse, die erst musikalisch erkämpft werden mußten, goß" (das scheint mir der entscheidende Satz, es ist wirklich die beste Formel Mahlers) ... Seine Naivität die „eines, der erst wiederum zum Kindes Gottes geworden ist" ... Mahlers Gesamtschaffen das Symbol eines zukünftigen idealeren geistigeren Oesterreich. Die Linie Schubert, Bruckner, Hugo Wolf mit Mahler als Spitze: die Manifestation totalösterreichischen Geistes.

3. Februar Seit Jahren ist mir heut zum erstenmale wieder passiert, daß mich ein Buch einfach nicht mehr ausließ und ich nicht los konnte, bis ich durch die zwei dicken Bände durch und indessen der glitzernde Wintertag erloschen war: so jung hat mich unsere liebe Ethel Smyth mit ihren Erinnerungen gemacht, „Impressions that remained". (In two Volumes. Logmans Green and Co., 39 Paternoster Row London.) Nur ist das freilich im Grunde gar kein Buch, es ist einfach diese himmlische unmögliche fabelhafte Ethel selbst, unmittelbar selbst, in der ganzen überwältigenden Evidenz ihrer bezaubernden Unglaublichkeit selbst, Gamin und Genie, Bohème und très femme du monde, junges Mädchen, alter Oberst und bon garçon in einer Person, und auch noch ein echter Künstler und der völligste Mensch dazu, ganz so wie sie damals in Wolken von Zigarettendampf mit

gekreuzten Beinen arglos paradox auf dem Klavier in Keysers Hotel hoch oben saß oder sich in den Algenduft des Lidosands warf oder mit mir, gewaltig ausschreitend, durch die stille Golflandschaft von Sandwich, unweit von Canterbury, in kauderwelsch alle Fragen Himmels und der Erde platonisch durchstreifenden Gesprächen sich ruhelos erging. Welch ein Teufel von verrücktem Frauenzimmer! Welch ein Wunder reinsten Künstlersinns! Welch ein großer, ganz durchseelter Mensch! Und das Unenglischeste, das man sich vorstellen kann! Und doch nur möglich mit diesem festen, starken Hintergrund von Altengland! Und überhaupt erst verständlich aus der elisabethanischen Zeit! Erst verständlich durch die Formel: ein Revenant der elisabethanischen Zeit in der viktorianischen! Und nun dies alles aber noch Musik geworden! Und Musik geworden in einer Frau! Die Leute staunen, daß überhaupt eine Frau Musik machen kann. Mir ist's viel erstaunlicher, daß in ihr wieder einmal jemand Musik macht, der, nach Shakespeares Wort, „Musik hat in sich selbst“! Dieser erste weibliche Doktor der Musik (von Oxford, wenn ich mich recht erinnere; sie sieht im Doktormantel ganz der Porzia gleich) macht nicht bloß Musik und hat nicht bloß Musik, er ist Musik; und durch den wunderlichsten Zufall, ja man möchte fast sagen: Mißgriff der Natur ist grad einer, dessen Wesen ganz Aug und Hand, ganz nach Gestalt verlangende Bildkraft ist, unversehens Gehör, Widerklang der Urwelt und tönend statt, wozu er geboren schien, zeigend, geworden! Und nicht genug: jetzt setzt sich diese Frau, die mehr ein ganz kindlich gebliebener Mann ist, diese Komponistin, mit der die Natur gewiß eigentlich eher einen Bildhauer, wenn nicht einen Baumeister gemeint hat, eines Tages hin, erzählt ihr Leben (leider zunächst in diesen zwei Bänden nur bis 1891) und zeigt unversehens, daß sie nun auch noch schreiben kann, und mit Meisterschaft, nämlich so, daß ihr der Bericht von Begebenheiten, auf den es ihr offenbar ganz allein ankommt, unter der Hand ein Selbstbildnis von überwältigender Wahrheit wird! Nun versteht man erst, wie sie's wagen konnte, diese bestrickend entsetzliche Ethel Smyth zu werden, und wodurch ihr das Wagnis gelingen konnte, Ethel Smyth zu sein! Nur von der wunderbaren

4*

Sicherheit, die sie ihrer stockenglischen Herkunft und Erziehung verdankt, aus hat sie sich ungestraft dem lateinischen Tropfen in ihrer Mutter Blut anvertrauen dürfen und wieder nur im Gefühl dieses angestammten Lateins hat sie sich so beschützt gewußt, daß sie sich von klein auf, by no means insular und stolz darauf, jahrelang deutschem Wesen überlassen konnte: das ergab zuletzt, daß aus einer närrischen kleinen Engländerin ein vollkommenes Exemplar des sonst ja heute fast nur noch eine Buchexistenz, eine Wunschexistenz führenden guten Europäers wurde. Und was das Herrliche daran und eigentlich das Geheimnis davon ist: ganz unprogrammatisch! Ich bin, bei der größten Hochachtung der groß gesinnten und rein gewillten Leute der Clarté, doch unfähig, mir vorzustellen, daß man durch bloßen Beschluß und Entschluß von morgen an Europäer sein kann. Und schon gar nicht dadurch, daß man sein eigenes Volk verabschiedet. Gerade die Ethel ist mir wieder ein Beweis, daß es am besten noch gelingt, wenn man gar nicht daran denkt, ja, wenn man sich in der eigenen Volksart so wohl und ihrer ganz unbefangen so sicher fühlt, daß man sich ohne Gefahr neugierig mit allen anderen einlassen kann: indem man sie der eigenen einzugliedern meint, ist man ihr auf einmal entwachsen und weiß es selber noch gar nicht; die besten Europäer sind es unwissentlich, ja sie gestehen sichs selber gar nicht ein (ja es kommt vor, daß sie dann aus Trotz Nationalisten werden, in irgend einer Wahlnation, wie der Milanese Stendhal oder der Alldeutsche Chamberlain). Auch Ethel verkündet: there is no bridging the gulf between Latin ant Teutonic civilisation, sie, die Engländerin, die doch selber in ihrer Celtic exuberance eine so lebendige Brücke zwischen Latein und Deutsch ist, ja sich, schon ihre Jugend in Deutschland verbringend und später immer wieder nach Deutschland oder gar zu Deutschen zurückkehrend, mit der Zeit so gründlich verdeutscht hat, daß sie, wie die ganz echten Deutschen immer, jetzt eigentlich nur noch in Italien innerlich ganz daheim ist . . . Sie hat freilich auch mit Deutschland Glück gehabt: sie kam, fast noch Kind, 1877 als Musikstudentin nach Leipzig, da war noch das alte Deutschland, das echte, das der Humanität unversehrt

und der Biedermeier Hauch gab ihm gar noch einen mit leiser Komik rührenden Reiz. Vielleicht „entdeckt" nächstens jemand die siebziger Jahre: das Jahrzehnt, in dem Deutschland von sich selber zärtlich Abschied nahm, vor dem Kopfsprung in den „Betrieb", wär's wert. Der Schilderung Ethels hört man die sichere Kraft an, die diesen Enkeln das Gefühl einer großen Ueberlieferung noch immer gab. Es erscheinen mit fast unheimlicher Gegenwart Herzogenberg, der Leiter des Bach-Vereins, Elisabeth, seine wunderschöne Frau, der ganze Kreis so redlicher, nur selber der hohen geistigen Erbschaft doch nicht mehr ganz gewachsener und deshalb ins Theoretische flüchtender Menschen, gar aber Brahms, für dessen Musik jung Ethel schwärmt, wie nur Engländerinnen schwärmen können, was sie nicht hindert, die Barrieren seiner Menschlichkeit zu sehen. Prachtvoll ist nämlich ihr unerbittlicher Liebesblick: sie vermag Menschen gut zu sein und gut zu bleiben, ohne sie sich erst beschönigen zu müssen, sie läßt sich einen großen Mann durch keine seiner Kleinigkeiten verleiden, aber freilich auch diese Kleinlichkeiten, Ungezogenheiten, Albernheiten nicht für Tugenden einreden; und gar unsere deutsche Gewohnheit, uns jedermann, mit dem wir verkehren, erst zum Ideal zu stilisieren, es ihm dann aber niemals verzeihen zu können, daß er dieses Ideal nicht ist, bleibt ihr ganz fremd. Sie hat eine wunderbare Freiheit, Menschen im Ganzen zu nehmen, als Tatsachen sozusagen, die sich nicht schulmeistern lassen, von denen aber auch ebenso sie selbst sich nicht schulmeistern läßt, wozu nun freilich das große Gefühl der eigenen Sicherheit gehört, das doch seit dem civis romanus erst wieder der Engländer hat. Gerade weil sie zu Menschen ganz unsentimental steht, sieht sie sie viel reiner als Deutschen meistens gelingen kann: wir nennen's Freundschaft, uns eines anderen zu bemächtigen, und da dies doch nie ganz glückt, sind wir immer wieder gekränkt und enttäuscht; wir können es niemals ertragen, daß der andere stets anders ist, wie wir eben überhaupt niemals die Wirklichkeit ertragen können, denn es fehlt ihr für uns an der Uniform. Das ist auch der Grund, weshalb wir uns mit Mitmenschen, mit Freunden so wenig Mühe geben: wenn ein Deutscher seinen Freund

anders findet, als er ihn sich gedacht hat, gibt er ihn auf. „Ich hätte das nie von dir erwartet!" heißt's dann immer. Daß jeder etwas enthält, was kein anderer je von ihm „erwarten" kann, und daß gerade dies der Trieb alles Lebendigen, der Nerv unseres Schicksals ist, wollen wir nimmer begreifen lernen. Es hat auch Ethel ihrer Freundin Herzogenberg entfremdet, eigentlich nur durch ein Mißverständnis, aber ein tragisches, aus Ungeduld, aus unserer deutschen Unlust am Anderssein des anderen. Ganz einfach und gelassen erzählt, mit einer erschütternden Bemühung, gerecht zu sein, und der ganzen Unerbittlichkeit des Lebens, hat das fast die grimmige Ruhe der „Wahlverwandtschaften": jeder ist eben, wie er sein muß, und wenn er daran zugrunde geht, ist schließlich auch das nur in der Ordnung . . . Ethels merkwürdiges Verhältnis zur Menschheit, das einer ganz respektlosen Ehrfurcht sozusagen, befähigt sie zu Bildnissen von erstaunlicher Lebendigkeit, die, schon oft hart an der Karikatur, immer im letzten Augenblick noch durch ein Lächeln gütigen Verstehens wieder leise beschwichtigt wird. Aber das schönste, das reinste davon ist das Henry Brewsters, der damit, zehn Jahre nach seinem Tod, zum erstenmal aus dem geheimnisvollen Dunkel tritt, das bisher auch seine Werke nicht lichten konnten oder nicht lichten wollten. My greatest friend nennt sie ihn, und the wisest man I ever knew. Halb Engländer, halb Amerikaner, durch Erziehung in Frankreich ein leidenschaftlicher Lateiner geworden, hat er den Sinn des Lebens in seine Beherrschung gesetzt, was sonst meistens nur versucht, wer in sich nicht sehr viel zu beherrschen hat. Hier aber hat es einmal ein Mann gewagt, der voll Chaos war, kein geborner Impassible, sondern eher ein vom Andrang der Lebensfülle hart bedrohter Titan, der selbst in der errungenen apollinischen Ruhe noch ein Nachzittern dionysischer Leideslust nicht immer ganz verbergen kann. Durchaus nicht eine jener Gestalten aus Marmor, die noch dazu meistens aus Gips sind, sondern von der wirklichen Haltung feuriger Menschen, die nur nicht zündeln wollen, aber flammen können. In der tour d'ivoire der Artisten lebend, gleichgültig gegen Schicksal (die Nachricht, daß sein Schloß in Frankreich abgebrannt ist, regt

ihn nicht mehr auf, als wenn er sein Zigarrenetui verlegt hätte), nur in sein Inneres blickend, den Abenteuern seiner Seele lauschend, nach außen hin nur in intellectual relations, innerlich von fern fast ein bißchen an jenen Grafen Robert Montesquiou erinnernd, der durch das Bild Whistlers unsterblich geworden ist, ja fast auch zwar durchaus nicht an Oskar Wilde, aber an eine Wilde-Figur, ist dieser stolze Bauherr seiner kristallinischen Lebensform dann auf einmal wieder fähig, dostojewskisch auszurufen: „First think of persons and then of ideas if you have leisure; ideas can wait." Das ist ein Satz, so zum Heulen gewaltig schön, daß ich nun seine Ame païenne (Paris 1902, Mercure de France) wieder hernahm, die mir vor zehn Jahren allzu sehr nach einem Artisten klang. Und siehe: jetzt ist sie mir auf einmal voll Anklang an unsere neueste Urväterweisheit von Polarität, Indifferenz und Docta Ignorantia, an Laotse, Walt Whitman und Friedländer! Hab ich jetzt erst lesen gelernt? Oder ist's, weil jetzt Ethel Smyth dem Gedruckten die Stimme des Lebens souffliert?

In einem Entwurf, den er unausgeführt ließ, erzählt Fontane von einem Ehepaar, das, als es zur goldenen Hochzeit kam, beschloß, die Hochzeitsreise, die es vor fünfzig Jahren gemacht, noch einmal zu machen, neugierig, wer sich inzwischen mehr verändert hätte, die Welt oder sie selbst. Und so machten sie sich, sie siebzig, er fünfundsiebzig, wiederum, wie damals, nach Venedig auf und siehe da, die Gondel und der Kanal, Rialto und Campanile, alles war unverändert, und die Tauben von San Marco und die Assunta auch. Nur sie selber sind verändert. Denn damals haben sie sich in einemfort gezankt und jetzt zanken sie nicht mehr. Und damals haben sie Engländer nicht ausstehen können und jetzt finden sie sie doch eigentlich ganz fein. Und damals war der jungen Frau die Assunta „zu dunkel, zu katholisch" und jetzt ist auf einmal der alten Frau „der Ausdruck der Verklärung, das allem Irdischen Abgekehrte" ganz vertraut — „ach, in unseren Jahren versteht man es" (nur warum sie dazu denn eigentlich „ach!" sagt, weiß ich nicht). Kurz: das Leben draußen ist 5. Februar

ganz dasselbe geblieben, das Leben bleibt immer dasselbe, nur der Mensch ändert sich mit den Jahren, er wird um so besser, je mehr er durchgebraten wird. „Es fällt vieles von uns ab, aber das, was bleibt, das ist das bessere Teil und vor allem auch das glücklichere." Mir recht aus dem Herzen gesprochen! (Wenn ich auch leider zurzeit die Probe darauf in Venedig nicht machen kann, denn Fontane hat nur eines vergessen: die Welt ändert sich allerdings nicht und der Mensch wird immer besser mit den Jahren, aber unsere Valuta nicht.) Wir könnten aus der allerliebsten kleinen Erzählung vor allem lernen, daß man doch auch die Weltgeschichte nicht überschätzen darf. Sie hat einige Macht über die Landkarten, man muß sich zu Zeiten neue Namen merken, unter denen aber doch immer das Alte bleibt. Ich denk mir's oft, wenn ich, an solchen Wintersonnentagen durch die römische Ebene Salzburgs schreitend, nachsinne, was sich alles mit uns begeben hat und wohl noch begeben wird, aber dann auf einmal über den sinkenden Morgensilbernebeln unser alter Untersberg sein verschneites Haupt rötlich schimmernd erhebt: der Untersberg hat von Umsturz, Republik und Sozialisierung noch nicht die geringste Notiz genommen! Was immer sich an sogenannten geschichtlichen Ereignissen zutragen mag, das Eigentliche, das Wirkliche des Menschenlebens wird dadurch nicht berührt, ja das Eigentliche, das Wirkliche des Menschenlebens merkt gar nichts davon. Wenn sich zwei Menschen lieb haben, können sie wirklich auf den übrigen Rest der Weltgeschichte ruhig verzichten. Man braucht nur doch etwas lange, bis man die wahrhaften Wirklichkeiten entdeckt. Für die Jugend sind gerade sie: Sonnenschein, Sternenhimmel, Schnee, das Gesicht eines guten Hundes, der Untersberg, gerade des Lebens Unvergänglichkeiten, die Pfänder der ewigen Seligkeit sind für die Jugend meistens noch gar nicht vorhanden, während sie fest an Billard, Politik und derlei Zweideutigkeiten mehr glaubt. Und eben an Fontane, je mehr ich jetzt wieder mit ihm zusammen bin (Fischers kleines „Fontane-Buch" ist mir dabei der liebste Gehilfe), wird mir das Geheimnis der wahrhaft glücklichen Menschen offenbar, nämlich: früh alt, mit den Jahren immer jünger zu werden; die schönste Zeit scheint doch

eine Kindheit mit weißen Haaren zu sein! Und dazu hat er dann auch noch die Kraft gehabt, ein Privatmensch zu bleiben; er hat sich von der Oeffentlichkeit nicht auffressen lassen, das Beste von sich behielt er bei sich. Aber plötzlich verlangt mich dann doch immer wieder mit Gewalt aus der Berliner guten Stube Fontanes in die große Landschaft Whitmans hinaus, wo man immer das Meer rauschen hört: erst beide zusammen haben ganz recht! ... Der Hauptunterschied zwischen ihnen ist übrigens, daß der Wanderer durch die Mark dennoch von Grund aus städtischer Sinnesart blieb, auch in seinem Verhältnis zur Natur (genau demselben, das schon der Osterspaziergang im „Faust" schildert: der Bürger spaziert in der Natur, er steht auf dem Besuchfuß zur Natur, einem Sonntagsbesuchfuß; auch dann noch, wenn er sich für einen Alpinisten hält), während Whitman ein Unikum ist als seefahrender, landstreichender, passioniert pflastertretender Mensch in einer Person, der erste nämlich, dem auch die Großstadt zur Natur geworden ist, der Marktgewühl und Straßenlärm und Massendrang als etwas ganz ebenso Elementares empfindet wie Meeresbrandung oder Waldesrauschen oder Bergesstille, gewissermaßen ein ins Gigantische wachsender, ein kosmischer Handwerksbursch. Das abendländische Vorurteil, ein Schlot könne nicht schön sein oder ein Menschenauflauf sei weniger malerisch als eine Büffelherde, kennt er nicht; er nimmt auch eine Fabrik ganz naiv als ein natürliches Gewächs hin, mit einer Unschuld des Blicks, die hier auf unserem Kontinent, dem alten, nur allenfalls Arno Holz und Verhaeren gelegentlich haben. Arno Holz am schönsten im „Buch der Zeit". Das ist 1885 zum erstenmal erschienen, jetzt aber in der dankenswerten Auswahl seiner Werke wieder abgedruckt, durch die das Berliner Deutsche Verlagshaus Bong die Deutschen an den reinsten Dichter meiner Generation mahnt. Sie bringt von Lyrischem das „Buch der Zeit", den „Dafnis", die „Blechschmiede", von Dramatischem die „Sozialaristokraten", die „Sonnenfinsternis" und „Ignorabismus". Kein anderer meiner Generation hat mit solcher Gier um den Ausdruck unserer Zeit, um eine neue Form geworben (gar in Ignorabismus, wo versucht wird, auch den äußeren Apparat

der Welt, auch jedes Geräusch unseres Lebens mitspielen zu lassen und nicht bloß die Worte, nicht bloß den Akzent, sondern jeden Atemzug der Gestalten und auch noch das Mitschwingen, das Mitzittern, ja sozusagen selbst Dunst, Geruch und Luft ihrer Umgebung zu fixieren), aber merkwürdig!, in keinem seiner späteren Werke steht das „Neue" der Zeit in der ganzen Unmittelbarkeit der augenblicklichen Erscheinung mit solcher Gegenwart, ja solchem Aroma des Augenblicks da, wie jenes noch ganz unbefangen die gewohnten ererbten lyrischen Formen, den guten alten „Leierkasten" handhabende „Buch der Zeit" es uns fast in jedem Verse vernehmen läßt. Er hat hier nicht bloß die „Poesie der Großstadt" entdeckt, sondern auch schon das grandios Naturhafte, den Zug von Ewigkeit an ihr, einer freilich gewissermaßen neugebornen Ewigkeit, welches Paradox allerdings bei Whitman noch gewaltiger die Flügel sträubt. Im „Buch der Zeit" aber hat's einen ganz eigenen lieben Reiz gerade dadurch, daß im Grunde dazu noch immer die Schalmei der guten alten Zeit geblasen wird.

7. Februar In einem der jetzt an der Universität Berlin vom Ministerium für geistliche Angelegenheiten eingerichteten Kurse für staatswissenschaftliche Fortbildung sprach jüngst Graf Hermann Keyserling über „Erscheinungswelt und Geistesmacht". Eigentlich müßte dieser Vortrag, der dann in der „Kreuzzeitung" erschien, durch ganz Deutschland hin plakatiert werden; er könnte, wenn er erhört wird, wirken wie einst Fichtes Reden an die deutsche Nation, ein neues Geschlecht erweckend, ein Geschlecht des Willens. Denn einen „Aktivismus", aber von der höchsten Art, verkündet er, mitten in der alle betäubenden und entnervenden Stimmung „fröhlicher Pleite". Daß es nicht die Welt an sich ist, die wir erfahren, sondern nur ihr Spiegelbild in uns, davon geht er aus, aber ganz im Sinne jenes Leibnizschen geheimnisvollen Worts vom „schaffenden Spiegel", das auch Goethe mit solchem orphischen Schauer empfand, zeigt er nun unseren eigenen Anteil an diesem Spiegelbild auf, das ja wir selber mitbestimmen, so daß die Welt, von unserer Seite gesehen, „nicht aus Erscheinungen,

sondern aus Entscheidungen besteht". Das hatten die Deutschen nach Bismarck vergessen: sie glaubten an ein schöpferisches Selbst in sich nicht mehr, so waren sie zu völligen Passiven geworden; ein „philosophischer Fehler" wurde mit der Zeit zur „metaphysischen Schuld". Und so sieht er, was den deutschen Professor tief empören wird, den Grund der angelsächsischen Ueberlegenheit eigentlich in ihrer besseren Erkenntnis. Wenn die „meiste positive Veränderung der Welt" von Angelsachsen stammt, so komme dies daher, daß „sie den subjektiven Nachdruck nicht auf den Erscheinungscharakter der Welt, sondern auf die Geistesmacht in sich legen, welche diese zu verändern vermag, daß sie ihr Bewußtsein sonach von vorneherein im schöpferischen Grund zentrieren." (Mein in den Jahren 1909 bis 1912 erwachsenes Büchl „Inventur" bezeugt auf jeder Seite, gar aber in der Abrechnung mit dem „Betrieb", mit welcher leidvollen Sehnsucht nach dem Schöpferischen ich mich damals Schritt für Schritt aus einem gebornen und erzogenen Impressionisten zum Expressionisten, der Entschließung freilich nur, nicht oder noch nicht der Begabung, emporwand, bis dann in der unmittelbar vor dem Krieg verfaßten kleinen Schrift über den „Expressionismus" die Freiheit zum Glauben errungen, bis ich mit der inneren Freiheit zur Tat des Guten, Schönen, Wahren begnadet war.) Dann aber spricht Keyserling Worte von so gewaltiger Herzenskraft, daß man meint, sie müßten ganz Deutschland aufhämmern können! „Von jedem einzelnen selbst hängt es ab, ob er zu einem tiefen oder flachen Menschen wird . . . Also muß jeder alle Kraft daran setzen, sein Bewußtseinszentrum aus der Aeußerlichkeit in sein tiefstes Inneres zurückzubeziehen . . . Es gilt ja bloß sich umzustellen, den Nachdruck auf das lebendig Schöpferische, das in jedem lebt, zu legen." Aber freilich, wie viele gibt's unter uns Deutschen, die das wagen? „Das Wesentliche, worauf es ankommt, nämlich daß die Deutschen andere, tiefere Menschen werden, wird überhaupt nicht erfaßt . . . Deutschland, äußerlich betrachtet, noch immer das Land der ehrlichsten Leute, ist heute tatsächlich das der tiefsten metaphysischen Unaufrichtigkeit . . . Aber in jedem lebt etwas, was schöpferische Initiative werden kann. Erziehen wir uns dazu.

Finden wir den Kontakt mit dem tiefsten Lebensquell. Und wir werden entdecken, daß eben die Welt, die uns jüngst noch übermächtig in Bande schlug, in stiller Verwandlung zu unserem Werkzeug wird."

8. Februar „Exsurge, quare obdormis, Domine!" ruft heute die Kirche. „Steh auf, Herr, warum schläfst du?" Und dazu heißt's in der kindlich tiefsinnigen Legenda aurea (ich zitiere nach der meisterhaften Uebersetzung von Richard Benz bei Diederichs): „Nun singen wir drei Exsurge für dreierhand Menschen, die in der Christenheit sind. Etliche sind, die Kummer und Unseligkeit leiden, aber sie werden nicht ungeduldig; etliche sind, die leiden Unglück und verzagen; etliche sind, die leiden nicht und verzagen auch nicht, aber da sie keine Widerwärtigkeit haben, ist zu fürchten, daß sie von dem Glücke zerstoßen werden. Darum so ruft die Kirche in dem ersten Exsurge, daß unser Herr aufstehe und nicht schlafe, für die ersten: daß er sie wolle stärken, denn es scheint, daß der Herr schlafe, so er ihnen nicht hilft; in dem zweiten bittet sie für die andern: daß er aufstehe und sie zu sich kehre, denn es scheint, als habe er sein Angesicht von ihnen gewendet; in dem dritten so ruft sie, daß er aufstehe um der dritten willen: daß er ihnen helfe und sie erlöse in ihrem Glück". Welch ein tiefes Wissen um den Menschen spricht aus dieser Furcht für jene, die keine Widerwärtigkeit haben, daß sie von dem Glücke zerstoßen werden möchten!

9. Februar Es scheint, daß Amerika jetzt beginnt, sich autochthon zu fühlen: der Amerikaner, den Whitman entwarf, erwächst jetzt. Das hat lange genug gebraucht. Wenigstens was wir hier von drüben bisher zu sehen bekamen, verriet noch immer die Herkunft von uns: englischen Stocks, wenn auch zuweilend gern etwas pariselnd. Selbst der tapfere J. E. Springarn, von der Columbia University, der Fürsprecher aller new realities of art, immer für die Jugend, immer gegen den alten Geist der herrschenden Kritik und ihre dependence on the decayed and genteel traditions of Victorian England, kämpft damit doch eigentlich nur einer künstlerischen Freiheit vor, die wir im Abendland uns schon vor dreißig, vor vierzig Jahren erstritten. Aus der

Sammlung seiner Aufsätze, „Creative Criticism", Essays on the unity of genius and taste (bei Henry Holt in New-York, der den Amerikanern auch den Jean Christophe Rollands gebracht hat) weht unsereinen ein Hauch der eigenen Jugend an: für eben dies haben wir uns in den achtziger Jahren erregt, ebenso heiß und mit eben derselben Zuversicht; wir haben uns seitdem etwas abgekühlt und sind dieses Dogmas der undogmatischen Kritik (deren höchstes Beispiel, Kerr, den Undogmatiker in Reinkultur, dem Kritik durchaus zum Selbstbildnis wird, übrigens Spingarn leider gar nicht zu kennen scheint) längst nicht mehr ganz so felsenfest gewiß. Und seltsam ist das, der eigenen Meinung in fremdem Mund nun selber mit stillem inneren Widerspruch zuzuhören. (Denn ich vermute jetzt, daß es sich auch hier nicht um ein Entweder oder, sondern um ein Sowohl als auch handelt: daß es eine noch höhere Kritik geben muß, eine Synthese der dogmatischen mit der undogmatischen!) Auch der Zank um das Recht auf den Vers libre ist bei uns schon fast seit einem Menschenalter erledigt; für Whitman war er es schon 1855. Aber Whitman blieb immer allein. Was wir sonst aus Amerika vernahmen, von Denkern oder Dichtern, war immer eine neue Welt wieder in unserer alten Form. Selbst dieser staunenswerte Mulford, den uns jetzt Max Hayek wiederbringt (Verlag E. P. Tal), ein Nebenast vom Baume Whitman, hat im Grunde nicht seinen eigenen Ton, sondern unseren: dieses alles ist, schon im Original, gleichsam Uebersetzung ins Europäische, ja das Urerlebnis davon scheint schon, in der inneren Empfängnis selbst, europäisch infiziert zu sein. Und so war ich immer lauschend nach einem, der einmal wieder die Mundart der amerikanischen Seele spräche, wenn auch nicht gleich so gewaltig wie Whitman. Man muß sich aber etwas nur fest genug wünschen, so hat man's! Nur sieht es freilich dann immer ganz unerwartet aus! So tritt mir mein autochthoner Amerikaner jetzt nicht einzeln, sondern als Schar entgegen: dieser „Playboy", eine neue Zeitschrift, herausgegeben von Egmont Arens (Washington Square Book Shop, 17 west 8 th Street, New-York), nein, ich kann mich nicht täuschen: Hier ist einmal wirklich Amerika! Schon gleich in seinem Programm: „A new Magazine of

Spiritual Adventure. Dedicated to Joyousness in the Arts ... No magazine in America has heretofore succeeded in being both Alive and Modernly Beautiful. The humorous magazine have lacked art. The art magazines have been dull and old-fashioned. Now with weapons of art and satire comes a Playboy to fight the fight of the Moderns, to fight with Laughter, not Bitterness for the work of this our Generation." Aber ich müßte ja das ganze Heft abschreiben, so voll von herzhafter Zuversicht und dem stärkenden Salzwassergeruch der Lebensfreudigkeit! Und gerade daß keiner darin eigens vortritt, daß es ein einziger kraftschallender Chor ist, daß man den Rundgesang eines Volks oder doch einer froh gescharten Generation zu hören meint, ist das Schönste dran! Keiner tut hier groß mit seiner Eigenheit, keiner will anders als die anderen, sie pochen nicht auf die „Persönlichkeit", sondern auf das, was sie alle zusammen sind. Es bestätigt ganz wunderbar, was Whitman schon 1879 vorausgesagt hat, daß in Amerika die Führer nicht viel zu bedeuten haben, aber der Durchschnit des Volks ungeheuer ist und daß sich eben darin auf allen Gebieten, auch dem der Kunst, Amerikas Ueberlegenheit zeigen wird: We will no have great individuals or great leaders, but a great average bulk, unprecedentedly great.

12. Februar Ueber Briefen Dehmels. Dreißig Jahre kannten wir uns, haben's einander nicht leicht gemacht (denn dies war eine Kraft unserer Generation, daß jeder sich vom anderen immer noch mehr verhieß und ihn, unerbittlich fordernd, immer noch höher trieb), aber schließlich fand man sich doch immer wieder! ... Eine Karte von 1896, mit Liliencron zusammen, aus Altona, Donnerstag mitternacht in der „Sonne": Bitte, schicken Sie uns für achthundert Mark Sekt!!! Und fast in jedem Brief kehrt damals der Name Liliencron wieder. Einmal plötzlich auch wieder „nachts", das dringende Geständnis, daß „ich Sie mit meinen grünen Jahren mal nicht leiden konnte," doch „bitte antworten Sie mir nicht auf diese Dummheit". Ein anderes Mal die Hoffnung, daß wir uns nach „diversen Metamorphosen" jetzt doch am Ende „so ziemlich entpuppt, nicht bloß wir beide, sondern

noch manche andere Larve unserer Zeit", und daß nun „die vereinzelten künstlerischen Kräfte zur gemeinsamen Besinnung auf ihren menschlichen Formwert" gekommen; traurig liest sich das jetzt, wo diese „Besinnung" wieder verloren und aller „menschlicher Formwert" wieder fragwürdig geworden scheint. Dann, November 1913, auf meinen Glückwunsch zum Fünfziger, ein froher Dank: „Das Möwengleichnis werde ich nie vergessen. Hoffentlich gelingt es mir noch, auf den Regenbogen hinaufzufliegen, der seit je über meiner Sündflut schimmert." Aber das Jahr darauf flog er, statt in den Regenbogen hinauf, in den Krieg hinein. In seinem „Kriegstagebuch" hat er's erzählt. Ich schrieb darüber und erhielt dafür von ihm noch eine letzte Karte: „Von Herzen Dank! Dehmel." In den festen, zustoßenden Zügen seiner gewaltigen Hand steht das da mit dem so charakteristisch zurückgeschwungenen D der Unterschrift. Es ist auf einer der Klingsportkarten des alldeutschen Münchener Verlags Lehmann geschrieben, sie hat einen Spruch Lagardes aufgedruckt, der heißt: „Was hilft, ein Ziel als das Endziel alles Menschenlebens feiern und niemanden zu ihm hinführen?" War also Dehmel alldeutsch geworden? Vor Jahren luden ihn Monisten ein, in einem ihrer Vereine vorzulesen, mit dem Ersuchen, einleitend seine „Weltanschauung" in Kürze darzulegen, da er ja „ein besonders origineller Repräsentant des esoterischen Monismus" sei. Der Einladung kam er nach, doch mit der Versicherung, diese schmeichelhafte Liebeserklärung „nur mit Glacèhandschuhen" annehmen zu können, ja das verehrte Publikum eindringlichst warnen zu müssen, bei Dichtern „Weltanschauungen" zu suchen. Und dann fuhr er fort: „Der Künstler denkt nicht in Verstandesbegriffen, wenn er bei seiner Arbeit ist; er denkt in Gefühlsvorstellungen. Er will nicht erst zum Glauben gelangen, er geht vom Glauben aus. Er glaubt an alles, was da ist in der Welt; er glaubt auch an die verschiedenen Weltanschauungen, die in seiner Zeit miteinander kämpfen. Ich habe einmal einem Politiker, einem Konservativen echten Schlages, der mich fragte, was ich nun eigentlich sei, Sozialdemokrat oder Anarchist, nationalsozial oder liberal — dem habe ich geantwortet: Unter anderem auch konservativ! Und so könnte

ich auch Ihnen sagen: Ich bin unter anderem auch Monist, das heißt, unter Umständen auch Dualist oder Trialist oder Milliardist oder sagen wir Polymonist." Und warum soll er also nicht auch einmal „alldeutsch" gewesen sein, „unter anderem"? Ich kann das so gut verstehen! Es kommt dabei doch immer nur auf die Gesellschaft an: ich muß bloß eine Stunde mit Internationalisten zusammen sein, gleich bin ich alldeutsch, aber freilich nur solange man weit und breit keinen Alldeutschen sieht. Ich gehöre stets zu der Partei, von der sich im Augenblick niemand sehen läßt ... Zu jenem „Möwengleichnis", das seinen fünfzigsten Geburtstag erfreute, war ich durch den Dichter Dauthendey gekommen, der einmal erzählte, ihm sei, als er zum erstenmal Dehmel vorlesen hörte, gewesen, als hätte man den Stuhl, auf dem er saß, plötzlich mitten in eine Meeresbrandung gestellt. Dies war ein so herrlich aufregendes Schauspiel, daß man in der Freude darüber ganz zu fragen vergaß, was denn aber eigentlich in diesen Gedichten so brandete. Wer sich aber von ihrer finsteren Brandung nicht gleich ganz betäuben ließ, konnte darin doch immer bald einen ganz seltsamen feinen Ton vernehmen, ein helles Aufschäumen, ein kleines, leises Auflachen gleichsam, das, einer Möwe gleich, weiß aufflog und still über dem Lärm der stürzenden Wogen schweben blieb. Irgendein solcher kleiner, weißer Punkt leuchtet stets in der Höllennacht auch seiner wildesten Gedichte. Daß ich die kleine Möwe schweben sah, schon als er noch ein Satanist hieß, der Hauptmann Dehmel, das hat ihn gefreut.

23. Februar Seltsam: von Pascal aus, an den mich das Barock als an seinen größten Widersacher, da doch jede Sache der Widersacher erst ganz verstehen lehrt, wies, ist mir jetzt erst der volle Sinn der Karamasoff Dostojewskis aufgegangen. Denn so wenig man dies anzunehmen zunächst geneigt sein wird, sie behandeln beide dasselbe Thema. Das Urerlebnis beider muß dasselbe gewesen sein. Schon Voltaire gibt zu, daß im Grunde Pascal sachlich unrecht hatte, aber es hätte sich ihm auch gar nicht darum gehandelt, recht zu haben, sondern darum allein de divertir le public; und sein Sieg über die Jesuiten sei

dadurch entschieden worden, daß es ihm gelang, aus dem ganzen Streit ein sujet des plaisanteries zu machen. Weshalb er ihn auch geradezu mit Molière vergleicht. Das überrascht auf den ersten Blick, doch näher sieht man, daß Pascal ja wirklich ganz wie der Komödiendichter verfährt. Das Verfahren der Komödie besteht darin, jeden an seiner Idee zu messen: dem, was einer sein sollte, stellt sie entgegen, was er wirklich ist, und da muß man lachen. Denn gemessen an dem, was einer in sich ist, und nun verglichen mit dem, was er von sich realisiert, wird jeder komisch. „Erfahrung fast immer eine Parodie auf die Idee", hat Goethe gesagt, und Dostojewski drückt das nur derber aus, wenn er im „Jüngling" sagt: „Uebrigens haftet der Wirklichkeit immer etwas von Schusterhaftigkeit an, selbst wenn sie aus einem noch so reinen Streben nach dem Ideal hervorgeht." Ob man es Parodie nennt oder Schusterhaftigkeit, gemeint ist dasselbe, nämlich daß, sei das Streben des Geistes noch so rein, es dennoch, sobald es verwirklicht wird, eben durch diesen Eintritt in die Welt, eben durch diesen Wandel in Erscheinung anders wird. Diese Differenz zwischen Idee und Erfahrung, diese leise Läsion, Deklination oder Deviation, die das Geistige stets erleidet, sobald es sich zu realisieren versucht, ist das Urerlebnis Pascals wie Dostojewskis: an ihm werden sie beide recht eigentlich erst produktiv. Es empört sie zunächst, sie hassen es und geben beide diesem Haß zunächst dasselbe Ziel: die Jesuiten (was an dem Russen wunderlich genug ist). Die Pascal so verhaßte morale facile der Jesuiten, die sich übrigens bei den Dominikanern ganz ebenso, ja schon beim heiligen Augustinus findet, ist im Grunde ja nichts als Anerkennung jener Deklination; sie nimmt zur Kenntnis, daß alles Geistige, gar alles Sittliche bei der Umschaltung in die Wirklichkeit stets ein wenig von sich abgelenkt wird und einen unreinen Zusatz erhält; und sie nimmt nicht bloß Kenntnis davon, sie nimmt auch Rücksicht darauf, sie zieht die Deklination mit in den menschlichen Kalkül. Das ist Pascal und Dostojewski zunächst unerträglich, doch unterscheiden die beiden sich dadurch, daß Pascal, was immer er auch berührt, der geborne Mathematiker bleibt (eigentlich geht's zwischen Pascal, dem Port-Royal und dem

Jansenius auf der einen und den Jesuiten, den Kasuisten, ja dem ganzen Barock auf der anderen Seite um eben dasselbe, wie zwischen Goethe und Newton, nämlich darum allein, ob die Erscheinung in ihrer Formel, der mathematischen oder der sittlichen, aufgehen muß, ja auch nur überhaupt jemals rein aufgehen kann, es geht um Anerkennung der Wirklichkeit). Dostojewski dagegen ist ein geborner Dichter und als Dichter lernt er das Grauen vor der Wirklichkeit überwinden, mit der als Denker (darum vor allem auch als Politiker) auch er sich niemals aussöhnen kann. Diese Versöhnung mit der Wirklichkeit, mit der Deklination des Geistes in der Erscheinung, mit der „Schusterhaftigkeit" unseres Lebens ist das Thema der Karamasoffs. Aljoscha, der Held, beginnt durchaus als Pascal. Auch ihn quält das Entsetzen vor der Entstellung des Geistigen und gar des Sittlichen in der Wirklichkeit. Auch er ist, sobald er an Gott und Unsterblichkeit glaubt, sofort entschlossen, nur noch der Unsterblichkeit zu leben: „einen halben Kompromiß nehm ich nicht an!" und da geschrieben steht: Verteile dein Gut und folge mir nach! sagt auch er: da kann ich doch nicht statt mein Gut dann bloß zwei Rubel geben und statt Ihm nachzufolgen, mich begnügen, in die Kirche zu gehen. So scheint auch ihm Weltflucht die einzige Rettung, er will ins Kloster. Und alles, womit die Welt sein Gewissen bedroht, weshalb er sie fürchtet, weshalb er sie flieht, nennt auch er jesuitisch, das Wort kehrt immer wieder, er hat immer Angst, „auf den Jesuitenweg zu geraten". Und es ist nun seltsam, aber von der tiefsten Wahrheit, daß er gerade darin in diesem Jesuitenhaß mit seinem sonst ganz anders gestimmten, ganz anders gesinnten Bruder Iwan übereinstimmt, dem Westler, dem Freigeist, dem Skitaletz, der die Erzählung des „Großinquisitors" ersinnt (das wird immer übersehen, daß Dostojewski den Großinquisitor als ein „Poem" Iwans einführt: erdacht ist es natürlich von Dostojewski, doch im Charakter des Iwan, als Ausdruck Iwans also, nicht Dostojewskis, oder doch nur eines Teils Dostojewskis, jenes Teils Dostojewskis, dem er sich eben durch die Karamasoff entrungen hat). Dann rollt das grauenhafte Schicksal Dmitris, des dritten Bruders, ab, bis der als Mörder seines Vaters

verurteilt ist, zu zwanzig Jahren Sibirien. Aljoscha weiß, daß der Bruder unschuldig ist, er weiß auch, daß der Bruder innerlich noch lange nicht reif ist, dieses ungeheure Kreuz zu tragen, daß es für ihn, so wie er nun jetzt einmal noch ist, gar nicht ein Kreuz, das er auf sich nimmt, daß es also gar nicht „sein" Kreuz wäre. Wenn aber Dmitri Gelegenheit hat, auf dem sibirischen Transport zu flüchten, so glaubt Aljoscha zu wissen, daß der unglückliche Bruder in sich gehen, bereuen, innerlich umkehren und die Kraft seines Schuldbewußtseins (denn wenn er auch nicht der Mörder ist, so trifft doch auch ihn die Schuld an dem Mord mit; hier wirkt das russische Gefühl der Allverschuldung ein) ihm zur Wiedergeburt verhelfen wird. Und so rät ihm Aljoscha zur Flucht, die aber doch nur durch Bestechung, durch allerhand „Unehrenhaftes", durch Gebrauch unsittlicher Mittel möglich ist. Und Aljoscha, sonst so rein, rät ihm, ja drängt ihm diesen Gebrauch unsittlicher Mittel auf, ja Aljoscha gibt sich selbst dazu her. Der Bruder, als er ihn so argumentieren hört, sagt: „So sprechen eigentlich Jesuiten, nicht? Sieh mal, wie weit wir beide gekommen sind, was?" Und jetzt heißt es im Roman weiter: „Ja, so reden Jesuiten," sagte Aljoscha lächelnd. „Darum liebe ich dich auch so, Aljoscha, weil du immer die ganze Wahrheit sagst und nichts verheimlichst," rief Mitjä froh aus. „Sieh mal, jetzt hab ich dich auf dem Jesuitenweg ertappt! Abküssen müßte man dich dafür, aber kräftig, weißt du das auch, Junge?"... Niemals war Dostojewski Tolstoi so fern wie hier an der höchsten Stelle seines größten Werkes, ein Abgrund tut sich hier zwischen den beiden auf: die ganze Welt der Wirklichkeit, eben der Abgrund, der Pascal von den Jesuiten trennt, und nicht bloß von den Jesuiten, sondern auch überhaupt von der Kirche mit ihrem großen reinen Sinn für die Wirklichkeit, die wir überwinden sollen, zuweilen erleiden müssen und niemals ableugnen können. Tolstoi ist ein Abkömmling Pascals, und Dostojewski ist, hier wenigstens, durchaus der Abkömmling des Barock, des ihm ganz unbekannten Barock, dessen tiefsten Sinn er aus seiner eigenen Not wiederentdeckt... Eigentlich gibt's im Augenblick gar kein „aktuelleres" Buch als die Karamasoff, denn was da verhandelt wird, ist

der Bolschewismus, die letzte Konsequenz Pascals, eine andere freilich, als Pascal selber zog, der vor jener Deklination, die der Geist erleiden muß, sobald ihn die Wirklichkeit berührt, aus der Welt floh, während der Bolschewik mit der allem mathematischen Denken eingeborenen inneren Gewaltsamkeit auch noch die äußere verbindend, sozusagen ein Mathematiker in Waffen, den grandiosen Versuch wagt, in der Welt selbst die Deklination des Geistigen auszutilgen, an der Wirklichkeit selbst die Macht der Wirklichkeit zu brechen. Und vielleicht hängt alle Zukunft des Abendlands davon ab, ob es noch gelingen wird, Lenin „auf den Jesuitenweg" zu bringen: zur Anerkennung der Wirklichkeit.

28. Februar An solchen Tagen der Ungeduld, wenn die ersten Leberblümchen blauen, spür ich schon den März, meinen alten Feind, den Schmerzensmonat. Da wird mir seit Jahren immer, als ging's nicht mehr weiter. Vita minima. So niedergebrannt und ausflackernd, als müßte der nächste Hauch das Flämmchen verlöschen. Ein merkwürdiger Zustand: sozusagen Zahnweh in allen Gliedern, das sich den Rücken entlang bis ins ermattende Herz frißt. Und immer mit derselben Vision: ich schließe nur die Augen, gleich erscheinen weiße Mandelblüten an kahlen Aesten und es riecht nach Meer. Das ist mir aus besseren Zeiten geblieben, als man noch dem säumigen Frühling entgegen fuhr, abends auf der Südbahn in den Schlafwagen, am anderen Morgen in Triest auf ein Schiff stieg und übermorgen auf der Höhe von Gravosa nach Ragusa an der schiefen Agave stand: da war vor der wogenden Seligkeit aller Winter und aller Norden und aller Nebel weg, da schwieg der dumpfe Leib, die Sinne sanken und die liebe Seele hob an. Sagen läßt es sich nicht, aber in der Vita nuova steht ein Vers, der gibt mir noch einen Nachgeschmack davon: Io vidi la speranza de' beati. Ich wurde dort immer wieder des andern Reichs ganz unmittelbar gewiß: in diesem Spiegel erschien die Welt des Wahren, Guten, Schönen, aus ihm schien sie mit solcher Evidenz, daß nichts übrig blieb als hinzuknien, um Gott zu danken und Gott zu loben und Gott anzugehören fortan. Es ist jetzt gerade sechzehn Jahre

her, daß ich, schwerer Krankheit entflohen, zum erstenmal dort an der Agave stand. Neulich auf dem Gaisberg ergriff es mich wieder: das Tal war vom Morgenrauch bedeckt, die Berge ganz nah, der Himmel fast weiß, die Sonne mild und überall ein Abglanz von Geheimnissen. Und da lag ich und nichts war in mir als Dank. Bis dann mein Blick von ungefähr an den Paß Lueg geriet: dort geht der Weg ans Meer. Da hätt ich heulen mögen vor Herzeleid! Und um die Sehnsucht, vor der ich fast vergeh, zu stillen, Sehnsucht nach Sonnenland, Sehnsucht der Seele, die friert in unserer ungestalten kimmerischen Welt, nahm ich mir dann daheim wieder einmal die Vita nuova her, jenes Verses eingedenk. Das ist nun, wenn man grad aus expressionistischen Gedichten kommt, seltsam. Eigentlich ja genau, was der Expressionist will: der innere Gehalt des Erlebten, das, was davon unser Eigentum geworden, unsere innere Gestalt des äußeren Lebens erscheint. Auch diese Gedichte wären also dem, der sie nicht selbst erlebt hat, unverständlich, und man hätte dann auch, wie bei den Expressionisten oft, nur das dunkle Gefühl einer gewaltigen, aber chiffrierten Schönheit, wenn uns nicht Dante selber gleich den Schlüssel zur Entzifferung gäbe. Dadurch, daß er, mit einer Pedanterie, die fast etwas Kindliches hat, uns immer zunächst erst einmal treuherzig erzählt, woraus das folgende Gedicht entstanden ist, und ihm dann immer sogleich auch noch einen Selbstkommentar anfügt, der die Gestalt, zu der ihm sein Erlebnis eben ward, nun wieder zerrinnen läßt und das Gedicht wieder auflöst, wieder ins Erlebnis, in den Urstoff zurück, gerade dadurch, daß so dem Bildner hier immer wieder der Redner ins Wort fällt und unablässig Bericht zur Gestalt, gleich aber wieder Gestalt zum Bericht wird, läßt er uns mitleben, als wären wir es selbst: nicht bloß die Frucht ist's, die wir empfangen, ja wir sehen nicht bloß zugleich auch ihre Blüte schon, sondern uns wird dabei fast, als wäre dies Blühen und Reifen und Fruchten an uns selber geschehen, und auch wir wären der die goldenen Aepfel tragende Baum und die sie leis abschüttelnde Hand und die rasch auffangende Schale zugleich. Indem hier Dante gleich sein eigener Düntzer ist und uns, wie der Empfängnis und der glücklichen Geburt

des Gedichts, so dann schließlich auch noch gewissermaßen den Grabreden beiwohnen läßt, entsteht im Wechsel der Hebungen und Senkungen dieses Verlaufs ein Wohlgefühl, dessen Kraft allein uns erst fähig macht, reinem Expressionismus standzuhalten. Der Impressionist hat's ja leicht, sein Gedicht ist nichts als Echo: da hallt das Erlebnis selber zurück; das Erlebnis selber spricht, nur jetzt mit erhobener Stimme. Doch das Gedicht des Expressionisten ist nicht Echo, das ist Antwort und Gericht: das Leben hat angefragt, der Dichter spricht ihm sein Urteil; das Leben ist erschienen, der Dichter weist der Erscheinung erst den Sinn an, ihren Sinn und seinen; das Leben bringt den Stoff herbei, der Dichter holt die Gestalt heraus. Wie sollen wir das also verstehen, Antwort verstehen, ohne zu wissen, was denn gefragt worden ist, den Sinn verstehen, ohne zu wissen, welcher Erscheinung, eine Gestalt verstehen, ohne das Geheimnis zu kennen, auf das sie deutet, ja das uns eben von ihr doch erst gedeutet werden soll? Niemand kann die Harzreise, vielleicht das schönste Gedicht Goethes, verstehen, der nicht ihren Rohstoff, der nicht den Fall Plessing kennt, niemand kann „Ilmenau" verstehen ohne das Vorspiel in Goethes Leben dazu. Das expressionistische Gedicht ist immer ein Schlußwort, es setzt den Anfang voraus; es ist immer, freilich im höchsten Sinn, Gelegenheitsgedicht: die Gelegenheit vor das Gericht der Ewigkeit zu fordern, ist recht eigentlich sein Amt. Dies erklärt auch, weshalb unter uns nur immer der impressionistische Goethe lebt, der, Horcher nach außen und innen, der Widerklang eigener und fremder Welt, nicht aber der Expressionist Goethe, der Seher, Gesetzgeber und Rechtsprecher, weil man doch, um das Gesetz, das er gibt, ganz zu verstehen, zuvor erst den Fall, an dem er ausspricht, kennen und also die neun Bände des herrlichen Gräf (bei Rütten und Löning in Frankfurt) immer bei sich oder noch besser hinter sich, nämlich ein für allemal schon in sich haben muß. Und das ist auch der Grund, weshalb ebenso der Zaubergarten der Sonette Shakespeares unbesucht liegt. Auch sie sind expressionistisch und das expressionistische Gedicht ist immer ein Schiedsspruch, es setzt also voraus, daß man weiß, worüber es entscheidet. Wenn Dante darum selber vor jedem

Gedicht ansagt, worum es geht, und dann erst aus dem Stoff die Gestalt unter unseren Augen aufsteigen, unter unseren Augen die Erfahrung sich zur Idee zurück verklären läßt, so geschieht das aus einem tiefen Wissen um das Wesen der Kunst, der großen Kunst, der rechtsprechenden, das Gute, Wahre, Schöne mit Namen nennenden, der gesetzgebenden Kunst. Und erst wenn unter unseren Expressionisten einer den Mut fände, wieder so „naiv" zu sein und seinen Gedichten ihre lebendige Vorgeschichte mitzugeben, könnte der Expressionismus aufhören, in der Rätselecke der Literatur zu stehen.

Diese mörderischen, aber auch selbstmörderischen Steuern, an denen sich jetzt unsere Langmut erproben soll, erinnern mich, was mein Vater, als ich noch ein Jüngling war, immer sagte, wenn er wieder meine Schulden zahlen sollte: Du glaubst rein, du bist der Staat! Ein ordentlicher Mensch aber, fuhr er fort, bemißt nach seinen Einnahmen, was er ausgeben darf; nur der Staat kann sich erlauben, es umgekehrt zu machen! Mein guter Vater irrte: der Staat kann das nämlich auch nicht, oder doch nur bis zu einer gewissen Grenze; das wird sich nächstens zeigen. Ja mit der Erkenntnis dieser Grenze ist der Staat recht eigentlich überhaupt erst entstanden. Er entstand geschichtlich in dem Augenblick, als, während bisher Nomaden Bauern überfallen, niedergemacht und der Ernte beraubt hatten, um dann, nachdem sie verzehrt war, weiterzuziehen und wieder ein anderes Land auszurauben, eines Tages einer auf den produktiven Einfall kam, den Bauer am Leben und ihm vom Ertrag seiner Arbeit soviel zu lassen, als er braucht, um für die Herren arbeiten zu können. Der Bauer, um nur nicht erschlagen zu werden, war einverstanden, bestellte das Land, lieferte, was er sich nur irgend am Mund absparen konnte, den Herren ab, die Herren hatten nicht mehr nötig, kriegerisch von Land zu Land zu schweifen, und so war der Staat entstanden. Vor diesen Anfang aller Staatsbildung kehren jetzt unsere Herren zurück, ins nomadische Prinzip. Sie vergessen, daß Steuern eine natürliche Grenze haben: nämlich daß sie etwas übrig lassen müssen, womit auch im nächsten Jahr wieder Steuern erbracht werden können. 1. März

Wenn unsere Herren den Einfall, aus dem überhaupt erst der Staat entstand, den Einfall, durch den überhaupt Herren erst möglich wurden, den Einfall nämlich, daß der Knecht: Bauer, Bürger oder Arbeiter hinfort nicht mehr erschlagen werden soll, jetzt so deutlich verleugnen, so muß man annehmen, daß diese Herren Renner und Reisch offenbar entschlossen sind, nach unserem Ende kriegerisch in ein anderes Land zu ziehen und auch dort die friedliche Bevölkerung wieder der Ernte zu berauben, und so weiter rundherum. Ich bin neugierig ... Merkwürdig ist nur, daß uns an dieses Staatsende gerade der Größenwahn unseres maßlosen Staatsbegriffs gebracht hat: wir hätten ja diese tödlichen Steuern gar nicht nötig, wenn wir uns nicht einbildeten, durchaus die Großmacht spielen zu müssen, zwar nicht nach außen, doch desto mehr vor uns selbst. Wir waren einst ein mächtiges Reich, das sich nur freilich zuweilen verlocken ließ, auch schon auf einem allzu großen Fuße zu leben. Jetzt sind wir nur noch ein Fetzen davon und treiben aber weit ärgeren Aufwand: wir sind ein Fetzen auf dem größten Fuß. Ein reicher Grundherr hat sein Erbe verloren; nur ein Lusthaus mit kleinem Ziergarten ist ihm geblieben, Wald und Feld und Wiese sind weg, aber er will immer noch vierspännig fahren! Unsere Bürokratie ging schon weit über die Mittel des alten großen Reiches, aber wir jetzt, statt sie zu beschränken, wir in diesem jämmerlich kleinen Land vergrößern sie noch! Doch wir hätten nicht bloß den Staatsapparat einzuschränken, wir hätten vor allem den Staat selber einzuschränken, schon grundsätzlich (wenn wir Grundsätze hätten!), weil sein monarchischer Umfang in einer Republik ja sinnlos ist. In Monarchien hat der Staat zu dem, was er sonst alles ist, auch noch ein Plakat für den Monarchen zu sein: alles was ein Volk an seinem angestammten Fürsten bewundern will, die jedes Verdienst ehrende Huld, die jeder Not bereite Gnade, die Förderung der Wissenschaft, den Schutz der Künste, den Glanz einer lässig stolz mit dem Dasein spielenden Freudigkeit, übernimmt im Namen des Kaisers oder Königs der Staat. Ist der Kaiser oder König weg, von dem man sich derlei nach dem alten Brauch erwartet, so wird der Staat, der darin fortfährt, eher etwas komisch. Er hat

dafür ja nie viel Talent gezeigt und sollte sich freuen, es jetzt los zu sein und sich seinen eigentlichen Aufgaben allein zuwenden zu können. In dem Augenblick aber, wo sich unser Staat entschließt, fortan nur noch die natürlichen Aufgaben des Staates zu besorgen, wären wir zwei Drittel der neuen Steuern los, weil der Staat dann ja kaum ein Drittel so viel kostet als jetzt. Was sind denn die natürlichen Aufgaben des Staates? Schon der brave alte Adam Smith zählt sie auf: Sorge für Schutz nach außen, also Wehrmacht; Sorge für Sicherheit im Innern, also Polizei; und endlich Sorge für Handel, Gewerbe und Elementarunterricht. Nichts weiter. Es sind auch die drei Dinge, für die der Staat seiner Natur nach begabt ist. Dies kann er leisten. Mischt er sich aber in Geistiges oder in Kunst, gar aber in Sittliches ein, so wird er sogleich dilettantisch. Unser Problem ist jetzt, den Staat aus dem unnützen heillosen kostspieligen Herumdilettieren in allem Möglichen, wovon er nach seiner mechanischen Art nichts ahnen kann, wieder auf sein eigenes Gebiet heimzubringen. Sein Dilettantismus ist allerdings alt genug, er geht auf die Ghibellinen zurück. Die waren die ersten, die dem Staat Macht auch über den Geist anmaßten, wovon sich der Geist ja bis auf den heutigen Tag nie wieder ganz erholt hat. Die Staatsform ihrer Feinde dagegen, die Staatsform der guelfischen Stadtstaaten des mittelalterlichen Italien, die Staatsform des guelfismo popolare war bisher in der Geschichte des Abendlands die einzige, die den Geist frei ließ. „Der guelfische Staat, sagt Hermann Hefele (in seiner bei Reichl in Darmstadt erschienenen Schrift „Der Katholizismus in Deutschland", worin ein größeres Werk über „Guelfen und Ghibellinen" verheißen wird, das ich nach der Geisteskraft dieser glänzenden Proben mit freudiger Ungeduld erwarte), der guelfische Staat entmaterialisiert die Gesellschaft und die Kultur eben dadurch, daß er dem Staat die einzige Ordnung der materiellen Dinge zuweist und seine Aufgaben und Funktionen auf den bloßen Rechtsschutz einschränkt; das gesamte geistige und kulturelle Leben mit seinen erzieherischen Tendenzen ist der Sphäre staatlicher Vormacht und politischer Bestimmtheit entzogen und dem Gewissen der Gesellschaft und ihrer Tradition über-

lassen." Für ein solches guelfisches Gemeinwesen könnten wir die Kosten dieses dann einfach bloß für Militär, Polizei und Kommerz sorgenden, alles andere aber der Gesellschaft überlassenden Staates schon gerade noch aufbringen, und so blüht mir unverbesserlichem Optimisten noch aus unserem Elend doch wieder eine Hoffnung auf, die, daß wir nun, wenn schon nicht aus Einsicht, so doch unter dem Zwang der Not, mit jenem ghibellinischen Staatsschwindel, an dem wir ersticken, doch endlich einmal brechen, uns bescheiden, eine lose Föderation kleiner Stadtstaaten zu werden, und so den von uns verschuldeten Unsegen doch noch in Heil für unsere Kinder wandeln lernen.

4. März In meiner Arbeit über Pascal, der mir immer mehr zum Stammvater des Bolschewismus wird, geriet ich an sein Gespräch mit Herrn de Sacy, dem er Epiktet und Montaigne gewissermaßen als die beiden Pole des nur die menschliche Vernunft allein gebrauchenden Denkens darstellt, und fand da zu meiner Verwunderung ein Zitat aus Epiktet, in dem eigentlich schon das ganze Barock steckt, und gleich auch noch das Szenarium von Calderons gran teatro del mundo. „Vergiß nicht," läßt Pascal den Epiktet sagen, „daß du hier wie ein Schauspieler bist und die Person in einem Stück spielst, die dir der Meister nach seinem Belieben zugeteilt hat. Ist es eine kurze Rolle, die er dir gibt, spiel sie kurz, und die lange spiel lang; will er, daß du den Bettler machst, so mußt du's mit aller Naivität, deren du fähig bist; und so durchaus. Deine Sache ist, die Rolle gut zu spielen, die dir zugewiesen worden ist; sie dir auszusuchen, ist nicht deine Sache, sondern eines andern." Hier mußte doch, dachte ich, auf den Text Epiktets im Munde Pascals stark der barocke Sinn des eigenen Zeitalters (wenn nicht geradezu vielleicht Erinnerung an Calderon) abgefärbt haben und ich erstaunte sehr, als ich, die Stelle nun beim Epiktet selber nachlesend, sie dort unverändert vorfand. Pascal hat sie nur ein wenig abgekürzt, der Sinn stimmt. Mit der deutschen Übersetzung (im 30. Band der Langenscheidtschen Bibliothek) und der lateinischen (in einer alten Ausgabe, in unserer Studienbibliothek, von 1740) sogar durchaus, im griechischen Urtext bis auf einen gelinden, zunächst ganz

unauffälligen Unterschied in der Interpunktion: das Wort kalos, das in den Übersetzungen noch in die Funktion des Schauspielers einbezogen wird, wird im Urtext auf das Konto des Meisters gesetzt, so daß es dort heißt: „deine Sache ist, die Rolle gut zu spielen; sie dir auszusuchen, die Sache eines anderen", während es im Urtext heißt: „deine Sache ist, die Rolle zu spielen, aber die richtige für dich auszusuchen ist eines anderen Sache." Dies fiel mir auf, nicht bloß weil es immerhin den Sinn des Vergleichs doch leise, wenn auch scheinbar unbeträchtlich, verändert, sondern weil diese Veränderung gerade das berührt, was in mir, vor Jahren schon, einen solchen inneren Widerspruch gegen Calderons Welttheater so heftig erregt hatte, daß ich den Entwurf einer Umdichtung schließlich nur deshalb unausgeführt ließ, weil er doch über meine künstlerischen Mittel ging; denn mein Atem reicht zwar aus, Calderon umzudenken, nicht aber umzuformen, da hätte man doch den Hiatus zu kläglich gespürt. Mein innerer Widerspruch gegen Calderon aber begann dort, wo, nachdem in dem Stück erst die Rollen vom Meister ausgeteilt und jeder mit der seinen ungefragt versehen worden, worüber der Bettler sogleich murrt, weil er, was man ihm nicht verdenken kann, lieber die des Königs hätte, wo zuletzt dann der Prasser vom Meister zur Hölle verdammt wird. Das schien mir gegen die Abrede, hatte doch der Meister anfangs ausdrücklich verheißen, nach geschlossenem Spiel an seine Seite zu setzen, „wer's am besten hat gemacht und getreu und unverdrossen seiner Rolle Geist erschlossen". Nun hatte doch, der den Prasser gab, so gut gepraßt, als man nur irgend prassen kann, und sollte gerade darum, gerade des Prassens wegen, das er sich ja nicht ausgesucht, das er nur, nachdem es ihm einmal zugeteilt worden, mit aller Kraft recht nach der Kunst durchgeführt, gerade weil er die Rolle des Prassers so vorzüglich gespielt, jetzt statt an die Seite des Meisters gesetzt, vielmehr auf ewig verstoßen sein? Dies empfand ich als ungerecht. Ich erinnerte mich daran erst heute wieder, beim heutigen Evangelium: am Donnerstag nach dem zweiten Fastensonntag ist das Evangelium vom reichen Mann und dem armen Lazarus. Wie da der reiche Mann in seiner großen Pein der Höllen=

flammen den Abraham anfleht, ihm doch den Lazarus zu senden, „daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und meine Zunge abkühle", antwortet Abraham: „Gedenke, Sohn, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus hingegen Übles; nun aber wird dieser getröstet, und du wirst gepeinigt." Das ist einer jener grandiosen Sätze, wie sie nur der Evangelist Lukas hat: gar nicht erzählend, sondern einfach die Sache selbst hinstellend. Aber macht es uns nicht schaudern? Und eigentlich erwarten wir, daß der reiche Mann erwidern wird: „Warum habe ich denn Gutes empfangen in meinem Leben, so daß ich jetzt gepeinigt werden muß, warum wurde mir denn nicht lieber Übles gegeben in meinem Leben, so daß ich jetzt auf ewig getröstet würde dafür? Ich habe mir doch jenes Gute nicht ausgesucht, ich hätte vielleicht das Üble gewählt, wer weiß? Aber ich bin ja gar nicht gefragt worden!" Und so ließ ich in jenem Entwurf einer Umdichtung Calderons den Prasser hadern mit dem Meister und sich aufbäumen gegen das Urteil: „Ich hab mir die Rolle des Prassers nicht ausgesucht, es war nicht meine Wahl, ich bin gar nicht gefragt worden, ich spielte die Rolle, die man mir gab, ich hätte den Bettler geradeso gespielt; gerade so gern und gerade so gut, mit ebensoviel Ergebung und Demut bettelnd, als ich prassend voll Hoffart und Unzucht war. Ich nahm die Rolle, die man mir gab; und wer kann leugnen, daß ich sie gut gespielt?" Da spricht die gewaltige Stimme des Meisters: „Zu gut! Verdächtig gut! Verräterisch gut! Dir ward die Rolle des Prassers zugeteilt, um dein Herz aufzudecken. Wie du sie gespielt, die Freude, mit der du gepraßt, und daß es dir möglich war, in dieser Rolle so ganz aufzugehen, dadurch ist dein böses Herz offenbar geworden. Denn diesen Sinn hat das Spiel der Welt, daß jedem darin eben die Rolle gegeben wird, an der er zeigen kann, was er sinnt: das ist des bunten Weltspiels geheimer Ernst" . . . Diese meine Wendung scheint mir auch heute noch, wo die erste Freude des Einfalls längst verraucht ist, im Grunde mehr Calderon als die Calderons. Auch behält sie durchaus den seltsamen Reiz seiner Erfindung bei, der recht eigentlich darin besteht, daß immerfort zwischen dem Schein des Theaters und

dem Ernst des Lebens hin und her gewechselt wird, so daß man lange nicht weiß, ob gemeint ist, dem Theater eine besondere Bedeutung zu geben dadurch, daß es als ein Sinnbild des Lebens gezeigt wird, oder aber dem Leben eine neue Würde dadurch, daß es den Rang des Theaters erhält. So geht das Stück zwischen Symbolischem und Wirklichem immer hin und her, wie denn, wenn der Meister zunächst beim Austeilen der Rollen als Regisseur des Spiels erscheinend, sich dann als Richter der Welt enthüllt, auch dies einen im Grunde durchaus realistischen Zug hat: geschieht es doch Regisseuren auf Proben oft genug, daß ihnen der Schauspieler durch die Geschicklichkeit, mit der er irgend etwas trifft, menschlich mehr von sich verrät, als ihm selber lieb ist; man bewundert dann seine Kunst, nimmt sich aber zugleich im stillen vor, im Leben fortan vor einem Kerl, der derlei so beschämend gut trifft, lieber auf der Hut zu sein, wodurch man denn auf einmal mitten im Spiel unwillkürlich schon aus einem ästhetischen Teilnehmer zum sittlichen Richter wird. Damit hätte nun, daß unser ganzes Leben nichts als ein Spiel ist, worin das Schicksal jedem seine Rolle zuweist, schon noch einen ganz anderen Sinn, es wäre dann ein Spiel von besonderer Art, nämlich ein Probespiel, das aber nicht die Spielkunst des Spielers erproben soll, sondern seinen menschlichen, seinen sittlichen Wert, in dem es also gar nicht so sehr darauf ankäme, gut zu spielen, als vielmehr sich auszuspielen, an seiner Rolle sich aufzutun und was man selber ist, kundzutun, und dies ebensosehr durch das was man von der Rolle trifft, als durch das was man ihr schuldig bleibt. Die Bühne des Lebens wäre dann doch anders gemeint als die des Theaters, auf der, wer den König spielt, um so besser ist, je königlicher er ihn gibt, während ihm auf jener andern nur so weit königlich zu sein erlaubt ist, als das Sittengebot zuläßt. Und so käme denn auch hier die mir seit je so liebe Geschichte Herodots von der schönen Agariste wieder zu neuen Ehren, die mir vor Jahren schon meinen Dialog vom Marsyas eingab. Um Agariste warben viele, aber Hyppokleides, der anmutigste der Freier, bekam sie schließlich dennoch nicht, denn er tanzte zu gut, besser als einem freien Manne ziemt. Auch hier wird also schon über den irdischen

Vorzügen ein höherer Wert anerkannt, den gerade nun auch in diesem irdischen Leben zu bewähren mehr als jeder irdische Vorzug gilt, ja recht eigentlich der Sinn dieses irdischen Lebens, der Ernst unseres Spiels in der Welt ist. Und so hätte mein griechischer Text des Epiktet mit seiner Interpunktion recht und die der lateinischen wie der deutschen Übersetzung wäre falsch: das „kalos" gehört nicht zum Spieler des Lebens hinüber, sondern zum Regisseur. Du, Mensch, hast deine Rolle zu spielen; sie gut auszusuchen ist nicht deine, sondern eines anderen Sache. Du kannst unbesorgt sein: der andere sucht sie dir gut aus, nämlich so, daß an ihr gerade du, so wie du nun einmal bist, dartun kannst, was du bist, daß du dich an ihr entscheiden kannst, für das Gute oder für das Böse in dir, daß du dir an ihr das ewige Leben oder den ewigen Tod bereiten kannst. Nur wähne nicht, daß es in diesem Spiel das Spiel gilt, es gilt seinen geheimen Ernst! Wenn du dich freilich an den Applaus der Welt hältst, kann's dir übel gehen: der Hippokleides hat zu gut getanzt, der reiche Prasser hat nur zu gut gepraßt. Womit aber gar nicht gesagt ist, daß nicht auch einmal ein Prasser in Abrahams Schoß und nicht auch einmal ein Lazarus in die Hölle gelangt: dies hängt von der inneren Haltung beim Prassen oder Betteln ab. Jedem wird in diesem Spiel der Welt gerade die Rolle zugeteilt, die gerade die Verlockungen enthält, an denen er, je nach dem er widersteht oder unterliegt, erproben kann, was er wert ist. Vergiß nur nicht, daß du daran, wie du die Rolle spielst, nicht weltliche Macht zu zeigen hast, sondern deine Freiheit von der Welt! Mir fehlen hier die Hilfsmittel, um festzustellen, ob Calderon den Epiktet gekannt hat. Doch ich zweifle nicht daran. Ob er aber den griechischen Text gekannt hat? Er wird ihn in der lateinischen Übersetzung gelesen haben, die „kalos" mit bene wiedergibt und dieses bene dann auf das Spiel der Rollen, statt auf ihre Verteilung bezieht, und mag dadurch verlockt worden sein, als er dann den Epiktet zu dramatisieren unternahm, dem Theatersinn des Vergleichs allzustark nachzugeben. Daß aber auch Pascal das bene falsch stellt, damit beweist er nur wieder den Jansenisten, für den ja, bevor noch das Spiel der Welt beginnt, längst schon alles entschieden, der eine schon

bei der Geburt auserwählt, der andere verdammt, das ganze Spiel sinnlos ist und uns wirklich nichts anderes übrig bleibt, als daß jeder seine Rolle, der eine die des Auserwählten, der andere die des Verdammten so gut als möglich spielt, wodurch dann aus dem großen Welttheater eine recht erbärmliche Komödie wird, eine Komödie von Automaten.

Im Februarheft von Cassirers „Kunst und Künstler" ein vortrefflicher Aufsatz Karl Schefflers über den „Ausverkauf" in Deutschland; der deutsche Kunstbesitz wandert ja jetzt ins Ausland ab: „In letzter Stunde ist nun eine heimlich vorbereitete und plötzlich erlassene Verordnung herausgekommen, die es den Besitzern bestimmter, in Listen eingetragener Kunstwerke verbietet, diese Objekte ins Ausland zu verkaufen. Die Liste umfaßt in Preußen, wie man hört, etwa einhundertfünfzig Werke, doch gilt sie nicht als geschlossen. Es soll verhindert werden, daß die allerberühmtesten Werke, vor allem die in fürstlichem Privatbesitz befindlichen, in das Ausland gehen. Paradox könnte man sagen, daß man jetzt wenigstens weiß – oder daß die Kenner der geheimen Listen es wissen – welche Kunstwerke nach einigen Jahren noch in Deutschland vorhanden sein werden ... Unerträglich aber ist die Gesinnung, ist der sich in diesem Ausverkauf offenbarende sittliche Tiefstand der Nation, ist die Beobachtung, daß der Schmerz und die Verzweiflung über den Zusammenbruch die Menschen durchweg nicht besser, sondern schlechter gemacht. Unerträglich ist die Beobachtung, der man sich nicht verschließen kann, daß sich unendlich viele händlerisch entartete Deutsche auf eine Art von Kolonialdasein einstellen. Sie, die Imperialisten von gestern, sehen in den Engländern und Amerikanern, auch innerlich, die Herren ... Deutschland ist nicht nur materiell im Zustand des Ausverkaufs; wir stehen auch mitten in einem schrecklichen Ausverkauf des deutschen Idealismus. Dem Oberflächlichen sieht es aus, als rege sich überall neues Leben, als ständen wir an einem Anfang. Die Kunst will wie ein Neues aussehen, und die Politik will es auch. Es ist aber alles Ende, alles ist Auslauf des vorkriegerischen Materalismus. Die dunklen Mächte, 6. März

die uns ins Verderben getrieben haben, sind immer noch am Werk; alles ist noch Renommierkunst und Renommierpolitik, die Instinkte sind noch aufs Laute und Sensationelle gerichtet, und niemals war der Kapitalismus mächtiger und frecher als heute. Denn jetzt denkt jeder Proletarier mammonistisch. Der deutsche Idealismus bricht endgültig zusammen, er tritt uns in Fratzen und Verzerrungen entgegen, und wird ebenfalls zum Objekt des Ausverkaufs. Vom Anfang des lebendig Neuen wissen nur wenige. Denn dieses Neue ist sehr bescheiden und still und unscheinbar, es verspricht Früchte erst in Jahrzehnten. Wo ein Offizier oder Arbeiter ein Stück Land kauft und es als Bauer mit seinen Händen zu bearbeiten beginnt, wo Abiturienten und Studenten entschlossen als Lehrlinge in die Werkstatt des Handwerkers gehen, wo sich die gebildete Jugend anschickt, endlich wieder von unten herauf gesellschaftbildend vorzugehen und dabei der Großstadt mit ihrer Kulturverlogenheit, ihrem Talmiluxus und ihren Bildungsvorurteilen voller Verachtung flieht: da wird ein neues Deutschland".

9. März Auf der Stadt lastet's. Wie man im Hochsommer zuweilen bei noch klarem Himmel ein Gewitter drohen spürt und nun nur wünscht, es bräche schon endlich los und wäre wieder vorbei, voll Ungeduld, aber einer trägen, dumpfen, machtlosen Ungeduld, weil ja der Mensch Unwetter doch weder aufhalten noch beschleunigen kann. Ganz ebenso steht er jetzt hier vor seiner Zukunft, des Gedankens, daß er selbst sie mitentscheiden, mitbestimmen könnte, ganz entwöhnt. Jedermann hat das Gefühl, daß es so nicht weiter gehen kann, daß irgend etwas geschehen muß; niemand hat ein Gefühl, was er zu tun hat, oder auch nur, daß er selber überhaupt dabei mitzutun hat. Alle warten nur. Sie warten ins Ungewisse hinein. Sie haben die Herrschaft über ihr Schicksal verloren. Jedermann begnügt sich, Angst zu haben. Jedermann hat vor jedermann Angst. Und die Hauptangst besteht im Grunde darin, daß niemand weiß, vor wem man eigentlich Angst zu haben hat. Dem, der ihnen die Angst, vor jedermann Angst haben zu müssen, abnähme, würden sie sich mit Haut und Haaren verschreiben.

Es ist recht die Stimmung für einen Diktator. Von rechts oder links, es wäre jeder willkommen, dem man es nur glaubte, daß er einer ist. Doch man glaubt es keinem und es glaubt's sich selber keiner. Gerade das ist aber vielleicht die größte Gefahr, daß diese Bereitschaft zum Diktator, Ungeduld nach dem Diktator durch den Druck ihrer Spannung bei der nächsten Gelegenheit irgendeinen, der es sich sonst nie hätte träumen lassen, verlocken wird, in Gottes Namen zur Aushilfe den Diktator zu spielen. Es ist bisher vielleicht nur deswegen noch nicht geschehen, weil man im Grunde doch selbst an den Diktator, den jedermann herbeiwünscht, eigentlich auch nicht glaubt. Eigentlich möchte jede Partei, daß eine der Gegenparteien den Diktator stellen soll, aber einen nur provisorischen Diktator, der unerbittlich die Ruhe, Sicherheit und Ordnung schafft, in deren Schutz die anderen Parteien sich dann gelassen über seinen Sturz verständigen und nachdem durch seine Kraft erst Regieren überhaupt wieder möglich geworden, die Regierung wieder übernehmen könnten. Es ist ganz lustig, wie eine Partei die andere insgeheim zur Diktatur ermutigt, jede der anderen die Diktatur freundlich zuschiebt, zu der keine selber Lust hat, so notwendig sie allen scheint. Aber da jede genau so schlau wie die andere ist, sieht es vorderhand nicht danach aus, daß Regieren so bald überhaupt wieder möglich werden könnte. Dieser geheime Ruf aller nach Diktatur kommt gar nicht so sehr aus dem allgemeinen Bedürfnis nach Ordnung, das doch, wenn es wirklich von allen so stark empfunden würde, gar nicht erst den Diktator nötig hätte, als vielleicht eher aus dem allgemeinen Bedürfnis nach einem allen gemeinsamen Gegensatz, dessen Druck einen so starken Widerstand aller fände, daß in diesem gemeinsamen Widerstand endlich die bisher unüberwindlichen Gegensätze der Parteien verschwänden. Wie nämlich sonst Monarchen zuweilen bei wachsender Parteisucht im Innern sich nicht anders zu helfen wußten als durch äußeren Krieg, um durch die Furcht vor dem äußeren Feind den inneren Zwist niederzuschlagen, glaubt man jetzt, da jede Partei alle anderen Parteien so haßt, daß es keine der anderen gönnt, die Ordnung zu machen, die doch alle wollen und ohne die doch alle zugrunde gehen, nur noch

von einer alle gleich bedrohenden, allen gleich abscheulichen und so den Haß aller auf sich ableitenden und gleichsam aufsaugenden Schreckensherrschaft, von rechts oder links, erhoffen zu können, daß in der Aufwallung gegen sie die Deutschen doch wieder eine Nation werden könnten. Denn das ist jetzt in Deutschland nicht bloß ein Klassenkampf, es ist kein Bürgerkrieg mehr, sondern sie haben aufgehört, eine Nation zu sein. Daher auch das namenlose Grauen, das aus den irren Augen aller Passanten blickt: denn das Leben des Menschen wird wesenlos, der hinter seiner zufälligen Existenz nicht mehr die beglückende Versicherung einer Nation fühlt. Der Sinn dieser zufälligen Existenz kann es zuweilen sein, der Nation entraten zu können oder gar ihr entwachsen zu müssen, ja sich nicht bloß ohne sie, sondern gegen sie zu behelfen, zu behaupten, aber auch dann braucht er sie, die Nation muß da sein, damit er an ihr, und sei's zuweilen auch gegen sie, zu sich selber komme: der Mensch ohne Nation ist sinnlos. Und wenn wir Deutschen jetzt nicht doch im letzten Augenblick noch die Kraft finden, um jeden Preis, wieder eine Nation zu werden, dann wird Europa genötigt sein, Wall und Graben um unsere Grenzen zu ziehen, um uns auszusperren, abzusperren, denn eine solche Nomadenexistenz ohne Nation wäre das Chaos... Solche Gedanken, von einer Traurigkeit bis zu physischen Schmerzen, begleiten mich nach Bogenhausen zu Thomas Mann. Der war mir immer schon wert, seit den Buddenbrooks schon, doch erst der Krieg hat mich ganz fühlen lassen, was wir an ihm haben: denn da war er ja fast der Einzige, der sich keinen Augenblick verwirren oder auch nur leise verrücken ließ. Noch auf der Schule, als um 1890 ein neues Deutschland begann, und schon längst berühmt, als um 1910 das neueste Deutschland seine ersten Zeichen gab, steht er zwischen diesen beiden Generationen und daß er sich so niemals als Ausdruck einer Generation gefühlt hat, und schon gar nicht als ihr Anwalt, ja daß er, Lübecker, aus einer Stadt also mit Bürgertum, das davor bewahrt geblieben, Bourgeoisie zu werden, der größten Seltenheit im neuen Reich, doch durch einen exotischen Tropfen in seinem Blut aufgeschreckt, sich von Anfang an als einen ganz be=

sonderen Fall und durchaus in sich selbst zurückgewiesen, auf sich selber angewiesen fühlen mußte, das hat ihn genötigt, abseits zu leben, abseits, wo noch das alte Deutschland ist, das Goethe-Deutschland. Die Goethe-Deutschen, denen alles zum Bilde wird, und dies im doppelten Sinn, indem sie nämlich nicht bloß in jeder Erscheinung ein Abbild der Ewigkeit ergreifen, sondern auch, was immer sie denken oder fühlen, sogleich zu schauen und nachzubilden durch einen unwiderstehlichen Drang genötigt werden, sind selten unter uns, noch seltener aber gar die, deren Augenschein nun noch nach Musik verlangt, ja selbst schon unwillkürlich immer von seiner eigenen inneren Musik begleitet ist. Die beiden höchsten Fälle des Goethe-Deutschen sind Wagner und Nietzsche. Zu diesen tritt, wenn auch mit weit geringerer Kraft, ohne das Exzessive der beiden im Guten wie im Bösen, Thomas Mann. Vom Erbschaden deutscher Künstler: vom Schillerzug zum Redner sind in unserer Generation nur zwei ganz verschont geblieben, George und Thomas Mann. George hat den gewaltigen Flug; ihm fehlt nur die Demut der ganz Großen. Diese hat Thomas Mann, wenn er gleich die Stufe Georges nicht erreicht, aber dafür mehr Fülle der Menschlichkeit bewahrt. Demut ist im Grunde nichts als Gefühl für das Geheimnis um uns. Und dieses Gefühl für das Geheimnis um uns, für das Anonyme des ganzen Lebens, dem wir uns nur stumm verehrend hingeben können, ist es recht eigentlich, wodurch und woran Thomas Mann immer wieder produktiv wird: alle seine Werke bilden immer etwas ab, was sich nicht aussprechen läßt. Sie sagen darum auch eigentlich nichts, aber sie zeigen das Unsägliche, sie bringen es. Daher aber auch sein Entsetzen vor der jüngsten Generation, deren dämonische, ja geradezu teuflische Schönheit eben in dem verruchten Ehrgeiz besteht, nichts mehr geheim zu lassen und auch die Tiefen der Welt dem Worte preiszugeben. Mit ihr hat das redende Zeitalter, das überall mit dem Bürgertum begann, den Gipfel erreicht und vielleicht wird gerade sie darum sein Ende sein. Der „Zivilisationsliterat", mit dem Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen" abrechnen, ist nun freilich, wie Thomas Mann selbst weiß,

6*

nicht die jüngste Generation, der „Zivilisationsliterat" ist nur ihre Karikatur. Er war schon lange vor ihr da, schon in unserer, ja gestehen wir es nur: in jedem von uns selbst. Er ist vielleicht die Karikatur des deutschen Geistes überhaupt, und seiner großen Kraft gerade, der von Thomas Mann selbst so sehr bewunderten deutschen Leidenschaft, nämlich immerfort „protestieren" zu müssen, die dem Deutschen keine Ruhe gibt, bis er zuletzt auch gegen sich selbst protestiert, weshalb denn wahrhaft deutsch zu sein und bis ans Ende deutsch zu sein nur höchst selten ein Deutscher unbeschädigt aushalten kann; nur die Deutschen mit ganz großer innerer Gebundenheit, wie Kant, wie Goethe, wie Bismarck, nur die selbstgebundenen Deutschen halten es aus, Nietzsche hielt es schon nicht mehr aus. Und der schönsten Stelle seiner „Betrachtungen" eingedenk, der Stelle, die mich in diesem wunderbaren Buch, dem deutschesten unserer Zeit, am tiefsten ergriffen hat, möcht ich sagen: ganz und bis ans Ende deutsch zu sein ist einem Deutschen nur dann erlaubt, wenn er noch „einen knienden Menschen" in sich hat. Ueberwältigend ist jene Stelle bei Mann, mit ihrer Schilderung des Zaubers von Kirchen: „Zwei Schritte seitwärts von der amüsanten Heerstraße des Fortschritts, und ein Asyl umfängt dich, wo der Ernst, die Stille, der Todesgedanke im Rechte wohnen und das Kreuz zur Anbetung erhöht ist. Welche Wohltat! Welche Genugtuung! Hier ist weder von Politik noch von Geschäften die Rede, der Mensch ist Mensch hier, er hat ein Herz und macht kein Hehl daraus, es herrscht reine, befreite, unbürgerlich feierliche Menschlichkeit... Der kniende Mensch, nein, meine Humanität nimmt kein Aergernis an diesem Bilde, im Gegenteil, es sagt ihr zu wie kein anderes, und zwar vermöge seines antizivilen, anachronistischen, kühn-menschlichen Gepräges ... Wie außerordentlich ist das Menschliche, welches doch das Wahre und Wesentliche ist!" ... Da hab ich mich endlich zu seinem Haus durchgefragt, das ich lange nicht finden konnte. So groß und frei es dasteht, nur ein wenig abseits, es drückt sich gleichsam aus der Gasse, recht ein Sinnbild seines Herrn, der, wie nicht viele von uns, immer auf der Hut war, sich vom Ruhm nicht öffentlich verspeisen zu lassen.

Er kommt mir entgegen, auch er mit dem stillen Leidenszug, den jetzt jedes deutsche Gesicht hat. Er gehört zu den wenigen unter uns, die noch die alte Kunst des Gesprächs üben, des guten Gesprächs, worin einer am anderen produktiv wird und zur eigenen Ueberraschung auf einmal reicher ist, als er sich sonst weiß, eine der schönsten Formen des Eros, leider auch aussterbend, denn die meisten Deutschen halten jetzt, auch zu zweit oder dritt, ja nur noch fortwährend Monologe. So sitzen wir traulich und er beginnt, fast mit einem leisen Erschrecken, mir zu widerstreben erst, als ich sage, die tiefe Wirkung seines Buches, eben jener „Betrachtungen", verpflichte ihn, das Amt, das er damit übernommen, das Amt eines Hüters oder Schatzbewahrers unserer großen deutschen Tradition nun auch durchzuführen, gerade jetzt, wo dies Goethe-Deutschland unmittelbar an seinem Leben selbst bedroht sei. Daß ihn, den gebornen Bildner, ein solches aufs Reden angewiesenes Amt nicht lockt, daß er es eher als eine Gefahr für sich, vielleicht als Untreue gegen sich empfinden mag, kann ich sehr gut verstehen. Aber wenn es ein ungeheures Opfer ist, auch der Augenblick, der es fordert, ist ungeheuer: denn dieser Aufstand der Barbaren aus unserer eigenen Mitte, den Rodbertus schon vor fünfzig Jahren vorausgesagt hat, droht uns in die Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg, in ein Deutschland vor der deutschen Musik zurückzuwerfen und die paar Menschen unter uns, die noch ermessen können, was es für die große Symphonie der abendländischen Kultur zu bedeuten hat, wenn in ihr die deutsche Stimme verstummt, dürfen jetzt an nichts denken als zu retten, was nur irgend noch insgeheim zu retten ist, damit doch wenigstens eine sagenhafte Kunde von dem, was Goethe-Deutschland war und was es der Menschheit hätte sein können, wenn es nicht an den „Betrieb" verraten worden wäre, damit doch wenigstens eine sagenhafte Kunde von den menschlichen Elementen der deutschen Musik erhalten bleibt.

Ich hatte gestern Thomas Mann kaum verlassen, da stieß ich auf René Schickele: nach dem Lübecker mit dem eingebornen südlichen 10. März

Strahl auf den Elsässer von der reinsten Art, in der der Deutsche mit dem Franzosen zusammenhaust, einander nicht eben freundlich, aber unentbehrlich. Erst ging er, ganz jung noch, nach Paris, da hielt er's vor Sehnsucht nach dem andern Pol seines Wesens nicht aus. Er kam nach Berlin, da fror ihn vor Heimweh nach Frankreich. Der Krieg brach aus, der ja für den Elsässer, ob er hüben blieb oder überging, immer ein Brudermord war. Der Krieg ist aus, der Friede macht Schickele zum Franzosen. Aber er wird in diesem französischen Elsaß so wenig leben können, als einst im deutschen, denn auch das französische wie einst das deutsche tut dem Elsässer Gewalt an: auch Frankreich ist, wie Deutschland einst, nicht groß genug, um für einen ganzen Elsässer Raum zu haben.

Salzburg 20. März

Wer Moritz Benedikt gekannt hat, vermag sich kaum vorzustellen, daß die grenzenlose Vitalität dieses rings alles in Bewegung setzenden, selber von Bewegung taumelnden, strotzenden, rauchenden, aber auch überall Bewegung erregenden, steigernden, beschleunigenden Mannes jetzt still stehen soll! Das vermessene Wort, daß Bewegung alles sei, das Ziel nichts, recht aus dem Wesen des Berliner „Betriebs" gesprochen, ist mir niemals so sinnlich gegenwärtig geworden als beim Anblick dieser grandiosen, ja fast dämonischen Zeitungsexistenz. Wir hatten miteinander kaum zwei Gedanken und nicht ein einziges Gefühl gemein: alles was mir am alten Oesterreich lieb und wert war, schien ihm verdächtig und wofür er sich erregte, ließ mich kalt. Meine Bewunderung für das Außerordentliche seiner Erscheinung, für das Geheimnisvolle seiner Wirkung wird dadurch nicht geringer. Es gelang ihm, sich der letzten Generation des alten Oesterreich zu bemächtigen, indem er es verstand, sich ihr unentbehrlich zu machen. Seit etwa fünfundzwanzig Jahren war die „Neue Freie Presse" dieser eine Mann und ohne die „Neue Freie Presse" zu leben, schien in dieser Zeit dem richtigen Normalösterreicher undenkbar; er mußte sich täglich zweimal über Moritz Benedikt ärgern. Von einem adligen Jüngling wird erzählt, daß er, nach lebhaft verbrachter Jugend bald aller Freuden dieser Welt überdrüssig gewor-

den, entschlossen, Mönch zu werden, und vor keiner Entbehrung zurückschreckend, sich doch an der Klosterpforte noch besann, über die Zumutung empört, das Abonnement der „Neuen Freien Presse" aufzugeben, die natürlich auch er „gräßlich" fand, aber doch im Dasein eines Oesterreichers unvermeidlich. Daß sie so sehr eine Lebensmacht in unserem Lande geworden, mag sie zunächst Friedländer und Etienne verdanken, die westlichen Journalismus klug den Bedürfnissen des sich rasch nach Bildungsglanz umsehenden Wiener Bürgertums, und besonders seines dem Handel benachbarten Teils, anzupassen wußten. Daß sie's blieb, auch in einer Zeit, da die Vorherrschaft des „liberalen Gedankens" erschüttert, ja gebrochen, daß sie's selbst über ein allmählich schon überhaupt jedem Gedanken entfremdetes und nur noch durch den Anfall von Impulsen bestimmbares Bürgertum blieb, verdankt sie Benedikt. Er muß doch irgendwie der letzten Menschenart des alten Oesterreich geheimnisvoll tief verwandt und doch auch, um sie so gängeln zu können, wieder selbst ihr weit überlegen gewesen sein ... Die Redaktion der „Times" hielt sich einst einen Mann, den sie zuweilen jahrlang spazieren gehen ließ. Denn er war nur für den Superlativ begabt und wurde darum für die großen Gelegenheiten aufgespart: nur in den Stunden der Entscheidung, bei nationalem Unglück oder zu hohen Festen, wenn es galt, mit aufgestauter Kraft einen unerhörten Ton anzuschlagen, ließ man ihn los; er war gewissermaßen als das Ereignis seines Blattes angestellt. Benedikt, auch ein solcher geborener Superlativ, ließ sich auf das Kunststück ein, seinen Abonnenten täglich zweimal ein Ereignis zu liefern, und er hat damit ein dringendes Bedürfnis erfüllt in einem Land, das von der Maxime Franz Josefs beherrscht war, Vorgänge welcher Art immer, äußere wie innere, zu verhüten, unter allen Umständen zu verhüten, um jeden Preis zu verhüten, weil, daß überhaupt etwas vorging, von vorneherein schon als ein verdächtiges Zeichen und mit dem „System" unvereinbar galt. Der „Vorgang" an sich wurde von der Obrigkeit wunderlich überschätzt; kein Wunder, daß ihn dadurch auch der Untertan ganz ebenso überschätzen lernte. War man oben nur darauf aus, nicht zuzulassen, daß

etwas vorging, so ließ man sich nur desto gieriger unten auf alles ein, womit etwas vorzugehen versprach. In dem ereignislosen Oesterreich Franz Josefs war jeder willkommen, von dem man sich ein Ereignis verhieß. Und aus allem, was immer es auch war, sogleich ein Ereignis zu machen, Tag für Tag und Jahr um Jahr, ist recht eigentlich das Geheimnis Benedikts gewesen, es gab nichts, was nicht unter seiner Hand zum Ereignis wurde; so hat er das stärkste Bedürfnis der letzten österreichischen Generation erfüllt: über die Leere des langweiligsten Daseins hinweggetäuscht zu werden durch den Schein fortwährender ungeheurer Aufregung; er war in einem gewissen Sinne das notwendige Komplement Franz Josefs. Auch der besten Absicht allein wäre das niemals gelungen, aber es lag offenbar schon in seiner Natur: er konnte die Dinge gar nicht anders sehen als aufregend. Und wenn Speidel einmal von Dingelstedt gesagt hat, für diesen habe jede Sache nur insofern existiert, als sie ein Glanzlicht auf ihn warf, so hat Benedikt umgekehrt alles, was es auch immer war, nur als eine Gelegenheit für sich gebraucht, ein Glanzlicht darauf zu werfen. Bald wurde eine Methode, zuletzt fast eine Manie daraus, für die das Leben überhaupt nur noch aus Ereignissen bestand, fortwährend Unerhörtes geschah, die Luft voll Drohungen, immer irgendeine Gefahr im Anzug, immer irgendeine geheime Verschwörung abzuwehren, unser ganzes Dasein ein einziges ungeheures Abenteuer war, was im Grunde ja auch die Weltanschauung der tragischen Dichter ist, Shakespeares wie Wagners, deren Anwendung auf ein zum Frühstück und zur Jause gelesenes Blatt aber freilich zunächst eher fragwürdig scheint, doch für Oesterreich durch den Erfolg beglaubigt worden ist und eigentlich ja nicht einmal so ganz neu war, denn sie geht eigentlich auf Börne zurück. (Die Geschichte der österreichischen liberalen Presse zeigt immer wieder dasselbe bewegende Motiv: der Ton Börnes und Heines sucht immer wieder irgendeinen, nie ganz gelingenden Ausgleich mit den nachhallenden Akzenten der klassischen deutschen Humanität. Einige Male wird diese Spannung nach der Seite der deutschen Humanität hin entschieden, das sind dann unsere höchsten

Erscheinungen: Emil Kuh, Speidel, Hugo Wittmann) . . . Vor dem Krieg hat Benedikt sein Blatt geraume Zeit vom Semmering aus redigiert, ein Kunststück ohnegleichen, gar bei seinem Ehrgeiz, sich selber, seinen Sinn und seinen Ton bis in die letzte Zeile hinein vernehmen zu lassen. Eben um diese Zeit war auch ich dort, der leise sich ankündigenden Neigung des Alters zu stadtmüder Einsamkeit und Waldesstille gehorchend. Dies gab mir Gelegenheit zur Entdeckung, daß in diesem atemlos von der Arbeit gehetzten, ja fast vom Augenblick verschlungenen Zeitungsmann doch auch ein Mensch enthalten war. Er ging dort in aller Früh, sobald er telephonisch den Grundriß des Abendblattes besorgt, eilends im Winterglanz auf den Sonnwendstein, wo dann oben auch wieder sein erstes war, die Redaktion telephonisch anzufallen, was er, rüstig heimgekehrt, noch vor dem Essen und dann jede Stunde wieder bis in die Nacht hinein fast mit einer Art Monomanie wiederholte; ja er hielt es aus, ganze Feuilletons am Telephon abzuhören und das Merkwürdige war mir, daß er aus diesem gelinden Wahnsinn dann, statt erschöpft, vielmehr wie von einem erfrischenden Bad zurückzukehren schien und das unterbrochene Gespräch, das ich inzwischen halb vergessen hatte, mit einer mir fast unheimlichen Sicherheit sogleich richtig wieder aufzunehmen eine mir unbegreifliche Kraft der Konzentration besaß. Sein stupendes Wissen trug er gleichsam in Fächern oder Laden wohlverwahrt mit sich herum, die er denn nur herauszuziehen hatte, um nach Wunsch alles unter seinem Buchstaben vorzufinden. Mir, der eigentlich gar nichts weiß, weil ich nichts behalten kann, was nicht mit mir verwächst, so daß ich, was ich jetzt lese, es sei denn, daß ich daran mich selber erlebe, stets schon eine Stunde darauf wieder vergessen habe, kam die Registratur dieses Gehirns, das überhaupt irgend etwas, das es einmal aufgenommen, je wieder vergessen zu können unfähig schien, oft geradezu magisch vor, wenn auch von einer sozusagen mechanisierten Magie. Sein Gedächtnis, mit dem ich, vom Anblick eines solchen Phänomens völlig bezaubert, gern experimentierte, mir vorher daheim die verwegensten Fragen an ihn aus allen Gebieten vorbereitend, hat mich immer wieder verblüfft.

Ein Buch, das er vor zwanzig Jahren gelesen, ein Mensch, den er damals gekannt, ein Gespräch von damals waren ihm noch fast wörtlich gegenwärtig, und besonders seine Kenntnis englischer Menschen wie Dinge schien unerschöpflich. Wie freilich dies alles eigentlich unter sich zusammenhing und wie dies alles dann noch mit ihm selber zusammenhing, ist mir nie klar geworden, ja nicht einmal, ob es überhaupt mit ihm zusammenhing. Er war mir das merkwürdigste Beispiel eines von sich getrennt lebenden Menschen. Jenen, von dem der mächtige, gefürchtete, umschmeichelte, umworbene, belogene, verhaßte, verleumdete, beneidete, verleugnete, zuletzt schon fast legendäre Zeitungsgewaltmensch getrennt lebte, hab ich erst auf dem Semmering gelegentlich überrascht. Da kam dann zuweilen unversehens ein kleiner Privatmann aus ihm hervor, eher fast ein bißchen verlegen, höchst gutmütig, ja bis zur Schwäche, mit Anwandlungen einer gewissen, nicht sehr tiefen Sentimentalität und von einer halb rührenden, halb auch fast leise komischen Bewunderung für starke Menschen, besonders wenn sie groß oder auch nur breit gewachsen waren: eben der Privatmann aus Mähren. Sogar seine Stimme bekann dann zuweilen den leise singenden mährischen Klang, wenn er in einem kritischen Gespräch über irgend wen oft auf einmal, die Augen niederschlagend, beschämt zärtlich gestand: „Ich hab ihn aber gern!?" Leute, für die das noch ein Argument ist, sind nicht mehr allzu häufig heutzutage. Dieser Privatmensch aus Mähren, der noch fähig war, einen ganz einfach „gern zu haben", trat aber aus dem Tyrannen der „Neuen Freien Presse" jedesmal sogleich hervor, wenn dann seine Frau, um uns zum Tee zu rufen, in der Tür erschien, wirklich wie der Waldmüller-Zeit entstiegen, mit einem Schubert-Hauch. Und ich meine, daß, was für eine Frau jemand hat, doch im Grunde mehr über ihn sagt, als was er selber tut und läßt, ja vielleicht mehr, als er selber über sich weiß.

24. März Im Märzheft der „Neuen Rundschau" ein bemerkenswerter Aufsatz von Otto Hoetzsch über „Tschecho-Slowakei und Polen". Hoetzsch hat schon vor dem Krieg, als es noch unter Deutschen guter Ton

war, von Slawen nichts wissen zu wollen, Interesse für ihre Probleme gezeigt, er kennt sie nicht bloß, sondern fühlt auch ihre Bedeutung für uns alle, fühlt, wieviel Zukunft noch in ihnen steckt und wieviel auch vielleicht von der Zukunft des ganzen Abendlandes. Und wenn sein Buch über Rußland (bei Georg Reimer in Berlin, 2. Auflage 1917) nicht tief genug ins Innere des russischen Menschen dringt, so läßt es uns doch die großen Züge seines dunklen Angesichts erblicken: wir sehen das neue Rußland entstehen, staatlich, wirtschaftlich und geistig, sehen es neue treibende Kräfte entfesseln, ohne sich zur rechten Zeit neuer bindender Kräfte zu versichern, und so wächst es zu einer Größe, der es dann, die sich selber dann schließlich nicht mehr gewachsen war. Das Buch enthält sehr viel Material, gut gesichtet und gegliedert, und wer sich dazu noch das Anonyme russischen Wesens und den Hauch von Ewigkeit an allen russischen Menschen und russischen Dingen aus eigener Anschauung oder aus Masaryks „Rußland und Europa" (zwei Bände bei Eugen Diederichs in Jena), am besten freilich aus dem Brunnen Dostojewskis zu supplieren weiß, dem wird es ein immer wieder angerufener, immer wieder aushelfender Berater sein. Es lohnt sich, Hoetzsch nun auch über Tschechen und Polen zu hören. Bei jenen sieht er „eine neue Bühne für die geistige Bewegung im Slawentum aufgetan", das deutsch-tschechische Problem scheint ihm „nicht nur das wichtigste für das innere Staatsleben Böhmens, sondern geradezu von weltpolitischer Bedeutung" und er bedauert, „daß die Deutschböhmen auch heute über Führer größeren Stils nicht verfügen, daß sie das alte österreichische Parteigezänk, die Parteizersplitterung und Studentenpolitik weiter treiben ohne Programm". Doch traut er Masaryk und seinem Mitarbeiter Benesch, dessen „wohlwollende Umsicht gegen Oesterreich und die Madyaren er rühmt wie seine korrekte Haltung gegen Deutschland", die Willenskraft zu, „ein Verhältnis zum Deutschtum" zu finden, das ihm vor allem auch für Deutschland „notwendig" scheint. „Wir haben uns zu wenig um das nüchtere und zähe Volk der Tschechen gekümmert, das von allen slawischen Völkern unserem Denken am nächsten steht.

Ihr Land ist und bleibt für uns die Brücke nach Südosten ... Heute und künftig sind solche Beziehungen nach der Donau und dem Südosten, nach Balkan und Türkei ohne ein gutes Verhältnis zum böhmischen Staate überhaupt undenkbar." Pannwitz' glänzende Schrift „Der Geist der Tschechen" (Verlag Der Friede, Wien 1919) wird aus dem Visionären hier von Hoetzsch in praktische Politik übersetzt. Von den Polen, die er für „politisch nicht so reif wie die Tschechen", aber „den Deutschen politisch weit überlegen" hält, und ihrer „Bauerndemokratie", die, schon um Frankreichs und Englands willen, „die Barriere zwischen Deutschland und Rußland zu bilden" übernehmen wird, kann er sich ein solches Verhältnis zu Deutschland nicht versprechen: „Wir halten eine Verständigung mit der Tschecho-Slowakei für möglich und notwendig. Wir halten eine Verständigung mit dem neuen polnischen Staate auch für erstrebenswert, aber nicht für möglich." Dasselbe Heft enthält übrigens noch einen zweiten Aufsatz über Rußland, der allein schon durch die Tatsache, daß sein Verfasser Hermann Hesse, diese liebe letzte Stimme Traumdeutschlands, sich jemals im Leben genötigt fühlen konnte, mit Rußland abzurechnen, erstaunlich ist. „Die Brüder Karamasow oder der Untergang Europas" heißt der Aufsatz, der mich mit neuer Liebe zur rührenden Gestalt seines Dichters, zugleich aber mit einer grimmigen Wut, Dostojewski durch ein so grobes Mißverstehen geschändet zu sehen, erfüllt, ja mit einem wahren Entsetzen: denn wenn es möglich ist, daß ein so rein gewillter, so hochgesinnter Mann und ein Dichter noch dazu das offenbare Geheimnis eines gewaltigen Lebenswerkes, des gewaltigsten seit Balzac, so grauenhaft verkennen kann, wer will sich da jemals wieder an das dann eben doch durchaus sinnlose Geschäft des Schreibens wagen? Ich habe niemals im Leben einen Aufsatz mit solcher anhaltender Verneinung eines jeden einzelnen Satzes gelesen, und mit solcher Lust, mein Tintenfaß dem Versucher an seinen Kopf, auf den er die Wahrheit stellt, zu werfen! ... Hesse bekennt zunächst, selbst an den Untergang Europas zu glauben, und gerade „an den Untergang des geistigen Europa". Den meint er in Dostojewski „mit ungeheurer Deutlichkeit ausgedrückt und vorausverkündet.

Daß die europäische, zumal die deutsche Jugend Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche, das scheint mir für unser Schicksal entscheidend . . . Das Ideal der „Karamasows", ein uraltes asiatisch-okkultes Ideal, beginnt europäisch zu werden, beginnt den Geist aufzufressen." Auch ich habe dunkle Stunden der Furcht für Europa. Doch dann ist es immer wieder gerade Dostojewski, der mich ermannt, und es ist das „Ideal" der Karamasow, von dem ich mir die Wiedergeburt des Abendlands, die Heimkehr des Geistes in ein neues Barock erhoffen will. Was aber ist mir das „Ideal", das in allen Werken Dostojewskis, niemals aber mächtiger als in den Karamasow erscheint? Die Versicherung der Wirklichkeit von Gut und Böse. Daß es ein Reich des Guten, Schönen, Wahren gibt, auch außer uns und über uns und gegen uns, selbst ohne uns, ja wenn wir auch gar nicht wären, und jedenfalls unserer Meinung, unserem Willen, unserer Zustimmung entrückt, aus sich und an sich von Ewigkeit da, das Sein selbst, an dem jeder von uns nur insoweit erst teilnimmt, als er es durch seinen Glauben und seine Tat anerkennt; dann erst, daran erst sind wir. Und ich weiß seit Goethe und Wagner keinen Künstler, der es gewaltiger anerkannt, ja der die Gegenwart des ewigen Guten, Schönen, Wahren so hellfühlend auch noch in ihren letzten Verborgenheiten an verlorenen Menschen aufgespürt und mit solcher Seligkeit verkündigt hätte wie Dostojewski, der dann auch noch eben in dieser Verkündigung von Gut und Böse die Weltsendung seines Volkes erkennen zu müssen meinte. Was aber ist für Hesse „das asiatische Ideal", das er bei Dostojewski findet und das sich durch Dostojewski jetzt zur Eroberung Europas anschickt? Darauf antwortet Hesse: „Es ist, kurz gesagt, die Abkehr von jeder festgelegten Ethik und Moral zugunsten eines Allesverstehens, Allesgeltenlassens, einer neuen, gefährlichen, grausigen Heiligkeit, wie sie der Greis Sofima vorverkündigt, wie sie Alescha lebt, wie sie Dimitri und noch weit mehr Iwan Karamasow bis zur deutlichsten Bewußtheit aussprechen . . . Das „neue Ideal", von welchem der europäische Geist in seinen Wurzeln bedroht ist, scheint ein völlig amoralisches Denken und

Empfinden zu sein, eine Fähigkeit, das Göttliche, Notwendige, Schicksalhafte auch noch im Bösesten, auch noch im Häßlichsten zu erfühlen, und auch vor ihm noch Hochachtung und Gottesdienst darzubringen, ja gerade vor ihm besonders . . . Der „russische Mensch (den wir längst auch schon in Deutschland haben) ist weder mit dem „Hysteriker" noch mit dem Säufer oder Verbrecher, noch mit dem Dichter und Heiligen irgendwie bezeichnet, sondern einzig mit dem Nebeneinander, mit dem Zugleich all dieser Eigenschaften, der Karamasow ist Mörder und Richter zugleich, Rohling und zarteste Seele zugleich, er ist ebenso der vollkommenste Egoist wie der Held vollkommenster Aufopferung. Ihm kommen wir nicht bei von einem europäischen, von einem festen, moralischen, ethischen, dogmatischen Standpunkt aus. In diesem Menschen ist außen und innen, Gut und Böse, Gott und Satan beieinander." Wer von uns beiden hat nun recht? Kann Hesse nicht lesen oder kann ich es nicht? Ist Dostojewski jenseits von Gut und Böse wie Nietzsche? Denn darauf geht Hesses Anklage ja hinaus! Suarès, unter allen Franzosen der tiefste Kenner Dostojewskis, sagt: „En Dostojewski, j'admire un Nietzsche racheté". Und Maria Maresch (in „Der russische Mensch", Verlag Tyrolia) sagt: „Der russische Mensch ist Nietzsches Ueberwinder". Und Josef Leo Seifert sagt (in einem mich sehr stark berührenden, auch meine „Synthese zwischen West und Ost" erhoffenden, sich durchaus zur katholischen Kirche bekennenden Aufsatz im Januarheft der überhaupt höchst merkwürdigen Wiener Zeitschrift: „Der Strahl", Verlag Bund der geistig Tätigen): „Der Westen suchte die Freiheit, das Verbotene als erlaubt anzusehen, und brachte es schließlich zur völligen „Emanzipation" von dem Sittengesetz des Geistes — allerdings mehr theoretisch — im Marxismus sowohl wie im Positivismus. Der Slawe hat sich dagegen den Begriff des Gegensatzes von Gut und Böse scharf gewahrt, wie denn auch nirgends ein so ernstgemeinter Rigorismus zutage trat wie bei den slawischen Sekten. In seinem Kampf um Gewissensfreit wehrte er sich dagegen, eben das Böse für gut und das Gute für böse ansehen zu lernen." Schon als Russe, und gar als ein Russe, der seine Lebenskraft darin fand, so durchaus

russisch als nur irgend möglich zu sein, war Dostojewski unfähig, den Unterschied zwischen Gut und Böse zu leugnen oder auch nur zu verwischen oder gar Gut und Böse zu vermischen: gerade dies hat er doch an den „Westlern“ so furchtbar gehaßt! „Sie haben den Unterschied von Gut und Böse verloren,“ klagt sein Schatow. Und in seiner „Auseinandersetzung“ mit Gradowskij, dem „Westler“, der „Aufklärung“ für das russische Volk verlangt und dem er nun mit einer grandiosen Einfalt erwidert, es brauche sie nicht, weil es etwas Besseres hat: das Christentum, sagt Dostojewski selbst, nicht durch den Mund einer seiner Gestalten, sondern im eigenen Namen geradezu (zwölfter Band der sämtlichen Werke bei R. Piper, München): „Mag immerhin unserem Volk Tierisches und Sündhaftes anhaften, eines aber hat es zweifellos; daß ist, daß es wenigstens, als Ganzes genommen (und nicht nur im Ideal, sondern in der wirklichsten Wirklichkeit) seine Sünde niemals für das Richtige gehalten hat, hält oder halten wird, auch niemals den Wunsch empfinden wird, sie dafür zu halten! Es sündigt, aber früher oder später sagt es doch: ich habe gefehlt . . . Die Sünde ist etwas Vorübergehendes, Vergängliches, Christus aber ist ewig. Das Volk sündigt stündlich und treibt Unfug, aber in besseren Stunden, in den Stunden Christi verwechselt es nie Recht mit Unrecht.“ Hier wurzelt der Glaube Dostojewskis an sein Volk, von dem allein er sich noch die Rettung der Welt verspricht, seit er überall in Europa, dessen Fläche, das obenauf schwimmende Treiben der Zweifler und Leugner allein, nicht aber die geheimen in der Tiefe waltenden Mächte sich ihm zeigten, das Element des Menschenlebens: den Unterschied zwischen Gut und Böse wanken sah. Auch er hat vor fünfzig Jahren schon an den Untergang, den „Bankrott“ Europas geglaubt (im „Jüngling“, siebenter Band der Piperschen Ausgabe, Seite 293), das ihm, wie der Iwan Karamasow sagt, nur noch „ein Friedhof“ schien, ein „teuerster, allerteuerster Friedhof, aber längst schon ein Friedhof und auf keinen Fall mehr als das.“ Und eben um derselben ewigen Güter willen, für die jetzt Hesse vor dem russischen Menschen so bangt, war Dostojewski so bang vor Europa. Darum schien ihm jeder Russe, der Europäer ward, ein

„natürlicher Feind Rußlands“, ja schon „jede Berührung mit Europa schädlich und demoralisierend“, weil ihm Rußland etwas war, „das Europa nicht im geringsten gleicht“, nämlich „der Hüter der Wahrheit Christi“ (in den „Politischen Schriften“, Band der Piperschen Ausgabe, Seite 189, 190 und 191). Mit Novalis, für den Europa noch die Christenheit war, hätte sich der Russe Dostojewskis verständigen können, er kann es nicht mit dem Europa des Uebermenschen, an dem ihm eben jenes „Nebeneinander“ und „Zugleich“ aller Eigenschaften, eben jene „Bereitschaft, jederzeit jede Eigenschaft annehmen zu können“, wovor jetzt Hesse zurückschaudert, bis ins Mark seiner Seele verhaßt sind. Was Hesse so verabscheut, ist, gewaltiger noch als in den Karamasow, schon einmal im „Jüngling“ ausgesprochen: „Ich weiß doch, daß ich unendlich stark bin, eben durch diese unmittelbare Kraft der Verträglichkeit mit allem, was es auch sei, die allen klugen Russen unserer Generation in so hohem Maße eigen ist ... Ich kann auf die allerbequemste Weise zwei entgegengesetzte Gefühle zu gleicher Zeit empfinden — und das, versteht sich, doch nicht aus eigenem Willen. Aber nichtsdestoweniger weiß ich, daß das ehrlos ist, vor allem deshalb, weil es gar zu einsichtsvoll ist.“ Aber wen läßt Dostojewski so sprechen? Seinen Werssilow, einen Westler, einen jener entwurzelten, an Europa verfallenen, das angestammte Wesen verratenden Unrussen, „klugen“, allzu klugen, europäisch klugen Russen wie Kirillow, Iwan Karamasow, Rogoschin, Raskolnikow, Swidrigailow, lauter Leuten, die fortwährend „ins Ausland reisen wollen“, die „keinen Verbleib mehr haben“ (auch das Untier Smerdjakow steht in dieser fruchtbaren Reihe!), die gar nicht der russischen Wirklichkeit angehören, sondern nur ein europäischer Spuk sind, „Traumgestalten“, wie Mereschkowski einmal gesagt hat, „Traumgestalten in dem grausamen, realen und zugleich phantastischen Traum, den der eherne Reiter jetzt schon zwei Jahrhunderte lang träumt“. Aus diesem entsetzlichen Traum will Dostojewski das russische Volk erwecken: zur einzigen Realität, die es für ihn im Grunde gibt, zur Realität der zehn Gebote. „Lies die zehn Gebote — da ist alles auf ewig niedergeschrieben. Erfülle sie nur, trotz all deiner Fragen und

Zweifel, und du wirst ein großer Mensch sein." Denn für Dostojewski gilt durchaus, was sein Freund Wladimir Solowjew, der Uebersetzer Kants, der an Plotin, den Kirchenvätern, der deutschen Mystik, Schelling und Baader gebildete, der katholischen Kirche nahe Philosoph (den Harry Köhler verdeutscht hat, bei Eugen Diederichs in Jena) einmal an Strachow schrieb: „Ich glaube nicht nur an alles Uebernatürliche, sondern, genau gesprochen, ich glaube eben nur an dieses." Ja darin ist eigentlich das Innerste Dostojewskis enthalten: auch er hat erst vom Erlebnis des Uebernatürlichen aus, vom Erlebnis Christi, dann allmählich auch ein Verhältnis zu seinem eigenen Leben, ein Verhältnis zur Natur gefunden. Was Suarès einmal sehr gut formuliert hat: „De la douleur l'amour conclut en lui à la beauté de la vie." Darum kennen im Grunde seine Werke nur ein einziges Thema: den Kampf zwischen Gut und Böse, den Kampf zur Entscheidung für das Gute. Er weiß, daß auch im besten Menschen ein Scheusal steckt (der heilige Franziskus hörte nicht auf, sich immer noch den schlechtesten der Menschen zu nennen). Und er weiß auch noch ein tiefes Geheimnis, dem Novalis einmal nahe kommt, mit den allerdings leicht mißdeutlichen Worten: „Die Sünde ist der große Reiz für die Liebe der Gottheit. Je sündiger man sich fühlt, desto christlicher ist man." Gemeint ist damit ganz dasselbe, was Dmitri zuletzt zu Aljoscha sagt: „Brüder, ich habe in diesen zwei Monaten einen neuen Menschen in mir entdeckt, ein neuer Mensch ist in mir auferstanden! Dieser Mensch war immer in mir verborgen, doch es wäre mir nie zum Bewußtsein gekommen, daß ich ihn in mir trug, wenn Gott nicht dieses Gewitter geschickt hätte." Solche Gewitter Gottes sind alle Romane Dostojewskis und ich weiß in der ganzen Literatur seit Balzac keine Gestalt, durch die der sittliche Gehalt unserer abendländischen nordsüdlichen westöstlichen Kultur so vollkommen ausgedrückt wäre wie durch diesen Dmitri und die Gruschenka in den Karamasow. Wer das noch nicht weiß, mag es von Wolynski lernen, dem schöpferischen Kritiker der mit Tschechow beginnenden, als „Dekadenz" doch eigentlich ganz unzureichend etikettierten, eher prophetisch zu nennenden Gruppe, dessen

7

„Reich der Karamasow", schon vor zwanzig Jahren verfaßt, nun endlich, längst ungeduldig erwartet, jetzt auch deutsch bei Piper in München erscheint. Es ist ein Meisterwerk, das den Vergleich mit dem Höchsten dieser Art aushält. Hier wird ein Kunstwerk nicht umschrieben oder nacherzählt oder analysiert, hier ist es selber noch einmal produktiv geworden, es wird ein neues Stück Leben daraus. Thomas Mann sprach neulich vom „neuen Typus des intellektualen Romans", wofür er als Beispiele Bertrams Nietzsche-Buch und die Werke Spenglers und Keyserlings nannte. Dahin gehört auch Wolynskis beseelte Schrift, in der das Schicksal der Karamasow sozusagen zum Mythos zugleich gesteigert, aber auch beruhigt wird; und so tritt aus dem Flammenrauch nun erst ihre Gestalt in voller Reine hervor. Vielleicht lehrt das herrliche Buch auch Hesse, den lieben sanften Dichter, verstehen, daß die Karamasow nicht der Untergang Europas sind, sondern ein Aufgang. Wolynski sagt: „Die Kulturvölker Europas mit ihrer ganzen komplizierten, Jahrhunderte alten Zivilisation stehen in einer sklavischen Abhängigkeit vom histostorischen Prozeß und haben in dieser Sklaverei jeden Instinkt für die endgültigen Wahrheiten verloren, die alles plötzlich zum Stillstand bringen, um alles zu ändern. Aber Rußland steht in seiner naiven Kulturlosigkeit diesen Wahrheiten besonders nahe und kehrt durch die wahnsinnigen Ekstasen seiner großen Dichter immer wieder zu ihnen zurück." Das ist es doch auch, was mich so stark auf ein neues Barock hoffen läßt, ein zweites, auch wieder in jedem Sinne katholisches Barock, ein Barock, das ins erste nun auch noch Walt Whitman mit Dostojewski hineinzunehmen die weltumspannende Seelenkraft hätte!

30. März Wie seit Jahren in der Karwoche lese ich auch heuer wieder das bittere Leiden unseres Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich in der Niederschrift Brentanos. Daß die fromme Magd durch den Mund des innigsten Dichters spricht, gibt dem seltsamen Buch seinen so ganz eigenen Reiz. „Ein frommes, Andacht, mitunter auch Graus und wieder Lächeln erregendes alt-

deutsches Bild" hat es Diepenbrock genannt, und in eben diesem Brief an Görres (ich zitiere nach der Einleitung Oehls zum vierzehnten Band der schönen, leider nun seit Jahren stockenden, von Schüddekopf geführten Gesamtausgabe Brentanos bei Georg Müller in München 1912) fährt er fort: „Aus vielen Gesichtern und Gesichten schaut mir der Clemens gar so leibhaftig hervor." Clemens hat das selber gar nicht geleugnet, er gab zu, daß er „nach Pater Kochem und Aehnlichen die Gesichte verbunden". So sehr es nun aber ein Glück ist, daß die Gehilfen, denen die heilige Angela von Foligno, denen die heilige Theresa ihre Gesichte diktierte, bloß redliche Schreiber waren und keine Dichter, den „Fastenbetrachtungen" der guten Emmerich, die selbst „ihren Anschauungen nie einen wirklichen historischen Wert" zuschrieb, hat die steigernde, wenn auch zuweilen unwillkürlich leise fälschende Nachhilfe des bald von ihr emporgezogenen, bald wieder selber sie beflügelnden Dichters weiter kein Leid getan. Es ist der schönste Fall einer Gebetsfreundschaft, wo die beiden in Gott verbundenen einander so viel geben, daß zuletzt keins mehr sagen kann, was davon ihm, was dem anderen und was der Gnade von oben gehört. Das Landmädchen selber, wenn es so bei der Arbeit im Garten steht und es kommen die Vögel geflogen, setzen sich auf den Kopf und die Schultern der Magd und sie lobsingen dann zusammen Gott, ist ja schon lebende Legende; der Clemens macht nun nur noch ein Volkslied daraus. Aber wenn er an Verstandeskraft und Wortgewalt über ihr steht, wie weit bleibt er menschlich hinter einem Wesen zurück, das sagen durfte: „Ruhig leiden zu können ist mir immer als der beneidenswerteste Zustand des Menschen erschienen." Und sie lag im Sterben, als sie, noch einmal zurückblickend, mit der Wahrhaftigkeit der letzten Stunde beteuern konnte: „Es ist kein Mensch auf Erden, gegen den ich etwas hätte." . . . Sie wurde 1774 geboren, drei Monate bevor Susanna Katharina von Klettenberg starb, die Freundin Goethes, die „schöne Seele" der Lehrjahre, das Urbild Makariens in den Wanderjahren. Diese beiden Katharinen, der Zeit und dem Ort nach einander so nah, an äußerem und innerem Stand einander so fern und doch in ihrer letzten Sehnsucht wieder

7*

einander höchst geheimnisvoll verwandt, zu vergleichen, das Bauernkind mit dem Stadtfräulein, die Augustinerin mit der Herrnhuterin, die Gefährtin Brentanos mit der Freundin Lavaters, eigentlich also die beiden Enden jener deutschen Welt, wie muß das meinem eingebornen Sinn für Polarität behagen! Die Klettenberg ist, in ihren Briefen und ihren eigenen Schriften vielleicht noch mehr als in der Darstellung Goethes, die reinste Gestalt protestantischer Seelenkultur im XVIII. Jahrhundert, ja vielleicht die reinste Gestalt, deren protestantische Seelenkultur überhaupt fähig ist. Die katholische Gegenfigur dazu wäre die Fürstin Galitzin, Hemsterhuis' Diotima (ich vermute, daß sich Goethe von ihr Züge Nataliens geborgt hat). Die Emmerich dagegen, die holde Blüte katholischer Natur, ist an katholischer Kultur ganz arm. Den Drang zu Gott hat die westfälische Bauernmagd mit dem Frankfurter Edelfräulein gemein, und wenn Schiller „den eigentümlichen Charakterzug des Christentums in der Aufhebung des Gesetzes oder kantischen Imperativs" sieht, „an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will" (was im Grunde nicht ganz stimmt, aber eine Wirkung, ein Ergebnis des Lebens unter dem christlichen Gesetze gut ausdrückt), so sind beide, die Klettenberg wie die Emmerich, dieser Verwandlung des sittlich Gebotenen in eigenen Affekt, des mahnenden Gewissens in eine zweite Natur sehr nahe gekommen. Aber wenn sie darin einander gleichen, scheidet sie, daß in der Klettenberg jedes Erlebnis zunächst zur Reflexion und erst in der Verdünnung durch Reflexion zum inneren Besitz wird, während jedes innere Erlebnis der Emmerich von selbst sogleich Gestalt annimmt: sie kann gar nichts empfinden, so wird es ihr schon zum Gesicht; was sie denkt, fühlt oder will, erscheint ihr sogleich. Die Klettenberg aber ist von einer innerlich augenlosen Rasse, die selbst, was sie mit den Augen des Leibes sieht, dann immer erst, um es sich auch innerlich aneignen zu können, sozusagen abblenden, immer von allem Gesehenen erst wieder absehen muß, um es bedenken zu können, um es sich vor dem Verstand rechtfertigen zu lassen, der allein erst den Erscheinungen, äußeren oder inneren, dann auch zu erscheinen erlaubt, während für den angebornen inneren Augenschein

der Emmerich alles, was ihr gewiß ist, sich von selbst auch schon Gestalt gibt oder nimmt: sie kann überhaupt gar nichts denken, ohne daß es sich ihr sogleich zeigt, und es ist sehr schade, daß Goethe sie nicht gekannt hat, der ganz von derselben Geistesart war, der auch, sobald er sich zum Gedanken der Urpflanze genötigt fand, diese gleich mit Augen sah und gar nicht begreifen konnte, was der innerlich augenlose Schiller mit seiner reinlichen Scheidung der Erfahrung und der Idee denn überhaupt eigentlich von ihm wollte. Diese Begabung mit inneren Augen, mit dem „dritten Auge", wie man es genannt hat, in Städten so selten, gar dem Bürgertum ganz fremd, ist im Landvolk noch unverkümmert, besonders dort, wo katholische Tradition noch stark genug ist, der entbildenden Wirkung bürgerlichen, bloß den Verstand pflegenden und sich mit Wortdressur begnügenden Unterrichts entgegenzuwirken; nur soweit wir Bauernvolk geblieben sind, sind wir noch Griechen. (Damit ist nur eine Wirklichkeit ausgesprochen, aber eine freilich, die Schulmeister rasend machen kann.) Natürlich müssen diese beiden Rassen, die der zwiefachen Augenmenschen und die der innerlich Augenlosen, einander durchaus mißverstehen, ja es gibt im Grunde nichts, worüber sich jene, die nur in Gestalten denkt, sich irgendwie mit dieser, die durch Gedanken erst sieht, im mindesten verständigen könnte, da jeder dasselbe Wort doch einen ganz anderen Sinn ergibt. Hier wurzelt auch der ewige Vorwurf des protestantischen Bürgers, es fehle dem Katholiken an „Innerlichkeit". Denn die Katholiken, die der protestantische Bürger kennt, sind meistens Landvolk, durch dessen angeborene Sehkraft alles Innere sogleich Gestalt annimmt und zum Bilde wird. Dem protestantischen Städter aber ist Sehen immer schon Aeußeres und wer einwärts kein Auge hat, ahnt ja nicht, daß es, so paradox ihm das klingen mag, in uns ja noch eine zweite Sinnlichkeit gibt, nämlich, wenn auch seit dem Ende des Barocks durch Ungebrauch verkümmernd (in Goethe noch ganz lebendig: was er „wissenschaftliches Beschauen", was er „die Region, wo Metaphysik und Naturgeschichte übereinandergreifen, also wo der ernste treue Forscher am liebsten verweilt", nennt, und sein Begriff einer Naturwissenschaft „mit Geist und Gemüt",

ja „mit allen liebenden verehrenden frommen Kräften" beruht darauf, und auch noch Francis Galton, der Eugeniker, hat sie gerade so bezeugt wie schon Johannes Müller, der Vater der Histologie, der Lehrer Virchows und Haeckels) eine Sinnlichkeit des Geistes, daß es eine sozusagen metaphysische Sinnlichkeit gibt, mit Organen für unser inneres Geheimnis, ja für das Uebernatürliche selbst, die nur freilich das Uebernatürliche nicht nach ihrer eigenen Willkür berühren können, sondern dazu seine Hilfe brauchen: wie das Auge des Leibes, nach Goethes Wort, „sich am Licht fürs Licht bildet", wie das Auge des Leibes, damit das in ihm ruhende Licht erwache, durch das Licht von außen erst geweckt werden muß, so das Auge der Seele durch das Licht von oben. Aber nicht bloß ihre Sehkraft hat die Seele, sondern auch ihren eigenen Hörsinn und ihren eigenen Tastsinn ... Der Beuroner Pater Alois Mager hat jüngst in einem seiner prachtvollen Aufsätze der „Benediktinischen Monatsschrift", in welchen zum erstenmal versucht wird, das Wesen mystischen Erlebens wissenschaftlich zu bestimmen, seine sämtlichen Erscheinungen zu beschreiben, die derselben Art zu verbinden, die einander fremden zu sondern und so die Vorarbeit zu tun, durch die eine „Wissenschaft der Mystik" überhaupt erst möglich wird (die dann ihr Material etwa von dem trotz seiner Freundschaft mit Strindberg auch den „Gebildeten" unverdächtigen Karl Ludwig Schleich, den Entdecker der lokalen Anästhesie, verhören lassen könnte), auf die Schriften des Johannes vom heiligen Thomas hingewiesen, eines Spaniers, der von 1589 bis 1644 gelebt, also die heilige Theresa nicht mehr von Angesicht, natürlich aber ihre Werke, das höchste Beispiel katholischer Mystik und vielleicht überhaupt den reinsten Ausdruck der Liebe, gekannt und nun mit dem unerbittlichen Verlangen des Aristotelikers nach reiner Ordnung und strenger Konsequenz, was denn nun eigentlich mystisch zu heißen verdiene, gefragt hat. Er scheidet es vom einfachen Tugendleben dadurch, daß, während er dieses „in einer aus inwendiger Ursächlichkeit quellender Bewegung", einer Bewegung also, die wir selber aus eigener Kraft vermögen, sieht, jenes nicht aus uns selbst, sondern von oben bewegt wird. Und er schränkt mystisches Erleben

wesentlich auf eine „fühlbare Berührung“ ein: es bringt „in Kontakt“ mit der Ewigkeit. Wer es erlebt, ist fortan der Uebernatur unmittelbar gewiß, doch ohne von ihr mehr als eben diese Gewißheit aussagen zu können, er hat Erfahrung von ihr, aber nicht Erkenntnis. Daher kann mystisches Erleben den Glauben nur bestätigen, nicht aber ersetzen, noch entbehren. Es gibt uns nur die Gewähr für die „Tatsache“ dieser uns sonst verschlossenen Welt; und vielleicht doch auch eine Verheißung, fortan von ihr berührt zu bleiben, und manchen vielleicht auch die Kraft, diese „Tatsache“ der von ihnen ganz unmittelbar erlebten Uebernatur zu bezeugen durch Gleichnisse von ihr im Natürlichen, Gleichnisse der eigenen Tat, wie die Heiligen, oder Gleichnisse des eigenen Werkes, wie jene ganz seltsamen Künstler, die von allem, was sonst Kunst heißt, unbegreiflich weit wegstehen, obwohl sie ja dieselben Ausdrucksmittel gebrauchen. Der Gewaltigste dieser hohen Kunst, den wir Deutschen haben, ist Matthias Grünewald, und erst wenn man annimmt, daß ihm der Isenheimer Altar geradezu sozusagen in die Hand diktiert worden ist, kann man auch die Vermessenheit begreifen, mit der der Meister sich getrost seiner Subjektivität durchaus überlassen konnte: nur im sichersten Gefühl vollkommener innerer Bindung. Nur der innerlich ganz Gebundene darf sich ja völliger Freiheit von dieser Welt erkühnen, sie hat keine Gewalt mehr über ihn. Niemals ist diese Freiheit des Gläubigen mächtiger den Augen verkündet worden als von Grünewald. Im Genter Altar ist die Empfindung des Malers noch Uebernatur, gleichsam ganz Natur; sie halten zu jener Zeit noch Eintracht. Aber dem Isenheimer fühlt man an, daß die Wahrheit schon insgeheim bedroht wird: da rafft dieser Allemanne noch einmal ihre ganze Kraft in sich zusammen. Höher ist deutsche Kunst niemals gelangt. Ich habe mich in diesen dunklen Tagen der Karwoche wieder ganz dem Isenheimer ergeben. Da steht er vor mir, in den meisterhaften Reproduktionen, die Piper in München zunächst für Oskar Hagens wegweisendes Buch aufnehmen ließ und dann, während sie für dieses Buch verkleinert worden waren, in voller Größe noch als eigene Mappe herausgab. Kein schöneres Geschenk hat unserer Nation je=

mals ein Verleger gemacht, ein Abschiedsgeschenk, denn auch den Isenheimer Altar haben wir ja jetzt verloren.

5. April Am 20. März waren es hundertfünfzig Jahre, daß Hölderlin geboren wurde. Man hat in Deutschland nicht viel Aufhebens davon gemacht. Novalis und Hölderlin, unsere beiden tiefsten Dichterdenker nach Goethe, die einzigen seiner voraussehenden und voraussagenden Art, sind heute noch ganz ebenso unbekannt, wie sie zeitlebens unbemerkt blieben. Der Deutsche macht von Goethes Farbenlehre, Novalis' Fragmenten und Hölderlins Hyperion, den weisesten Büchern der letzten zweihundert Jahre, Büchern, die das Geheimnis deutschen Weltgefühls enthalten, keinen Gebrauch; es bleibt in ihnen begraben. Was seitdem unter uns erschien, ist immer nur genau soviel wert, als es sich, der Form oder dem Gehalt nach, bewußt oder unbewußt ihnen nähert: am reinsten Stifter im „Nachsommer", aufs tiefste Wagner im „Tristan", in den „Meistersingern" und im „Parsifal", sehnsüchtigst zuweilen Hugo Wolf und Gustav Mahler. Denn es ist das Geheimnis der großen Form, das in diesen weisesten Büchern ruht; und das Geheimnis der großen Form schließt sich keiner Erkenntnis auf, sondern nur der Liebe: „Liebend gibt der Sterbliche vom Besten", sagt Hölderlin und vielleicht kann überhaupt nur wer liebt, erst geben; lieben ist geben, sich geben, sich ergeben (und dies in jedem erdenklichen Sinne von Ergebung). Auch Nietzsche, der jenes Hölderlin-Wort in einem Jugendbrief an Rhode zitiert, hat später selber ganz ebenso gesagt: „Nur aus Liebe entstehen die tiefsten Einsichten." Auch er hat das Geheimnis der Liebe gekannt, er hat es nur nicht üben können, weil er sein ganzes Leben in der Haft des dunklen Werdens blieb und niemals die reine Freiheit sicheren Glaubens an das ewige Sein gewann, in der allein das Wunder der Liebe blüht. Ihm hat, wie Pascal, zu höchsten Gaben des Geistes die doch alles erst belebende, verklärende, beseelende Kraft: die Demut des Herzens gefehlt; darum ist aus ihm nur ein brüchiger Hölderlin geworden, ein qualmender Hölderlin, glühend und sich verzehrend wie jener auch, doch ohne jemals, mit welcher Gier er es sich auch

verhieß, rein aufzuflammen. Es gehört zu den verruchten Unfällen, durch die der deutsche Geist immer wieder aus seiner Bahn geschleudert wird, daß Hölderlin erst in dieser Karikatur, die Nietzsche von ihm ist, auf die Deutschen zu wirken begann. Wenn nach dem heroischen Nietzsche-Roman, der Ernst Bertrams edles Buch über ihn ist (den „Versuch einer Mythologie" nennt er es selbst; bei Georg Bondi in Berlin 1919) nächstens einmal ein Pedant, von der ungeheuren Persönlichkeit Nietzsches, der vielleicht das mächtigste Schauspielergenie deutscher Nation, im höchsten Sinn, im Sinn des Barock, war, absehend, einfach seinen Gehalt an eigenen oder doch eigens erlebten Gedanken eruiert, wird sich vielleicht nicht viel mehr als eine freilich schon durch das unerschrockene Wagnis der Verbindung, durch ihre gotische Spannung beglückende Summe von Wagner und Hölderlin und dem uralten deutschen Ultramontanismus, der schon unseren Humanismus wie unser Barock gezeitigt hat, ergeben. Nietzsche kam in seinem Weltgefühl doch eigentlich nirgends über Hölderlin hinaus. In der Jenenser Fassung des Hyperion heißt es:

„Der leidensfreie, reine Geist befaßt
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch
Sich keines Dings und seiner nicht bewußt,
Für ihn ist keine Welt; denn außer ihm
Ist nichts . . .
Nun fühlen wir die Schranken unsres Wesens,
Und die gehemmte Kraft sträubt ungeduldig
Sich gegen ihre Fesseln, und es sehnt der Geist
Zum ungetrübten Aether sich zurück.
Doch ist in uns auch wieder etwas, das
Die Fesseln gern behält; denn würd' in uns
Das Göttliche von keinem Widerstande
Beschränkt — wir fühlten uns und andere nicht.
Sich aber nicht zu fühlen ist der Tod . . ."

In diesem stillen Ja zu Leid wie Lust der Individuation, womit Hölderlin sich von Fichte befreit, steckt eigentlich auch schon die tragische Wendung zu seinem Empedokles, aber steckt nicht, sobald man den Akzent der Ergebung mit dem des Trotzes vertauscht, auch schon der ganze Zarathustra darin? In einem wundervoll gedankenreichen

Aufsatz über „Hölderlin und den deutschen Idealismus" (im Logos, Band VII, Heft 3, bei Mohr in Tübingen) hat Ernst Cassirer zum erstenmal gezeigt, wie frei Hölderlin nicht bloß Fichte, sondern auch Schelling gegenübersteht, ja daß er, statt, wie man bisher immer meinte, von Schelling beherrscht oder doch geführt zu werden, gerade umgekehrt selber Schelling, den „mit einer schlechthin unvergleichlichen Empfänglichkeit Begabten, das eigentliche Genie der Rezeptivität", befruchtet hat. Im Jahre 1913 erwarb die Berliner königliche Bibliothek ein Folioblatt, das auf zwei Seiten die entscheidenden Gedanken Schellings enthält. Es beginnt damit, daß alle Metaphysik künftig in die Moral falle, ein Gedanke Kants, den er nur bei weitem noch nicht erschöpft habe. Mit der Vorstellung des absolut selbständigen Ich tritt zugleich eine ganze Welt aus dem Nichts hervor. Zunächst: Wie muß eine Welt für ein moralisches Wesen beschaffen sein? Eine Frage, die der Physik „endlich einmal wieder Flügel gibt". Und von der Natur geht es dann zum Staat, über den wir aber, als etwas Mechanisches, noch hinaus müssen. Es thront die Idee, die alle vereinigt, die Idee der in sich Wahrheit und Güte verschwisternden Schönheit. So wird der Philosoph zum Dichter, die Poesie wird am Ende wieder das, was sie am Anfang war: Lehrerin der Menschheit. Eine neue Mythologie im Dienste der Ideen: die Mythologie muß philosophisch werden und die Philosophie mythologisch. Dieses grandios gedrängt Kant überschreitende Blatt, das auch schon gleichsam mit dem Finger auf Nietzsche zeigt, ist von Hegels Hand, nach einem Konzept Schellings, das, wie nun Cassirer überzeugend dartut, den Ertrag der Begegnung Hölderlins mit Schelling im Sommer 1795 enthält. Und gewiß hat Cassirer auch darin recht, wenn er meint, daß in diesen so denkwürdigen Gesprächen, die sich an Fruchtbarkeit für die Geschichte des deutschen Geistes nur etwa noch mit den Disputationen Lessings und Jacobis zu Wolfenbüttel und Braunschweig im Juli und August 1780 und mit der Wagnertaufe Nietzsches im Goldglanz der Tribschener Tage vergleichen lassen, daß da Schelling es ist, der empfängt, Hölderlin aber, der aussät: „Schelling hat dem, was damals als Forderung in Hölderlins Geiste bereit lag, nur erst die bewußte systematische For-

mulierung gegeben. Was bei diesem eine Notwendigkeit seiner künstlerischen Natur war, das verwandelt er in eine programmatische Notwendigkeit. Mit der ganzen Schärfe seines Geistes — einer Schärfe, die sich gerade in dem Uebergange der Gebiete und Probleme und gleichsam in ihrem Helldunkel immer wieder bewährte — stellte er mit einem Schlage den Inhalt und das Ziel der inneren geistigen Kämpfe Hölderlins ans Licht. Er lieh seiner unbestimmten Sehnsucht den Begriff und das Wort: er versicherte ihn, daß zwischen dem, was er als Dichter erstrebte und bedurfte, und dem, was die Philosophie, was die Vernunft als höchste Aufgabe aufstellte, keine unüberbrückbare Kluft und kein unaufheblicher Dualismus bestand. Die Poesie selbst darf und kann zur Lehrerin der Menschheit werden; der „Monotheismus der Vernunft" und der „Polytheismus der Einbildungskraft" sind miteinander vereint und versöhnt. Hölderlins Intuition von der Natur und von der griechischen Götterwelt wird von Schelling zur bewußten Deduktion umgebildet." Und ganz so selbstgesetzt und geisteigen wie zu Schelling steht Hölderlin aber auch zu dem anderen Jugendfreund, zu Hegel, mit dem ihn, wie er einmal so rührend schreibt, „die Losung: Reich Gottes!" verband. Beiden ist er der Gebende, weil er, während ihnen die Grenzen des Denkens gezogen sind, einer höheren Region angehört, der prophetischen, in der zum Element des Denkers nun noch das enthüllende des Dichters tritt. Aber der Schritt über Kant genügt ihm nicht, er wagt noch mehr, er wagt auch den Schritt über Goethe. Denn wenn Goethe sich im Schaukelstuhl von Systole und Dyastole still am farbigen Abglanz beruhigt, mit einer „inneren Desperation" freilich, deren furchtbaren Ingrimm die Gespräche mit dem Kanzler Müller immer wieder bezeugen, ist Hölderlins Los: „auf keiner Stätte zu ruh'n", er gehört zu den Gezeichneten, die keinen Frieden finden im Irdischen, zu den mit der inneren Unruhe Gestachelten, die sie selber nun zum eigenen Segen oder Fluch entscheiden müssen, als, wie der Beuroner Maler Willibrord Verkade sein schönes Selbstbildnis genannt hat: „Unruhe zu Gott" (jetzt bei Herder in Freiburg erschienen), Unruhe zu Gott, wie sie van Gogh durchrast, wie den Grünewald, oder aber Unruhe zum

Nichts, ins ewige Nein. Seiner heiligen Unruhe zu Gott ringt Hölderlin den Begriff der Stille, das Gefühl eines Festen im Strömenden, den Glauben an ein Sein ab. Er weiß es nur selber gar nicht, wie weit er zuletzt schon allen Pantheismns unter sich läßt. Er weiß doch auch nicht, wie seine ganze Zeit das nicht weiß, was im Grunde seine Griechen alle sind: keine griechischen nämlich, sondern Griechen des von ihr verleugneten, gewaltsam vergessenen Barock, ja des bayerischen Barocktheaters geradezu und seiner durchaus ins Christliche, genauer: ins Jesuitische spiritualisierten Antike, deren Gestalten nun ein Erlebnis von solcher, jedes Gemüt umwälzenden Macht hatten, daß die Spur davon nimmer in der abendländischen Menschheit ganz verlöschen kann. Auch Nietzsche hat des Christentums entraten zu dürfen doch nur deshalb wähnen können, weil er nicht wußte, wie durchaus übergriechisch sein Dionysos ist, wie ganz barock! Er hat doch auch nicht gewußt, daß er, wenn er vom Theater Athens spricht, im Grunde nur immer das Barocktheater beschreibt. Gerade so wie Wagner nicht gewußt hat, daß Bayreuth auferstandenes Barock, daß der Parsifal die Krone des Barocktheaters ist. Davon steht allerhand in meiner nächstens erscheinenden Schrift über das Burgtheater. Man wird sie lesen, gerade darüber aber wieder hinwegzulesen trachten, über das Entscheidende darin, genau so wie man's mit dem herrlichen Werke macht, dem ich sie verdanke, ja das mich überhaupt erst österreichisches Wesen, aber auch den Goethe seit der Pandora und wo noch die Möglichkeiten einer künftigen deutschen Kultur liegen können, erkennen gelehrt hat, mit Josef Nadlers gewaltiger Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, neben Burdachs hohem Werk der ersten germanistischen Leistung seit Wilhelm Scherer, die wieder der erlauchten Tradition der Grimm und Uhland ebenbürtig ist.

6. April Ein selbstgefällig perorierender Knirps belehrt einen geduldigen alten Herrn so laut, daß auch wir andern alle, die den sich immer noch mehr verspätenden Zug erwarten, gezwungen sind zuzuhören. „Daß diese Wirtschaft nicht weiter geht," erklärt er, „das weiß doch

schon ein jeder! Denn warum? Das Geld fehlt. Der Mensch braucht nämlich ein Grundkapital und folglich braucht auch das Land ein Grundkapital, das ist es! Jetzt aber, wie verschafft es sich das? Ganz einfach: wenn wir diese Länder, die früher einmal Oesterreich waren, jetzt aber auseinander sind, öffentlich ein jedes versteigern! Also: Tirol, Salzburg, Oberösterreich usw., wer gibt mehr dafür? Zum ersten, zum zweiten, zum dritten! No da braucht uns Salzburgern doch wahrhaftig nicht bang zu werden, uns gewiß nicht, weil wir ja weltbekannt sind, schon durch den Mozart. Gleich werden s' alle da gelaufen kommen, der Engländer, der Italiener und der Franzos, gar aber der Amerikaner, alle werden s' sich tummeln und mitlizitieren. No und warum soll sich denn für Oberösterreich und Tirol nicht doch auch ein Liebhaber finden, ja vielleicht sogar für Wien? Denn merkwürdige Gustos gibt's in der Welt. Und grad so möcht sich dann einmal erst zeigen, was ein jedes Land eigentlich überhaupt wirklich wert ist! Da käm das dann endlich einmal deutlich zum Vorschein! Und so wär das auch doch nur höchst gerecht! Wer aber dann für unser Landl schließlich am meisten bietet, der Franzos oder der Engländer oder wer's halt dann ist, dem gehört's; wir aber hätten dann ein Grundkapital, damit könnten wir erst wieder ein ordentliches Leben anfangen. Er aber, der Amerikaner oder wer's halt dann sein wird, hätt damit dann doch auch selber gleich ein Interesse dran, daß er gut wirtschaftet, weil keiner, der sich das Regieren so viel Geld hat kosten lassen (denn sie möchten einander beim Ausbieten ja schon gehörig hinaufschrauben!), nachher so dumm sein wird, daß er schlecht regiert, weil das ja sein eigenes Geld wär, das er vertut, währenddgegen die uns jetzt regieren, nicht das ihre, sondern unser Geld vertun und auch doch gar keinen vernünftigen Anlaß haben, daß sie gut regieren, weil s' ja dafür auch nicht mehr gezahlt kriegen, als wenn sie schlecht regieren, also da wären sie ja dann doch Narren, sich erst anzustrengen, daß sie gut regieren!" Volkesstimme. Man sieht daraus, daß wir erst gar keine Clarté mehr brauchen, um uns den Nationalstolz abzugewöhnen.

10. April Novalis sagt: „Alle Zufälle unseres Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen; wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben.“ Es kommt also jetzt nur darauf an, was wir aus dem „Material“ unserer Niederlage machen werden; die Preußen zum Beispiel haben aus dem „Material“ von Jena die Völkerschlacht von Leipzig gemacht. So werden wir in ein paar Jahren den Augenschein davon haben, wie viel Geist der Deutsche jetzt hat.

12. April In Stephan Großmanns regsamer Wochenschrift „Das Tagebuch“ (Heft 11 und 12 vom 31. März; Ernst Rohwolt Verlag, Berlin) stimmt Keyserlings in Darmstadt geplanter „Schule für Weisheit“, meiner letzten deutschen Hoffnung, nun auch Thomas Mann herzhaft zu. Vor allem ist es die Prophezeiung des Balten, daß fortan in allen Ländern „politische Probleme allgemein als sekundär gelten werden“, zu der Mann aufatmend Amen sagt: „Amen, Amen! So sei es, so wird es sein!“ Und ein Hauptverdienst Keyserlings scheint ihm gerade der Nachdruck, mit dem dieser bei der geforderten Synthese von Seele und Geist den Ton ganz besonders auf den Geist legt und nur vom Geiste die menschliche Wiedervereinigung der Seele mit dem Geiste erwartet, nicht von der Seele, nicht vom Gemüte. Ich muß gestehen, dagegen stille Zweifel zu hegen. Möglich, daß es der Geist ist, von dem der Impuls zu jener Wiedervereinigung ausgehen wird. Aber es schiene mir eine Gefahr, wenn der Geist dabei, was in seiner Natur liegt, die Herrschaft zu gewinnen strebte. Mag er beginnen, aber er darf nicht führend bleiben: denn es ist im Wesen des Geistes, wo man ihn führen läßt, sogleich zu verführen, vor allem immer auch sich selbst zu verführen. Sie dürfen mich deshalb, lieber Thomas Mann, noch nicht gleich der Romantik verdächtigen: ich bin so unromantisch, als man nur irgend sein kann, ich bin barock. Gerade weil ich barock bin, will auch ich ja jene Synthese von Geist und Seele so stark, die doch im Abendland noch niemals so rein erreicht worden ist als eben durch das Barock. Aber weil ich barock bin, weiß ich auch, daß jene Synthese

nur dann möglich ist, wenn ihre beiden Pole ganz von derselben Kraft sind, daß sie nur so lange möglich ist, als das völlige polarische Gleichgewicht ungestört bleibt, das zu stören die scheue Seele niemals, aber der selbstsüchtige, der immer lieblose Geist stets versucht (der ja doch auch das Barock zerstört hat). Der Geist wird immer gleich wieder versuchen, ob er sich die Seele nicht amalgamieren kann. Das ist stets seine Art: er verspricht und meint sogar vielleicht im Ernst Synthesen, aber in seiner Hand wird ein Amalgam daraus, der Tod jeder Synthese, deren Leben eben darin besteht, die Gegensätze, die sie zusammenhält, alle ganz rein und ganz stark zu bewahren, jeden so rein und so stark, daß eben aus Druck und Gegendruck der unvermischten und unverwischten, einander bedrängenden und dadurch das Extrem, das Maximum einer jeden herausholenden Gegensätze zuletzt die fast unerträgliche Spannung entsteht, in deren Entladungen durch die Tat sich Synthesen allein erhalten können. Synthesen leben immer nur in Gewittern. Mißverstehen Sie mich nicht, Thomas Mann! Auch ich stimme Keyserling durchaus zu, wenn er sagt: „Was der Kritik nicht standhält, wird nie mehr dauernd herrschen können." Dem kann ich ruhig zustimmen, weil ich mich sicher weiß, daß mein Glaube jeder Kritik standhält, wenn ich auch freilich den mir allzu norddeutschen Wahn nicht teile, daß es jemals einen „autonomen" Glauben geben könnte. „Denn „autonom" und „sittlich" schließt sich aus", sagt Nietzsche mit Recht und Glaube schließt Sittlichkeit ein. Gerade darum sprechen Sie mir aus dem Herzen mit den Worten: „Was not tut, ist, daß der Geist aufhöre, nur sich selbst, das heißt die Zerstörung zu wollen, daß er sich entschließe, fortan dem Leben, der Ganzheit und Harmonie des Menschen, dem Wiederaufbau seelischer Form zu dienen, daß er zur Weisheit werde." Und ebenso, wenn Sie weiter sagen: „Ich glaube nicht an einen deutschen Republikanismus in irgendeinem älteren westlichen Sinne" (wobei ich in Gedanken einschalte, daß ich mir dagegen sehr gut einen Republikanismus deutschen Sinns denken kann, etwa nach der Art der guelfischen Stadtstaaten, auf deren fruchtbare Form neulich Hermann Hefele hinwies — kennen Sie denn übrigens Hefeles sagenhaft

schönes Buch über „Das Gesetz der Form", bei Diederichs in Jena, das Ihrer Geistesart so tief verwandt ist und Ihren „Bürgersinn" auch dort, ja gerade dort erfreuen muß, wo es mich Zigeuner zuweilen leise befremdet?) „Auch erachte ich mit Ihnen, fahren Sie, zu Keyserling gewendet, fort, die Revolution „in keinem Sinne für groß", und wer mir sagt, daß die Erhebung von 1918 eine reinere und wahrere gewesen sei als die von 1914, dem lache ich ins Gesicht... Deutschland als Kultur, als Meisterwerk, als Verwirklichung seiner Musik; Deutschland einer klugen und reichen Fuge gleich, deren Stimmen in kunstvoller Freiheit einander und dem erhabenen Ganzen dienen, ein vielfacher Volksorganismus, gegliedert und einheitlich, voll Ehrfurcht und Gemeinsamkeit, Echtheit und Gegenwart, Treue und Kühnheit, bewahrend und schöpferisch, arbeitsam, würdevoll, glücklich, das Vorbild der Völker — ein Traum, der wert ist, geträumt, der wert ist, geglaubt zu werden." Solange dieser Wahrtraum noch in hundert deutschen Jünglingen wacht, und ihrer sind zehntausende!, mag man getrost die Banditen der offiziellen deutschen Politik ungestört schieben lassen, bis sie der Morgenwind verwehen wird.

13. April Zur Lüftung meiner Ohren von dem grassierenden Umsturzdeutsch les ich jetzt täglich wieder ein paar Seiten Stendhal, am liebsten in den Briefen, wo seine forellenbachklare Sprache ganz unmittelbar quillt. „J'abhorre le style contourné", bekennt er selbst, in dem wunderbaren Brief an Balzac. Ich schreibe, sagt er da, so schlecht nur aus übertriebener Liebe zur Logik. Und er hatte die Gewohnheit, bevor er schrieb, gern ein paar Seiten des Code civil zu lesen, um sich an „Natürlichkeit" zu gewöhnen. So sollten unsere jungen Dichter verhalten werden, täglich ein paar Stunden das Dienstreglement unserer weiland Armee zu lesen, eines der wenigen österreichischen Bücher von wirklicher Prosa. Seine Leidenschaft für den „natürlichen" Stil aber begründet er so: „Je ne veux pas par des moyens factices fasciner l'âme du lecteur." Das ist der Unterschied zwischen dem „gesuchten" Stil und dem (wie Nietzsche ihn genannt hat) „gefundenen" Stil. Dieser wird nämlich in der Sache

selbst gefunden. Dazu muß man aber erst eine Sache haben, der man die Kraft zutraut, durch sich selbst zu wirken. Wer dagegen einen Stil erst sucht, verrät, daß seine Sache zu schwach ist und er darum den Leser nicht durch sie faszinieren kann, sondern die Hilfe von moyens factices braucht. „Ich suche", sagt Stendhal, „wahr und klar zu berichten, was in mir vorgeht. Ich kenne nur eine Regel: klar zu sein. Wenn ich nicht klar bin, ist meine ganze Welt vernichtet." Wer aber nichts in ihm Vorgehendes zu berichten hat, sucht einen Dunst, als ging dahinter doch vielleicht etwas vor. . . . In einer ausschweifenden Stunde hat Stendhal einmal feierlich erklärt, er schreibe nur für hundert Leser. Meistens ist er bescheidener und begnügt sich mit zwanzig. Ob Goethe heute mehr hat, mehr als zwanzig wirkliche Leser auf dem Erdenrund? Und er ist doch in seiner Prosa beiweitem nicht so streng wie Stendhal, oder er ist, richtiger ausgedrückt, nicht so einseitig streng wie Stendhal. Auch er will, in der Zeit seiner Reife, Klarheit des Ausdrucks, auch er will vor allem die Sache selbst, aber sie genügt ihm noch nicht. „Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefaßte Sprache, die sich von der Prosa weg unmerklich in die höheren Regionen erhebt und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist." Er rühmt (in einem 1804 für die Literaturzeitung verfaßten Aufsatz) an Heinrich Voß: „Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet (das ist es doch, was Stendhal mit der Forderung „klar zu sein" meint, aber Goethe fordert nun noch mehr), er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaus, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmutig auszudrücken." Damit ist ein höchstes Ideal vollendeten Stils gewiesen: „Völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmutig!" Aber wo finden wir es erreicht? Bei Herodot und Xenophon, bei Cäsar, beim Evangelisten Lukas, bei Dante, Cola die Rienzo, Petrarca und Manzoni (sie hallen noch

8

zuweilen bis in d'Annunzio hinein nach), an fünf oder sieben Stellen Walter Scotts und vielleicht auch, wenngleich verbiedermeiert, Macaulays, bei Voltaire, Flaubert (?) und Maurice Barrès, bei den Grimms und Uhland, im Nachsommer und Witiko Stifters, bei Bismarck und Lagarde; doch nun auch noch die Namen Fontane und George herzusetzen, zögert schon meine Hand. „Völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmutig!" Das „bezaubernd Anmutige" wäre noch nicht so schwer, aber „zugleich" auch „völlig entsprechend" scheint wirklich fast über die menschliche Kraft. Auch gerade der Anblick unserer Jüngsten beweist dies wieder, denen eher noch Ansätze zur „Anmut" gelingen, aber das „völlig Entsprechende" bisher versagt bleibt, das freilich vielleicht eine überhaupt nur höheren Lebensaltern mögliche Selbstüberwindung voraussetzt. Erschwert wird es den Jüngsten allerdings noch dadurch, daß vielleicht gerade dieser Generation wieder einmal ein großer Umbruch der Sprache zugewiesen ist. Ich frage mich oft, ob wir nicht unmittelbar vor einer gewaltigen Sprachwende, ja vielleicht schon mitten in ihr stehen. Antworten könnte, wenn irgendein Mitlebender, auf diese Frage nur Burdach; kein anderer hat heute Burdachs Gehör für das unterirdische Rauschen in unserer Sprache, in Sprachen überhaupt. Er weiß auch, daß solche Sprachwenden immer Kulturwenden sind; und Lautwechseln ihren Kultursinn, ihre geistige Meinung abzuhören, darin hat es dieser Horcher an der Wand zwischen Mittelalter und Reformation zur höchsten Meisterschaft gebracht. Sein „Bericht über die Forschungen zur neuhochdeutschen Sprach- und Bildungsgeschichte", in der Sitzung der preußischen Akademie der Wissenschaften vom 22. Januar dieses Jahres, ist wieder ein unsäglich beglückendes Zeugnis davon: ihm und Josef Nadler allein ist doch die deutsche Sprachwissenschaft noch wahrhaftig „die Wissenschaft vom deutschen Leben". Wie Kultur sprachbildend wirkt, aber die Sprache dann es ihr vergilt, indem sie nun sogleich selber wieder kulturbildend wird, und wie dies in einer höheren Region als der nationalen geschieht, wie Geist auch über die Völker hinweg zu den Sprachen spricht, so daß Burdach, ohne paradox zu werden, „Dante den Mit-

begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache" zu nennen wagen darf, das läßt jedem, dessen Werkzeug das Wort ist, wie gering er sich selber auch fühlen oder wissen mag, das Herz anschwellen vor stolzer Seligkeit . . . Dieser Akademievortrag Burdachs schließt mit den Worten: „Heute sind wir wieder ein zerbrochener Staat, ein zerrissenes Volk. Und abermals, wie im XIV. und im XVII. Jahrhundert, wird die deutsche Schriftsprache das Banner der Einheit und der Hoffnung. Mögen wir es schützen und heilig halten, daß es nicht ein sinnloser sprachlicher Neuerungsdrang geblähter Ohnmacht frevelhaft zerstückele." Auch mir wird zuweilen von diesem „Neuerungsdrang geblähter Ohnmacht" angst, dann aber doch auch wieder angst davor, eben diese Angst könnte mich dereinst auch den Neuerungsdrang wahrhafter und nur durch den Gegendruck zur Verzerrung angestauter Sprachkraft überhören lassen; die beiden mögen zuweilen zum Verwechseln ähnlich klingen. Als die „Geniesprache" Sturm auf das „meißnische Hochdeutsch" lief, wer war da ganz sicher, Blähungen der Ohnmacht (die es auch damals gab) von den Zuckungen der Ueberkraft (die es vielleicht auch heute gibt oder doch morgen geben wird) immer gleich deutlich unterscheiden zu können?

Aus Hölderlein notiert: „O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt." — „Es ist ein so schönes Gedeihen in allem was wir treiben, wenn es mit gehaltener Seele geschieht . . . Aber wer hält in schöner Stellung sich, wenn er sich durch ein Gedränge hindurcharbeitet, wo ihn alles hin und her stößt!" 14. April

Ich suchte Goethe lange vergeblich nach einem Urteil über Pascal ab und fand nichts als im neunten Band der Naturwissenschaftlichen Schriften in einem Exzerpt Goethes aus Karl Wilhelm Noses „Kritik der geologischen Theorie" die Stelle: „nach Pascal am menschlichen Geiste verzweifelnd". Da kommt mir aber jetzt unverhofft eine der „Rezensionen", die Goethe in den Jahren 1772 und 1773 für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" schrieb, unter, die mit einem Wutanfall gegen Pascal schließt. Es handelt sich um eine „Bekehrungs- 16. April

8*

geschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee", die der Rezensent, so wenig er an ihr im Grunde zu loben weiß, „demohngeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichst empfehlen" zu können meint, weil sie daraus „die große Wahrheit lernen werden, daß allzu strenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule." Man versteht das: Goethes unbefangener reiner Weltsinn ist's, den die schlechten Nerven Pascals empören. Aber wenn er dann diesen Zorn auch auf die „Schule" Pascals ausstreckt, fragt man sich, wer denn damit eigentlich gemeint sein mag. Pascal hatte keine „Schule". Er war selber ein Schüler: der Jansenisten. Auf sie, die bald zerstoben, kann Goethe nicht gezielt haben. Auf wen also? Die Frage weckt in mir einen alten Verdacht. Ich konnte mir ja niemals recht erklären, warum Goethe, der von den paar Katholiken, die er von Angesicht gekannt hat, immer mit der höchsten Bewunderung spricht, der für die Sakramente soviel Verständnis hat, daß ihm ihrer noch zu wenig sind, der den hohen, „allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößenden" Sinn der Jesuiten, ihre „große Klugheit", und zwar „Klugheit" mit einer „Freude an der Sache dabei", und die „Konsequenz", mit der sie „nicht die alte, abgestumpfte Andacht fortgesetzt haben, sondern mit dem Genio Säkuli fortgegangen sind", gar nicht laut genug zu rühmen weiß, warum derselbe Goethe dann doch wieder bei jeder Gelegenheit gern gegen alles katholische Wesen aus irgendeinem doch offenbar sehr starken Instinkt heraus protestiert. Er schätzt die Katholiken, doch vor dem Katholizismus graut ihm. Hat er ihn

denn überhaupt gekannt? Was von ihm hat er eigentlich gekannt? Es wäre möglich, daß er einfach Pascal, der ihn anwidern mußte, daß er diesen Jansenisten Pascal für den Katholizismus genommen hat. Gerade daß er häretisch ist, das nimmt ja Nichtkatholiken immer von vornherein für Pascal ein: er hat ihr Vorurteil gegen die Kirche für sich. Und ich kann mir nun ganz gut vorstellen, daß jemand dann so folgert: Dieser Pascal, ein Häretiker, offenbar also nach dem Urteil der Kirche noch zu frei, zu weltlich gesinnt, ist unerträglich in seinem Lebenshaß, wie muß es dann aber gar erst diese Kirche selber sein! Auch Nietzsche hat ja Pascal geradezu mit dem ganzen Christentum verwechselt, so sehr, daß er einmal den heiligen Paulus, ein Schimpfwort suchend, den „jüdischen Pascal" nennt. Auch er sieht einen „Verzweifelnden" in Pascal, und einen Verzweifelnden, der nun noch den Versuch macht, „jedermann zur Verzweiflung zu bringen". Und „mit Grimm, mit Mitleid, mit Entsetzen" steht er vor „dieser fast willkürlichen Entartung und Verkümmerung des Menschen", deren „Beispiel" ihm Pascal ist. Ein anderes Mal sagt er: „Gesetzt, wir empfänden den andern so, wie er sich selber empfindet, so würden wir ihn hassen müssen, wenn er sich selber, gleich Pascal, hassenswert findet. Und so empfand wohl auch Pascal im ganzen gegen die Menschen, und ebenso das alte Christentum, das man, unter Nero, des odium generis humani „überführte", wie Tacitus meldet." Also wieder Pascal als „Beispiel", immer wieder dieselbe Formel: Pascal=Christentum. Und ganz zuletzt noch in einem Brief an Brandes: „Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat; der einzige logische Christ." (Brandes antwortet klüger: „Auch ich liebe Pascal. Aber ich war schon jung für die Jesuiten gegen Pascal [in den Provinciales]. Die Weltklugen, sie hatten ja recht; er hat sie nicht verstanden.) So falsch wie Nietzsche hat nun vielleicht auch Goethe generalisiert und wie jenem zum „Beispiel" des ganzen Christentums, ward vielleicht diesem der Jansenist ein Anlaß, zeitlebens alles Katholische zu scheuen ... Pascal, katholisch aufwachsend, doch ohne zunächst den Glauben tätig zu gebrauchen, dann aber, als er dies lernt, ihn ganz groß und

tief erlebend, wendet auf dieses Erlebnis nun eine besondere Geistesart an: die mathematische. Nicht, wie Nietzsche meint, „der einzige logische Christ" ist er, aber ein nichts als logischer und noch dazu von einer augenlosen Logik, den sie darum terrorisieren kann und der aus Rache nun wieder mit ihr unseren Glauben zu terrorisieren versucht. Da dieser Terrorist seiner selbst und der ganzen Menschheit nebenher auch noch ein schöpferisches Sprachgenie von bezaubernder Wortgewalt ist, hält er bis auf den heutigen Tag Leser in einem grauenhaft empfundenen Bann, der sich zuletzt als Haß gegen den Katholizismus entladet. Ein seltsamer Fall, dem Katholiken beklagenswert, dem Stilisten beneidenswert: es scheint gar nicht darauf anzukommen, was einer sagt, sondern nur wie, gar nicht auf den Gehalt, sondern nur auf die Gewalt des Sagens.

18. April Wir sind jetzt Dichter gewohnt, denen die Sprache durchgeht; ja dieses Durchgehen gerade scheint uns jetzt recht eigentlich der Reiz von Gedichten. Wohin, fragt längst niemand mehr: der Dichter ist schon froh, nur überhaupt irgendwo anzukommen, und noch oben, wenn nicht zu sitzen, so doch halbwegs zu hängen, keineswegs reitend, immerhin aber mitgeschleift. Ja wir erschrecken jetzt fast, wenn einer erscheint, dem noch das Wort pariert. Hier ist ein solcher Kunstreiter, und noch dazu, welches Wunder! noch dazu voller Natur: Hans von Hammerstein heißt er („Zwischen Traum und Tagen" und „Das Tagebuch der „Natur"; Verlag Parcus, München). Spengler hat einmal gesagt: „Jedes antike Gedicht ist sprachlich eine Statue, jedes abendländische eine Sonate." Nun, dann hätten wir an Hammerstein den wunderbaren Fall eines ganz antiken Abendländers: nichts seltsamer als die geheimnisvolle Kraft, mit der er seine Sonaten zu Statuen bändigt. Er ist einer der „Musik hat in sich selbst", und von der großen, aus Urgeheimnissen tönenden Art, aber sie dann durchaus plastisch gebraucht. Sinnlich hingegeben nach außen und doch selber wohlverwahrt im Innern: ganz Aug und Ohr, weltempfangend, aber dann sogleich immer auch antwortender Mund, weltgestaltend, kein Echo bloß; ein Impressionist, ja, doch ein herrischer, der nicht

bloß nimmt, sondern selber ebenso viel gibt, ein meisterlicher, ein baumeisterlicher; endlich einer, der die sonst jetzt getrennten Elemente, die doch zusammen erst den Dichter ergeben, wieder einmal fester Hand gebunden hält: kein Aktäoe, von den eigenen Hunden zerrissen, sondern endlich wieder ein Arion, seinen Delphinen gebietend, welch ein Glücksfall!

„Umblühter Hof im Muldengrund. Auf Matten
Schlagen taufrisch des Waldes Morgenschatten,
Das Murmelbächlein dampft in jungen Erlen.
Die Sonne rückt. Die Wiese blitzt von Perlen.
Vom Strohdach raucht es blau den Wipfeln zu.
Ein Sensendengeln schallt. Dumpf röhrt die Kuh.
Knecht, Roß und Wagen rüsten auf das Feld.
Der Hahn kräht Friede, Friede in die Welt."

Oberösterreich, mein Land, in acht Zeilen! Oder dieses Waldmädchen:

„An einer Hütte vorüber
kam ich auf stillem Gang.
Ein Mädchen lehnte am Zaune
blaß und blumenschlank."
Das vergess' ich nimmer,
wie sie aufblickte und sann:
Es war als säh' auf einmal
der ganze Wald mich an.

Oder ein Abendlied:

Unendlich öder Regenhimmel reißt
hart überm Rand der Runde. Vor dem Spalt
aus dem ein gelbes Abendgluten gleißt,
mit schwarzem Zackensaum ein Fichtenwald.
Und Felsengipfel plötzlich feuergrell
in Schwefellicht und scharfem Schattenschlag
starren ins finstre Wolkentreiben. Schnell
verfliegt der Schein. Im Grau ertrinkt ein Tag.

Oder zugleich Tierstück und Menschenbild:

Nun wölbt, bemoostem Felsgestürz entrungen,
und düstert astverwirrt der hohe Wald.
Aus Knorrenwucht und braunen Dämmerungen
löst sich gespenstisch eine Nachtgestalt:

der Hirsch. Er senkt die schweren Zwölferkronen
und schreitet lautlos unterm Laubgebreit.
Im grünen Abgrund seiner Blicke wohnen
des Edlen hohe Ruh und Traurigkeit.

24. April Das gefährlichste monarchistische Komplott ist aber doch diese Republik selber! Vor ihr waren wir eigentlich alle doch heimliche Republikaner; erst jetzt wird's uns unheimlich. Denn damals wirkte ja bis tief in meine Generation hinein, ja selbst über sie hinaus das Jahr Achtundvierzig noch nach. Aus revolutionären Studenten waren kaisertreue Beamte geworden, aber mit dem Plutarch im Herzen, wenigstens am Sonntag. Und eine gewisse Brücke zwischen dem Plutarch und Franz Josef stellten sie sich durch das Axiom her, das Volk bedürfe ja zunächst noch der Erziehung durch den Liberalismus. um erst allmählich so für die Republick reif zu werden. In solchen Lehren aufgewachsen, freuten wir uns alle darum der Ereignisse des Novembers 1918 sehr: sie gaben uns doch gleichsam das Zeugnis der Reife. Wem hätte das nicht geschmeichelt? Lang, lang ist's her! Auch waren ja bis dahin nur zwei Formen der Republik bekannt: die Wahl schien nur zwischen einer aristokratischen und einer demokratischen Republik. Die dritte Form ahnte man noch nicht. Man wußte nicht, daß es auch eine Kleptokratie gibt.

28. April. Einem jungen Dichter, der sich zutraut, mythische Gestalten abgeschiedener Zeiten durch einen Hauch der unseren zu beleben (wie das Walter Eidlitz in seinem Moses, in seinem Herostrat versucht hat), wüßt ich jetzt einen guten, zum Ausdruck gerade dieser Stunde bereiten, nur auf den Weckruf wartenden Stoff: den Herakles beim Syleus. Das ist ein Fragment des Euripides, von dem bloß, durch den Philo Judaeus, ein paar Zeilen erhalten sind, genug, um uns das Ungeheure der Situation fühlen zu lassen: Herakles, der geborene Herr, wird einem gemeinen lydischen Mann untertan, der freie Herakles wird des niedrigen Syleus Knecht. Und das Stück besteht nun eben darin, daß wir mit Augen sehen, wie dies gar nichts ändert: Herr bleibt auch als Knecht der Herr, der Gemeine bleibt gemein, äußeres

Schicksal kann der inneren Bestimmung nichts anhaben; Gewalt wird in ihrer ganzen Ohnmacht gezeigt. Denn eher, sagt Herakles dem Lydier, eher werden die Sterne sich unter der Erde verkriechen, eher steigt die Erde zum Himmel empor, als daß du mich mit einem Wort dir huldigen hörst! Und Hermes steht dabei, den Herakles preisend, den keine Niedrigkeit erniedrigen kann. Ja, der Syleus selbst, der arme Kerl, muß zugeben, mit einem Knecht, der besser als sein Herr ist, sei nichts anzufangen; und dich, gesteht er dem Herakles, braucht man ja bloß anzusehen und jeder erschrickt, solche Flammen sind in deinen Augen, und auch wenn du schweigst, sagt dein Geist, daß du nie gehorchen, sondern immer herrschen wirst. Wie das schließlich beim Euripides ausging, wissen wir nicht, aber es muß den Sinn der Griechen unvergeßlich bewegt haben, denn es kehrt, aus dem Erhabenen ins moralisierend Lehrhafte zugespitzt und mit einer Schlußwendung ins bürgerliche Rührstück, als eine der Anekdoten wieder, die der Boulevard von Athen um die dankbare Gestalt des hündischen Diogenes spann. Von diesem wird nun genau dieselbe Geschichte des Herakles erzählt: auch aus ihm vermag keine Knechtschaft einen Knecht zu machen. Auf der Fahrt nach Aegina von Seeräubern gefangen, wird er auf den Sklavenmarkt Kretas gebracht; einer geht vorüber und hätte Lust, ihn zu kaufen, will sich aber erst vergewissern, wozu der Bursche wohl nutz ist, und fragt ihn, was er denn eigentlich kann. „Menschen beherrschen", antwortet ihm Diogenes. Das verlangt sich der aber gar nicht und geht weg. Indessen kommt ein reicher Korinther des Weges, den winkt Diogenes her und sagt ihm: „Kaufe mich, du wirst es nicht bereuen, denn du brauchst einen Herrn!" Und siehe, der stolze Korinther kauft ihn richtig, bringt ihn heim und setzt ihn zum Herrn über sein Haus, sich selber wie seinen Söhnen und dem ganzen Anwesen zu hohem Segen, so daß sie sich, als nach Jahren der herrische Knecht stirbt, über seinen Verlust alle gar nicht trösten können. Hier ahnen wir, was diese Geschichte dem Griechen eigentlich bedeutet, was er mit ihr im Grunde meint: sich selber, sein eigenes Schicksal, seine Selbstzerstörung, aber auch seine sogar mitten in der Selbstzerstörung noch fortwirkende, sogar noch eben diese

Selbstzerstörung wieder überwindende Selbstbehauptung sieht er in jener Geschichte symbolisch verklärt voraus. Denn derselbe ruhelose Geist, durch den Griechenland zersetzt worden ist, stellt es nun auf einer höheren Stufe ja wieder her: als dem Griechen nichts mehr bleibt, weist ihn der Geist auf einen unzerstörlichen Besitz, er weist ihn ins eigene Selbst zurück; er hat ihn um alles gebracht, aber dann gibt er ihm auch einen dies alles ersetzenden Begriff dafür: den der inneren Autarkie. Freiheit, Vaterland, Würde, Macht und Recht hat dies Griechenvolk durch eigene Schuld verwirkt, zum Unkraut aller Völker ist es worden; da, jeder sinnlichen Gegenwart beraubt, holt es sich seine Zukunft aus dem Geiste: gerade dieses sinnlichste Volk entdeckt die Seele. Was die Griechen uns noch heute sind, gerade das wurden sie doch eigentlich erst, als sie nichts mehr waren. Was wäre das Abendland ohne Aristoteles, was wären wir ohne Plotin? Und war nicht der Hellenismus der erste weltgeschichtliche Versuch eines Barock? Dies alles aber ist in jener Geschichte schon ahnungsvoll angekündigt, in der Geschichte vom Herrn, den keine Knechtschaft knechten kann, weil, was einer an sich selber hat, vom äußeren Schicksal unbedingt bleibt. Es zeigt die ganze Genialität des Griechen, daß er sich das schon im voraus sagt, lange bevor er es eigentlich nötig hat. So genial sind wir nicht. Jetzt aber wären doch auch wir so weit, daß auch wir uns endlich auf uns selbst besinnen müßten, auf unseren inneren Besitz, auf das, was keinem Volke, selbst wenn ihm das Vaterland unter den Füßen zergeht, genommen werden kann. Wohlan, ihr jungen Dichter, greift ihn auf, den Herakles bei Syleus, den Diogenes in Korinth, es soll euch nicht gereuen! Er hätte doch auch noch das für sich, daß er so vieldeutig ist; jeder im Publikum wird sich was anderes darauf reimen können. Der Alldeutsche nationalistisch: wir das Herrenvolk, Syleus der Franzos, Hurra! Doch es ließe sich auch ins Soziale kehren und auf den Edelmann anwenden, dem man den Adel abspricht und der doch, auch wenn man ihm noch dazu sein Gut nimmt, edel bleibt, weil ihm, selbst wenn er einwilligt, gemein zu werden, dies beim besten Willen so wenig gelingt als dem Schieber, sich ein fürstliches

Dasein zu kaufen: die Macht des Bluts stände der Ohnmacht des Geldes gegenüber. Ich aber, wenn ich ein junger Dichter wäre, drehte mir den Stoff so, daß der Herakles gar nichts dagegen hat, Knecht zu werden, warum denn nicht? zur Abwechslung einmal; und so sagt er mit der Kundry freudig: „Dienen, dienen!" Und eben dieser dienstbereite Sinn wärs, wodurch er seinen eingeborenen Adel, wodurch er sich als Herrn zeigt. Ja mir geschähe, wie ich mich kenne, sicherlich, daß ich das Stück auf den Kopf stellte: jener Diogenes, der protzend verlangt, „Menschen zu beherrschen", wäre mir wirklich, was er in Athen hieß: ein Hund, und der andere, der Korinther, der lächelnd einwilligt, einen Sklaven als Herrn über sich und sein Haus zu setzen, der wäre mir der wahre Herr und er würde mir, ich wette, unter der Hand natürlich wieder zum „Unmenschen", zum Dr. Jura aus dem „Konzert", mit dem Ergebnis, das eben hier auf Erden schon einmal den geborenen Herren meistens die Rolle des Knechts und den geborenen Knechten die des Herrn vom launischen Schicksal zugeteilt wird, was auch viel lustiger ist und an der Wirklichkeit ja nichts ändert, weil doch selbst in der Rolle des Knechts der geborene Herr stets am Ende wieder den geborenen Knecht beherrscht; und das Glück für beide ist nun: der Herr merkt's, der Knecht aber nie, denn daran allein erkennt man die geborenen Herren, daß sie sich ja nichts merken lassen!

In Berlin ist ein neuer Verein (Ibsen pflegte zu sagen: wenn die Deutschen dereinst doch die Torheit ihrer ewigen Vereinsmeierei begreifen lernen, wird zunächst sicherlich ein Verein zur Abschaffung der Vereine gegründet werden) vom Polizei-Präsidenten genehmigt, vom Amtsgericht in das Vereins-Register eingetragen, dann aber diesem genehmigten und eingetragenen, öffentlich anerkannten Verein vom Staatskommissär für Wohlfahrtspflege die „Genehmigung zur Werbung von Mitgliedern und zum Vertrieb von Propagandaschriften versagt" worden; ungefähr wie wenn man einem Theaterdirektor die Konzession erteilen, aber das Engagement von Schauspielern und den Einlaß von Zuschauern verbieten würde. Dadurch, 30. April

daß der Verein absurd ist, glaubt sich der Staatskommissär offenbar berechtigt, um die Wette noch absurder zu sein. Der Verein, der „Mensch — Erde — Bund" heißt, von Wilhelm Doms, dem Verfasser einer Schrift: „Entvölkung oder Barbarei!" (Verlag Hermann Baumann in Berlin W 9, Köthenerstraße 27) angeregt, verfährt echt neudeutsch, indem er ein Problem, das er in seiner ganzen, bisher unterschätzten Bedeutung erkennt, ein sehr wichtiges Problem, vielleicht zurzeit, ja für ein Jahrhundert das wichtigste von allen Problemen der deutschen Wirtschaft, vielleicht sogar der Weltwirtschaft, mit dreistem Verstand mechanisch durch Verordnungen von bureaukratischer Gewaltsamkeit aus der Welt zu dekretieren meint, ohne zu fragen, ob, was dabei sittlich zerstört wird, nicht doch ein zu hoher Preis für den wirtschaftlichen Gewinn ist, den man sich von diesen drastischen Mitteln verspricht. Natürlich „kann" die Nationalversammlung alles mögliche beschließen, sie „kann" beschließen, wieviel Kinder fortan in Deutschland geboren werden dürfen, und sie „kann" beschließen, daß, sobald die Ziffer der von der Nationalversammlung bewilligten Geburten erreicht ist, der Ueberschuß abgetötet oder kastriert oder vorher abgetrieben wird. Wie freilich ein solches abtreibendes Deutschland nach einigen Jahren sittlich aussehen und welche Kraft, auch nur Leibeskraft, geschweige Willenskraft ihm in dieser Verluderung bleiben wird, das entzieht sich der Voraussicht wie der Allmacht der Nationalversammlung. Der Staatskommissär, der das Bevölkerungsproblem durch das Verbot der Diskussion zu lösen meint, und ein Verein, der die Geburten von Amts wegen fixiert haben will, sie sind einander wert! Und dem Verein wird man übrigens immerhin noch eher manche Torheit, manche Roheit nachzusehen geneigt sein, wenn dem Deutschen, der nun einmal sachlichen Gründen zurzeit unzugänglich scheint, wirklich auf andere Weise die furchtbare Bedeutung des Problems nicht beigebracht werden kann. Deutschland kann auf Jahre hinaus kaum zwei Drittel seiner Bevölkerung ernähren. Sein Leben hängt davon ab, wie weit und wie rasch es ihm gelingen wird, die Städte zu beschränken und, zur wirtschaftlichen wie zur geistigen Genesung, wieder Bauernland zu wer-

den. Niemand hat das Problem in seinem ganzen Ernst klarer, gewichtiger und eindringlicher dargestellt als neulich Dr. Walter Schotte in einem Vortrag über „Rußland und Europa", den er im März in der russisch-deutschen Gesellschaft hielt und nun in den jetzt von ihm übernommenen, mit Walter Heynen zusammen geführten „Preußischen Jahrbüchern" bringt (denen übrigens Hans Delbrück befreundet bleibt, gerade dieses Aprilheft enthält einen glänzenden Aufsatz über „Kaiser und Kanzler" von Delbrück). Schotte zeigt da, daß die Frage gar nicht ist, ob wir uns bolschewisieren wollen oder nicht, ob wir uns bolschewisieren sollen oder nicht, ob wir den Bolschewismus annehmbar, ja vielleicht sogar wünschenswert finden, sondern nur, ob wir uns überhaupt bolschewisieren können, ob es möglich ist, Deutschland aus dem kapitalistischen Weltsystem abzulösen, dessen Glied es jetzt ist, ob nicht schon die Dichtigkeit unserer Bevölkerung uns zwingt, auch ferner an der kapitalistischen Weltgesellschaft teilzunehmen. „Der Kommunismus setzt einen gewissen Einklang zwischen den Gütern und Kräften des Bodens und der Zahl der Menschen, die von ihm leben, voraus; denn er schaltet den Handel, er schaltet die internationale Arbeitsteilung, er schaltet damit die gütervermehrende Arbeit des einzelnen aus; er verlangt eine gewisse Autarkie der einzelnen örtlichen Bezirke des Lebens." Eben an dieser Autarkie fehlt es uns aber, sie fehlt im Abendland überall, gerade der Kapitalismus hat sie ja zerstört, indem er eine Dichtigkeit der Bevölkerung schuf, bei der Autarkie der Wirtschaft nicht mehr möglich ist. Nach Schotte zählte Deutschland um das Jahr 1300 etwa zwölf Millionen, um das Jahr 1800 an die vierundzwanzig Millionen, 1910 aber sechsundsechzig Millionen, Frankreich unter Karl dem Großen acht Millionen, im Jahre 1806 neunundzwanzig Millionen, im Jahre 1901 neununddreißig Millionen, Italien um 600 sechs Millionen, um 1800 sechzehn Millionen, um 1900 zweiunddreißig Millionen Menschen. Während also der Satz, in dem die Völker wachsen, achtzehn Jahrhunderte lang überall ungefähr derselbe bleibt, tut das XIX. Jahrhundert auf einmal „einen Riesensprung", ja Schotte nennt dies geradezu „das eigentliche, das

Hauptereignis" des XIX. Jahrhunderts. „Die internationale Arbeitsteilung, die bis zum Kriege nur automatisch und noch keineswegs bewußt, aber doch schon in unendlich feiner Verästelung sich durchgesetzt hat, ist die unmittelbare Organisationsfolge des hohen Dichtigkeitsgrades der Bevölkerung." Sie schafft nun einen „Gütervorrat", der zugleich ihr Ergebnis, aber auch wieder eine Bedingung ihrer Existenz ist. Der Krieg hat ihn zerstört, so stehen wir in der Weltwirtschaft jetzt ohne Gütervorrat und kaum der Hälfte unserer Leistungen fähig da. Das Kapital Europas ist in die Vereinigten Staaten, nach Südamerika und nach Japan abgewandert. Geld wie Rohstoffe haben diese Länder in Fülle, aber es fehlt ihnen an Arbeitern, während es den Arbeitern Europas wieder an Arbeit fehlt, denn wir sind nicht mehr reich genug, um die zur Arbeit notwendigen Rohstoffe zu kaufen. So können wir zurzeit kaum die Hälfte der Bevölkerung ernähren, und Schotte hat recht, wenn er „die Zumutung, in diesem Augenblick aus irgendwelchen idealen Gründen oder aus Verzweiflung oder Furcht das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem zu ändern, die Zumutung, uns zu bolschewisieren" abweist. Aber auch wenn wir, auf Experimente verzichtend, die Kraft zu ruhiger Arbeit, und einer härteren, einer schlechter entlohnten Arbeit, wiederfinden, wird die Gelegenheit zur industriellen Arbeit weitaus geringer sein, weil, was ein Aufsatz August Müllers im Aprilheft der neuen Rundschau Fischers gut darlegt, der Krieg die schon längst vorhandene Tendenz Amerikas und Ostasiens, „bisherige Absatzgebiete für europäische Industrieartikel durch Uebergang zu eigener Herstellung dem früheren europäischen Lieferanten zu verschließen", beschleunigt und schon immer mehr verwirklicht hat. Japans Ackerbau, Seidenzucht und Teeproduktion waren schon von 1883 bis 1893 „um rund tausend Prozent" gewachsen. „Werden die fünfhundert Millionen Chinesen in diesen Entwicklungsgang hineingetrieben, so muß dieses begabte Volk gleiche oder vielleicht sogar größere Ergebnisse erzielen. Wie dann noch eine Aufnahmefähigkeit des ostasiatischen Marktes für europäische Produkte und die Lieferung von Reis, Sojabohnen und anderen Nahrungsmitteln und Roh-

stoffen im Austausch gegen europäische Industrieprodukte möglich sein soll, ist nicht vorstellbar. Namentlich wenn man sich erinnert, daß auch die unter viel günstigeren Bedingungen produzierende und vom Weltkrieg nicht bis in die Grundfesten erschütterte amerikanische Industrie als Konkurrent Europas auf dem ostasiatischen Markt immer stärker auftritt.“ Wie sollen wir uns dann die Nahrungsmittel und Hilfsstoffe der Landwirtschaft verschaffen, deren Einfuhr vor dem Krieg über zwei Milliarden Mark, wie die Rohstoffe, deren Einfuhr für die Textilindustrie 1½ Milliarden Mark, wie den Reis, wofür sie 60 Millionen Mark, den Kaffee, wofür sie 219 Millionen Mark, den Kakao, wofür sie 67 Millionen Mark betrug, lauter in deutscher Arbeit ausbezahlte Millionen? Nein, auch wenn wir uns der „Zumutung, uns zu bolschewisieren“ erwehren, können wir nicht leben, solange wir nicht den Mut finden, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und wieder ein Bauernland zu werden. Wir lügen uns noch immer vor, alle Staaten hätten doch ein Interesse, uns zu retten. Sie hätten es vielleicht, aber sie haben es nicht, können es vor eigener Not und Angst wohl auch gar nicht haben. Das industrielle Deutschland war ein Kunstwerk des Imperialismus, es ist nur imperialistisch möglich. Wer es heute noch will, muß an unsere Kraft zum Imperialismus glauben (von dem es allerhand Formen gibt, auch eine bolschewistische). Als Industrieland ist Deutschland nur mit dem Schwerte möglich. Ein Industrieland kann Deutschland erst wieder sein, nachdem es noch einmal Krieg mit England geführt und in diesem neuen Krieg gesiegt haben wird. Wer Phantasie hat, mag sich diesen Sieg von den vereinigten Bolschewismen Rußlands, Deutschlands, Italiens und Frankreichs errungen denken. Ich, ohne soviel Phantasie, hoffe lieber auf ein deutsches Bauernland, ein unimperialistisches, stilles, friedfertiges Land, in dem dann schon auch ein Austragstüberl für den deutschen Geist zu finden sein wird, den alten deutschen Geist, der jetzt lange genug landfremd herumirren hat müssen.

Dreißig Jahre sind's am heutigen Tag, daß ich im Sonnenschein 1. Ma
durchs Böhmerland neugierig nach Berlin fuhr. Ich war im Herbst von

Paris fort, Spanien hinab, hatte Velasquez erlebt, in Toledos vernichtendem Gelb und Tangers betörendem Weiß geschwelgt, nebenher mir meinen ersten Roman halb wie nachtwandlerisch erlungert, halb wieder der stockenden Kraft erbittert abgetrotzt und stand, nachdem ich in einer Nacht alles bis auf die letzte Peseta verspielt, eben davor, marokkanischer Journalist zu werden, als mir ein wildfremder Spanier bloß auf mein offenbar doch auffallend ehrliches Gesicht hin so viel lieh, daß ich über Algier, Marseille und Avignon nach Paris heimkehren konnte, mitten in den Frühling des ergrünenden Luxemburger Gartens hinein. Aus dieser Seligkeit riß mich ein Ruf nach Berlin. Ich sei nötig, schrieb mir Arno Holz, es gehe jetzt dort los, ich würde ja die Stadt kaum wiedererkennen! Und für Unterkunft sei gesorgt, die neue Wochenschrift der Jugend, von einem kühnen Verleger namens Fischer begründet, sei bereit, meinen Roman aufzunehmen, und mich selber in Person dazu. Wunderlich klang mir's. Berlin? Wie weit lag das jetzt von mir! Als Student war ich dort gewesen. Und ich hatte nicht vergessen, was ich diesen drei Jahren verdankte. Die Stadt war freilich anders, als sie sich der junge Burschenschafter geträumt hatte. Immerhin befand sie sich doch eher in Europa als das Wien jener Zeit. Auch die schärfere Luft ihrer Menschen tat mir gut; besonders das, was der alte Fontane „Unredensartlichkeit" zu nennen pflegte. Und wenn Ibsen, seiner Heimat entflohen, schrieb: „Ich mußte heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden", so kann ich sagen, daß ich erst in Berlin von unserer Schweinerei daheim einigermaßen sauber geworden bin; das werd ich dieser Stadt niemals vergessen können, so wenig als den Anblick Bismarcks, als ich im Fackelzug an seinem siebzigsten Geburtstag vor dem Fenster des Gewaltigen stand. Dieser preußische Junker ist doch seit Goethe wieder der erste deutsche Fall einer durchaus genialen Existenz gewesen, dabei von einer Freiheit, ja Willkür der Erscheinung, einem so spannenden romantischen, mitunter geradezu kolportageromantischen Reiz, dann aber auch wieder so furchtbar in sein Schicksal eingefangen, sich wie seinem Volke gleichsam selber das Schicksal in Person, daß aus diesem

größten politischen zugleich auch ein ungeheures menschliches Ereignis wurde, ja ein elementares, ein Naturereignis, gleichsam als hätte die Natur damit einmal zeigen wollen, wie hoch sie mit dem Entwurf des Menschen eigentlich gezielt hat. Nein, was mir damals Berlin für ein ganzes Leben gab, das war auch in Paris nicht verblaßt! Aber jetzt, was sollte mir Berlin jetzt noch? Was konnte mir Berlin noch geben nach Paris? Augen und Ohren und die Seele hatte mir Paris eröffnet: das war der Ertrag des Pariser Jahres. Impressionisten lehrten mich sehen, Baudelaire, Flaubert und Barrès ließen mich, was Nietzsche die „Kammermusik der Literatur" nennt, hören und Paris selber, die Stadt, ihre Daseinsart, das Erlebnis von Paris gab mir zu verstehen, was deutscher Sinn immer dann erst begreift, wenn es sich, wie nur in den lateinischen Ländern, ergreifen, wenn es sich wirklich mit Händen greifen läßt: erst in Paris ging mir das Geheimnis der Form auf. Ich konnte mir dort anfangs lange gar nicht erklären, was denn mit der „Vollkommenheit", dieser unerbittlichen Forderung der Pariser „Artisten", eigentlich gemeint war, warum man Tage lang, Nächte lang in solchen Qualen nach dem einen Wort, nach der einen Farbe, nach dem einen einzigen unersetzlichen letzten vollkommenen Ausdruck rang, sich blutig rang, sich blöde rang! War's nicht Wahn? Und erst als ich selber davon angesteckt war, kam ich zur Erkenntnis, zu der mein ganzes Leben entscheidenden und fortan bestimmenden Erkenntnis, daß Wahn umgekehrt alle Kunst ist, die nicht ein Zeichen jenes Letzten, Einen, Einzigen, Unersetzlichen, des Vollkommenen will, daß jede Kunst, die von vorherein es auch billiger gibt, Wahn und Trug und Nichts ist, daß der Sinn aller Kunst Anerkennung eines ewigen, menschlicher Willkür entrückten, menschlicher Kraft unerreichbaren Seins ist, Anerkennung und der unmögliche, dennoch aber immer wieder mit dem heroischen Trotz, der allein den Künstler ausmacht, unternommene Versuch, sich die es Unerreichbaren mit unserer menschlichen Ohnmacht zu bemächtigen. Was Deutschen, eben weil ihre Nation selber noch im Werden ist, am schwersten wird, den Glauben an ein ewiges, über allem Fluß des Werdens ruhendes Sein gab mir Paris.

Es gab mir eine Religion, zunächst freilich eine bloß ästhetische; ich habe dann noch fast zwanzig Jahre gebraucht, bis ich vom Sein des Schönen auch auf das Sein des Guten schloß und erfuhr, daß uns die Wahrheit erreichbar ist . . . Ich fragte mich also damals, was ich denn eigentlich in Berlin jetzt noch sollte. Wenn ich, zögernd, zuletzt dennoch der Einladung gehorchte, war's hauptsächlich meinem armen Vater zu Liebe, der sich des immer noch zigeunernden Sohns vergrämt zu schämen keinen Grund mehr hatte, wenn er endlich die guten Linzer durch die Nachricht meiner „festen Anstellung" enttäuschen konnte. Das bestimmte mich. Auch erfuhr ich jetzt erst, daß inzwischen in Berlin wirklich doch allerhand Staunenswertes vorgegangen war. Sie hatten dort nach dem Beispiel Antoines eine Freie Bühne gegründet und am 29. September 1889 mit den „Gespenstern" eröffnet. In ihrer zweiten Vorstellung war ein unbekannter, aber, wie Brahm schon einen Monat vor der Aufführung vorausgesagt hatte, „in kürzerer oder längerer Frist vermutlich allgemein bekannter Autor", Gerhart Hauptmann, im Feuer des schönsten Theaterskandals getauft worden. Daß man sein Stück, „Vor Sonnenaufgang", johlend, auf Hausschlüsseln pfeifend, trommelnd, kaum ausspielen hatte lassen, bezeugte doch immerhin ein literarisches Interesse von einer bisher in Berlin nicht üblichen Entschiedenheit; man konnte hoffen. Und in eben demselben Lessing-Theater war ein paar Wochen später noch ein zweiter neuer Dichter aufgetaucht, Hermann Sudermann, in dem aber das Publikum gleich den richtigen erkannte: Graf Trast und Alma führten den Siegeszug der „Ehre" durch ganz Deutschland und im Café „Kaiserhof" prügelten sich Hauptmannianer und Sudermannianer — was also wollt ich denn noch? Theater schien wirklich wieder einmal eine deutsche Lebensmacht zu werden, wie doch seit der Wilhelm-Meister-Zeit nicht mehr. Und im Dezember hatte die Jugend den siebzigsten Geburtstag Fontanes, des einzigen unter den Alten, den sie gelten ließ (die meisten von den Alten erfuhren bei dieser Gelegenheit erst, daß es Fontane gab; und gerade den besten Fontane, „Unwiederbringlich", „Effi Briest" und den „Stechlin", gab es ja

doch auch erst nachher!) benutzt, um sich in der Huldigung für ihn zum erstenmal sozusagen öffentlich zu konstituieren; sie trat seitdem geschlossen auf und erzwang sich in Reih und Glied sogar den Eintritt zur „Literarischen Gesellschaft", worüber auch Fontane selbst einen gelinden Schrecken kaum verbergen konnte, so hierarchisch war unser geistiges Leben damals noch aufgebaut! Dies gab auch dem guten Sami Fischer, der zunächst als Sortimenter, zwischen der Behrenstraße und den Linden, durch die Verwegenheit, mit der er sich erdreistete, den neuesten Ibsen im Schaufenster auszulegen, Aufsehen erregt hatte, den Mut zu jener Wochenschrift ein, der „Freien Bühne für modernes Leben", deren erstes Heft im Januar erschienen war, hoffnungsvoll grün verheißend, daß „einer Kunst, die vor dem Tage auswich", hier nun „die Kunst der Heutigen" entgegnen sollte, die „mit klammernden Organen alles was lebt, Natur und Gesellschaft, umfaßt" und deren „Bannerspruch, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit ist." Bannerspruch, goldene Lettern, führende Geister — derlei ging damals noch, unsere ganze „Revolution der Literatur" hatte was von einem Männergesangverein. Und „dem Werdenden gilt unser Streben", hieß es im Programm der neuen Zeitschrift weiter, „wir wollen mit freiem Sinn, der ersessenen Autorität nicht untertan, für die Forderungen unserer Generation streiten". Und indem sie gelobte, „sich dem Lebenden zu geben, dem was wird und vorwärtsschreitet zu unbekannten Zielen", versicherte sie sich für alle Fälle gleich aller Freiheit, mit der ganzen schon den geborenen Theatermann ankündigenden Klugheit des bedächtigen Brahm erklärend: „Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, aber es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlaufe der Wanderschaft an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschend neue Blicke in Kunst und Leben sich auftun. Denn an keine Formel, auch an die jüngste nicht, ist die unendliche Entwicklung menschlicher Kultur gebunden." Vor solchen plötzlichen Biegungen der Straße niemals zu scheuen, aber dabei doch immer eingedenk

9*

zu sein, daß es dennoch, wie sie sich auch biegen, abbiegen, umbiegen mag, stets dieselbe Straße nach dem gleichen Ziel bleibt, darin bestand recht eigentlich die Kraft Brahms, des leise tretenden Umstürzlers . . . Dies alles klang mir so seltsam, versprach mir ein so neues unvermutetes Berlin, daß ich mich, wie grausam schwer mir das auch fiel, am Ende doch meinem geliebten Paris entriß, zwei Tage noch in Zürich beim guten alten Schabelitz blieb, dessen Verlag damals das Asyl aller unterstandslosen Dichtung, auch meiner ersten Werke war, dann in Wien im Volkstheater eine höchst merkwürdige Vorstellung von Björnsons „Handschuh" sah (mit Mitterwurzer, der, als er merkte, daß das Publikum nicht mehr mit dem Dichter ging, in einem seiner Anfälle treuloser Ironie mitten im Spiel plötzlich umsprang, den Dichter, das Stück, die Rolle, ja sich selber ans Publikum verratend) und zuletzt an jenem ersten Mai 1890 also fröhlich neugierig nach Berlin fuhr. Am vierten saß ich zum erstenmal in einer Aufführung der Freien Bühne: Fitgers „Von Gottes Gnaden" fiel durch. Aber in der nächsten hatte Hauptmann mit dem „Friedensfest" seinen ersten Erfolg. Und rings drang nun dieses neue Berlin auf mich ein! Denn die Stadt war in den drei Jahren, seit ich sie zuletzt gesehen, wirklich ganz anders geworden. Sie hatte damals, selbst für einen, der aus Wien, aus einer sich doch auch nicht gerade überstürzenden Stadt kam, eine merkwürdige Ruhe; sie schien still zu stehen. Jetzt hatte sie, selbst für einen, der aus Paris kam, eine werkwürdige Hast; sie war in den drei Jahren auf einmal nervös geworden. Wenn ich als Student mittags gern vor Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen stand, um die Wache klingend aufziehen und den alten Kaiser ans Eckfenster treten zu sehen, das war in der Stimmung eigentlich alles noch ganz Rokoko, es war Potsdam, und wäre da plötzlich aus dem ehrfürchtig lauschenden Gedränge Zelter getreten, es hätte mich kaum verwundert, so durchaus stimmte damals noch alles mit dem wackeren Maurer und Musikus. Rokoko, nur mit einem leisen Schatten von Romantik darauf, einer nordischen Romantik, die sich sozusagen nur bei Mondschein erst hervortraut, die sich noch nicht an den Tag wagt, war Berlin damals gewesen. Bei

Mondschein stahl man sich dann auch allenfalls in Embergs Tanzsalon (aus dem später dann die Kammerspiele wurden). Doch auch dieser Venusberg selbst bewahrte noch irgendwie die Nähe Potsdams. Die langen Mädchen, der Fabrik entlaufen, hatten in ihrer ungeschlachten dumpfen Schönheit, besonders wenn's dann schon gegen Morgen ging, eine fast tierisch wilde Leidenschaft, die gerade dadurch aber erst recht unheimlich wurde, daß sie niemals ausbrach, daß sie noch immer sozusagen kaserniert blieb. Auch wenn sie heiß wurden, schlug noch der Hohenfriedberger Marsch in ihren langen Beinen. In jenem Berlin gehorchte selbst die Nacht noch der bindenden Gewalt einer festen, durch und durch dringenden, ja zur zweiten Natur gewordenen Kultur, die nur dem Berliner viel weniger bewußt war als dem Wiener die seine, gerade weil der Berliner noch ganz darin stak, während der Wiener ja seiner zergehenden schon gegenüber stand und sie sich nur noch als ein schönes Schauspiel schmecken ließ. Jetzt aber, kaum drei Jahre später, fand ich auch die der Berliner zergehend, und wenn ich heute jener Zeit und ihrer plötzlich ungestüm alles auflockernden, aufweichenden, auflösenden Kraft gedenke, die kaum zehn Jahre gebraucht hat, um Berlin so zu amerikanisieren, daß von der weiland preußischen Stadt eigentlich nur noch im Messelstil ihr wehmütiges Epitaph übrig blieb, muß ich mich am meisten darüber wundern, daß Denker und Dichter, die Künstler, die Geistigen, gerade diejenigen also, die der „Betrieb" an der Wurzel ihres Lebens traf, diese Verwandlung ins Amerikanische, statt sich ihr zu widersetzen, als Erlösung empfanden. Daß damals niemand aufstand, der uns gesagt hätte: Kinder, ihr seid verrückt, ihr meint, Deutschland erwacht, und dabei merkt ihr gar nicht, daß Deutschland, euer Deutschland, gerade das Goethe-Deutschland ausstirbt, wenn ihr es kommerzialisieren laßt, daß niemand warnte, niemand unter den Alten, niemand von den Jungen, daß wir alle, vom Lärm, von der Lust an der Bewegung, vom Wohlgefühl ausbrechender Kraft betört, fröhlich auf den „Betrieb" los mit vollen Segeln fuhren, kann ich mir heute gar nicht erklären. Und fuhr doch selber damals jauchzend mit! Jetzt aber muß ich oft denken, was aus mir hätte werden können,

wenn ich damals, statt nach Berlin zurück, lieber nach der Normandie, nach Umbrien oder nach Oberösterreich in ein einsames Dorf gegangen wäre, wo man damals noch mit hundert Franken, mit dreißig Gulden im Monat auskam, die ich mir schon irgendwie recht und schlecht erschreiben hätte können, sonst aber frei, nur mir gehörend, nur mich erlebend. Ich hätte dann kaum ein Fünftel meiner Bücher geschrieben, und das wäre vielleicht mehr. Aber man soll nicht mit dem Schicksal hadern, ich will ihm lieber danken, daß es mir überhaupt gewährt hat, mich doch noch zu finden.

3. Mai Goethe schreibt einmal an Karl Friedrich v. Reinhard: „In Ihrem Urteil über Corinna hat mich Ihr treffender Geradsinn abermals sehr erfreut. Sie lassen ihr vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und das, was Sie tadeln, möchte ich nicht in Schutz nehmen. Nur gestehe ich gern, daß ich gegen dieses Werk wie gegen alles Hervorgebrachte nachsichtiger und schonender verfahre, indem schon Talent erfordert wird, auch das, was nicht recht ist, hervorzubringen." Vielleicht wird man unserer Zeit und ihren Werken überhaupt erst dann gerecht, wenn man so weit ist, zu bemerken, daß ihr das Gefühl für das, was recht ist, ja noch mehr: das Gefühl, daß es überhaupt Rechtes und Unrechtes gibt, daß auch in der Kunst ein Unterschied zwischen Rechtem und Unrechtem ist, fehlt und fehlen muß, weil man ja nicht, was allgemein abgeschafft worden ist, an einer einzelnen Stelle bewahren kann. Steht es jedermann frei, Gott abzusetzen oder einen Gott nach eigener Wahl für sich einzusetzen, und gilt als Gesetz alles, was dazu durch den Beschluß einer zufälligen Mehrheit ernannt worden ist, so sieht man in der Tat nicht ein, warum gerade nur das Schöne noch der Willkür, der man das Wahre längst preisgegeben hat, entrückt bleiben sollte. Alle Bindungen sind zerstört und eigentlich ist es ja schon höchst inkonsequent, daß wir uns noch vorschreiben lassen, ob eine Präposition den Dativ oder den Akkusativ verlangt. Gar seit wir uns jetzt auch von der Sonne noch befreit haben und selber ohne sie nach Gutdünken festsetzen, wie viel Uhr es zu sein hat! In einer Zeit, die nicht mehr glaubt, daß es

irgend etwas gibt, was an sich recht wäre, was auf jeden Fall recht wäre, was, auch unerkannt, recht wäre, in solcher Zeit überhaupt noch irgend etwas hervorzubringen, das erfordert wahrscheinlich ein viel gewaltigeres Talent, als Zeiten, die noch Recht und Unrecht anerkennen, zu vollkommenen Werken brauchen. Und haben wir nur nächstens erst, was nicht ausbleiben kann, auch noch den letzten Zwang der Syntax abgetan, so wird ein ungeheurer Aufwand von Talent dazu gehören, um auch nur einen einzigen Satz zu schreiben, der sich aus eigener Macht das Vertrauen der Leser erzwingt. Auch der Satzbau beruht ja nämlich auf Sittlichkeit. Aber woher nehmen? Denn, wie schon der gute alte Fontane wußte, „die Kunst der Lebensführung besteht bekanntlich darin, mit gerade soviel Dampf zu fahren, wie gerade da ist". Und es ist halt jetzt gar keiner da!

Das Aprilheft der „Deutschen Nation", einer von Mark Neven 7. Mai
du Mont geführten (bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Charlottenburg, erscheinenden) Zeitschrift, die tapfer noch immer an ein zwischen Bolschewismus und Reaktion schließlich doch durchdringendes Deutschland eigener, nicht die westlichen nachäffender Demokratie glaubt und diesem neuen Vaterland durch Gründe besser zu dienen meint als mit Aufregung, Grimassen und Lärm, bringt einen Aufsatz B. W. v. Bülows: „Revision durch oder ohne Völkerbund". Ohne Deutschland sei der Wiederaufbau Europas unmöglich. Es braucht uns. Wir können also jetzt unsere Bedingungen stellen. Sollen wir uns da den Zutritt zum Völkerbund ausbedingen? Bülow warnt davor. Er rät lieber einen Gegenbund an, eine „Liga der unterdrückten Nationen". Und er führt seine Sache mit solchen Gewichten, daß man ihm willig folgt, bis es dann auf einmal heißt: „Eine weitere nicht zu unterschätzende Gefahr für Deutschland als Mitglied des Völkerbundes würden die geheimen Sitzungen des Rates bedeuten. Selbst als Mitglied dieses Rates wäre Deutschland in einer heiklen Lage. Unsere Feinde entsenden in diese Versammlung durchaus skrupellose Vertreter, gewandte und erfahrene Politiker. Es bedarf nicht der Ausführung, daß der deutschen

Regierung keine Persönlichkeiten zur Verfügung stehen, die diesen Gegnern gewachsen wären." Ich erschrak, als ich das las. Ich dachte mir: Um Gottes willen, wenn das zufällig einem Engländer oder einem Franzosen unterkommt, was soll der von uns denken? Und was kann eigentlich ein Volk noch für sich erwarten, für sich verlangen, das öffentlich ruhig eingesteht, daß ihm Eigenschaften fehlen, die zur Politik unentbehrlich sind, ja das darauf noch pocht, ja das fast damit noch prahlt? Ich weiß schon, was der Verfasser meint. Auch mir gilt es für ausgemacht, daß Politik etwas ist, worauf sich kein anständiger Mensch einlassen kann, ohne innerlich beschädigt zu werden; ich zog auch daraus selbst den Schluß, mich im Politischen immer nur aufs Zusehen zu beschränken, niemals aber mitzutun. Und auch mir schien es stets einer unserer schönsten Züge, daß der richtige Deutsche politisch unfähig und unbrauchbar ist. Nur muß dann aber das deutsche Volk doch auch denselben Schluß daraus ziehen, den ich für mich daraus zog. Es könnte sagen: ich war niemals größer als in Zeiten politischen Elends, es wäre doch auch für ein Volk, das mit der deutschen Musik und mit der deutschen Philosophie gesegnet ist, zuviel des Guten, auch noch politisch begabt zu sein; der Preis ist mir auch zu hoch und meine Seele zu lieb; verschieden sind die Gaben ausgeteilt, mag ein jedes mit der seinen wuchern, mir genügt's das Gewissen des Abendlandes zu sein! Und das deutsche Volk könnte sich, wenn es so spräche, auf seine besten Söhne, von Goethe über Nietzsche bis auf Thomas Mann, berufen. Und auch darauf, daß unser Verhältnis zu den Griechen ja nichts Zufälliges ist, die doch auch, bei so himmlischen Gaben, politisch unvermögend waren, aber gerade, nachdem ihre äußere Form zerbrochen, als Hellenisten erst das Salz der Erde wurden. Vielleicht ist auch uns eine Griechenexistenz unter den Völkern beschieden. Wenn Goethe schreibt: „Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen, unsere ganze Bedeutung bestand in einer gegen unsere Kräfte disproportionierten Beförderung der Künste und Wissenschaften; von anderen Seiten sind wir jetzt so wenig und weniger als sonst", so spricht er allerdings an dieser Stelle (in einem Brief an Cotta vom 7. Oktober 1807) zunächst

nur von Weimar und für Weimar. Aber daß er auch für Deutschland überhaupt dasselbe meinte, hat er durch sein Verhältnis zu Napoleon dargetan. Nahm uns dieser die politischen Sorgen ab, so konnten wir hinfort unsere ganze Kraft daran wenden, Kunst und Wissenschaft zu bestellen: für Goethes Gefühl kamen wir dabei nicht zu kurz, er fand darin nur das Gesetz alles Lebendigen wieder bestätigt, das er in der Metamorphose der Tiere verkündet:

„Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich: Wo leidet es etwa
Mangel anderswo? und suche mit forschendem Geiste;
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel."

Immer haben wir, unsere ganze Geschichte bezeugt es auf jedem Blatt, immer haben wir unseren in die Tiefe blickenden Sinn, das Gefühl fürs Unendliche, die metaphysische Begabung, wodurch wir uns vor allen anderen Völkern auszeichnen und ihre Führer wurden, mit politischer Unfähigkeit bezahlen müssen; im Irdischen kamen wir immer zu spät. Ich empfinde gerade dies als unseren höchsten Ruhm und würde mir gerade darum, wenn mich das Schicksal unter den Nationen wählen ließe, doch immer wieder ausbitten, ein Deutscher zu sein: wir leben der Ewigkeit näher als irgend ein anderes abendländisches Volk. Aber ich kann mir schon auch Deutsche denken, die diese Zumutung, auf irdische Gewalt zu verzichten, empört. Allem Lebendigen ist auch wieder eine Sehnsucht über sich hinaus, ein verwegener Drang, seiner Grenzen zu spotten, eine Lust nach dem Verbotenen beigemischt. Und gerade die Gier nach Selbstüberwindung, diese höchste Leidenschaft der Deutschen ist es vielleicht, die uns zum tragischen Volke macht, wieder wie die Griechen einst. Wie jedem einzelnen von uns in seiner eigenen Persönlichkeit nicht Raum genug ist, wie jeder einzelne nicht bloß sich selbst, sondern dann auch noch seinen eigenen Widerspruch dazu will, wie dem einzelnen sein eigenes Maß niemals genügt, so scheint es auch über unser ganzes Volk verhängt, durchaus der Totalität nicht entsagen zu können, die doch nun einmal keinem Volke bestimmt ist, sondern nur von allen zusammen erst erreicht wird. So werden immer wieder Männer

unter uns aufstehen, das deutsche Volk aufscheuchend, auftreibend und über die Grenzen seiner Kraft, seiner Bestimmung emporreißend. Sie werden uns immer wieder ins Unglück bringen, aber immer wieder in solches Unglück zu kommen macht vielleicht recht eigentlich das deutsche Glück aus. „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt," sagt die Manto. Daß wir dieser Liebe zum Unmöglichen, zu dem von vorneherein als unmöglich Erkannten und nur eben, weil es uns unmöglich ist, nur aus der Lust an von vorneherein verlorenem Wagnis Gewagten nicht widerstehen können, gerade dies hängt doch auch wieder geheimnisvoll irgendwie mit unserem metaphysischen Sinne zusammen, den irdisches Mißlingen, auch wenn er es voraus sieht, nicht abschreckt, für den es eher ein Reiz ist. Wer das noch nicht bemerkt hat, mag's im Nibelungenlied nachlesen. Und wer jung genug ist, kann die Zeit erleben, die diesen Krieg, gerade diesen von vornherein verlorenen Krieg, als eine wahrhaft deutsche Tat, ja geradezu wie den deutschen Mythos selber empfinden wird. Und so bin ich der Letzte, den großen Sinn gerade jener tragischen Deutschen zu verkennen, die selbst heute noch das deutsche Volk über seine Grenzen drängen: zur Politik, die nun einmal seinem Wesen immer ein fremdes Abenteuer bleibt. Ich meine nur, daß wir uns aber entscheiden müssen. Wir können uns dafür entscheiden, jetzt wieder einmal eine Zeitlang in unseren Grenzen zu bleiben, unserer Sendung zu dienen, wieder das metaphysische Volk zu sein, ganz unpolitisch. Und wir können uns auch entscheiden, das Abenteuer großer Politik nun erst recht zu wagen. Aber beides zusammen wird nicht gehen. Anerkennen, daß wir zur Ausübung politischer Kunst nicht taugen, ja dies für uns als einen Vorzug, als ein Zeichen unserer Ueberlegenheit über andere Völker ansprechen, dann aber dennoch gerade das, wozu wir uns selber untauglich erkennen und erklären, versuchen, nicht etwa mit dem grandiosen Trotz des tragisch sein Schicksal bewußt Ueberschreitenden versuchen, sondern mit der albernen Anmaßung des Dilettanten, den immer gerade das am meisten reizt, was er am wenigsten kann, und es dann noch den anderen übelnehmen, wenn es uns dabei kläglich ergeht, ist doch

gar zu töricht. Entscheiden wir uns, Weltpolitik zu machen, so werden wir schon auch den dazu nötigen Vorrat an Gemeinheit aufbringen müssen. Aber sich niemals entscheiden zu können, ist der Fluch der heutigen Deutschen. So haben wir doch auch Pazifisten, die der Gedanke den künftigen Krieg vorzubereiten, empört, aber die nun deshalb durchaus nicht auf Wohlstand zu verzichten, durchaus nicht sich mit einem dürftigen Winkeldasein unserer Nation zu begnügen, durchaus nicht einzuwilligen bereit sind, daß wir dann eben fortan ein nichtssagendes Volk sein werden, wie die Portugiesen, wie die heutigen Griechen, wie früher die Serben. Nein, unsere Pazifisten möchten, daß wir waffenlos so groß wirtschaften, wie das immer nur einer schreckenerregenden Waffenmacht zugestanden wird. Sich einen Zweck zu setzen, dann aber die Mittel zu diesem Zweck zu versagen, ist die Art der heutigen Deutschen. Und sie meinen immer, daß sich ihnen zuliebe der Mensch auf einmal ändern wird.

Als Wilhelm Scherer, der Unvergeßliche, mit Ottokar Lorenz zusammen eine Geschichte des Elsasses schrieb, nahm er sich vor, darin einmal „die Schicksale eines bestimmten Landstrichs darzustellen wie die allseitige Entfaltung einer Persönlichkeit, eines Individuums". Das ist jetzt bald fünfzig Jahre her und damals schrak man noch vor solcher Verwegenheit zurück, es schien noch unerlaubt dreist, Wissenschaft mit so viel Phantasie zu treiben. Es war noch ganz wie zu Goethes Zeit, dem man auch durchaus nicht zugeben wollte, „daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien", so sehr er darauf pochte, „daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe", und gelassen voraussagte, „daß, nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten". Er hat richtig prophezeit, jener Umschwung ist längst geschehen, ja man kann sagen, daß die Wissenschaft gerade die Leistungen, deren wir uns jetzt am liebsten rühmen, der immer vordringlicheren Beihilfe von Poesie verdankt, wie denn etwa die Naturwissenschaft von Jahr zu Jahr immer mehr ein spannender, höchst aufregender, abenteuerlicher Roman geworden

27. Mai

ist, um eben die Zeit, als die Romanschreiber anfingen, immer wissenschaftlicher zu werden. Was einst Bandello oder Boccaccio, das sind jetzt Wilhelm Meyer, Bölsche, Floericke, die Erzähler des „Kosmos", dessen amüsante Bändchen an Reiz bald selbst Karl May nicht zu scheuen haben. Unter diesen Poeten der Naturwissenschaft ist mir Raoul Francé der liebste, nicht bloß durch sein herrliches, mich seit Jahren immer von neuem wieder beglückendes „Leben der Pflanze", sondern weil vielleicht in unserer ganzen Zeit kein anderer die Natur so sehr mit den Augen Goethes sieht. Was Goethe „wissenschaftliches Beschauen" nennt, wozu ihm das gemeine Sehen nicht genügt, sondern „die Geistesaugen mit den Augen des Leibes in stetem lebendigen Bunde zu wirken haben", dieses Schauen ins Herz der Erscheinungen, dieses Schauen in Ehrfurcht, Andacht und Liebe, das in der Erfahrung überall nach der Idee sucht, überall das Ideelle im Reellen anerkannt, hat heute niemand reiner als dieser romantische Monist am Scheidewege zwischen Häckel und dem heiligen Franziskus. Und wie sich im ungeheuren Wogendrang seiner kosmischen Empfindung dennoch eine fast pedantische Strenge des Details aufrecht hält, das ist unvergleichlich: jedes Insekt spricht ihm von Aeonen, doch vergißt er nicht, auch an der Ewigkeit noch die Staubfäden zu zählen; er bleibt auch als Visionär noch von der peinlichsten Akribie. Jetzt aber hat er sein Meisterstück erbracht: „München. Die Lebensgesetze einer Stadt" (Verlag Hugo Bruckmann, 1920). Das ist eigentlich eine Falschmeldung, denn im Grunde geht es hier ja gar nicht um München, und es geht nicht um die Lebensgesetze dieser einen Stadt, sondern das Gesetz, nach dem überhaupt Städte leben, will er zeigen, München ist nur ein „Gleichnis", es ist ihm nur ein Beispiel: indem er uns das „Gesetz" erkennen läßt, wodurch München eben das werden mußte, was es ward, sollen wir ein höheres Gesetz empfangen: das der „Einheit von Natur und Kultur". Ein ganz dünner Faden ist es, den er spinnt, aber daran hängt ihm die Welt, und so hängt er auch das Schicksal Münchens aus Urzeiten bis auf den heutigen Tag daran. Im Geologischen ruht der Bios Münchens, den er

nun aus dem Edaphon durch Pflanze und Tier über den Menschen der Urzeit in wechselnden Rassen bis in die Gegenwart verfolgt. Ihm enthält die Bodenkarte den Schlüssel zum Fatum der Stadt. Schon Klima, Flora und Fauna zeigen ihm München als Fremdenstadt. Es ist schon, bevor es Stadt ist und bevor es Fremde hat, für Wetter, Flora und Fauna eine Fremdenstadt. Es hat fünferlei Boden, so hat es auch fünferlei Floren und Faunen. Und ganz ebenso hat es heute noch fünf Typen von Menschen: einen „Schottermenschen", den Alt-Münchner, einen „Lehmmenschen", den Vorstädter, vom Süden her einen „Moränenmenschen", den Oberlandler, von Nordwest her einen „Moormenschen", den Dachauer und schließlich, wie schon Fauna und Flora von Gästen wimmeln, auch noch einen „Zugroasten", den Schwabinger. Wie die Moorgewässer andere Wesen enthalten als der auf Lehm ruhende Westen und Osten der Stadt, und wieder andere der Schotter der Altstadt, dieselben Unterschiede zeigt er uns auch in der äußeren Erscheinung, im inneren Sinn, in der Tracht, in der Mundart, in den Gewohnheiten der Menschen jeder Schicht bestätigt. Alles wäre dann unausweichlich von aller Ewigkeit her vorbestimmt mit einer so furchtbaren, unerbittlichen Gewalt tragischer Ananke, daß dagegen der Fatalismus Zolas etwas kindisch Rührendes hat; und dem lieben alten Wörtchen Freiheit bliebe kein noch so winziges, engstes Eckchen mehr in dieser grauenhaft jansenistischen Welt. Ich begreife nicht, wie man auch nur einen Tag noch mit solchem Dogma weiterleben mag; es lohnte sich mir dann nicht mehr, morgen die Strümpfe wieder anzuziehen. Aber was als Dogma mir unerträglich wäre, mag ich gern als höchst fruchtbares Aperçu gelten lassen, als methodischen Behelf zur Ordnung unserer Erfahrung, die, zur Abwechslung auch einmal so angesehen, uns manches Geheimnis verrät; und morgen wollen wir sie uns dann aber wieder anders ansehen! Das Aperçu verliert dadurch nicht an Wert; man darf ja nur, wie Goethe gegen Newton bemerkt, ein Aperçu nicht „erstarren" lassen. Wenn Francé sich am Schlusse dieses wunderbaren Buchs rühmt, eine neue Kulturwissenschaft sei damit geschaffen, so darf er das mit vollem Recht:

wer uns einen Faden gibt, Erscheinungen wieder einmal anders zu reihen, schafft eine neue Wissenschaft, denn wir nähern uns dadurch immer dem Geheimnisse wieder von einer anderen Seite. Das Geheimnis hat ihrer so viele, daß es uns nie an neuen Wissenschaften fehlen wird. Wir werden uns immer wieder von einer anderen Seite nähern und das Geheimnis wird bleiben. Wenn er freilich durch diese seine neue Wissenschaft die „von der Menschheit in namenlosen Schmerzen gesuchte Harmonie mit dem Unendlichen“ erreicht glaubt, so vergißt er, daß Erkenntnis dazu niemals genügt, solange sie nicht unmittelbar durch die Tat erlebt wird. Jene Harmonie will nicht bloß erkannt, sie will vom Menschen selbst getan sein. Sonst schließt „die hohe Intuition“ auf eine Art, die schon Mephisto nicht sagen durfte, sondern nur andeutet mit einer Gebärde, die den Faust ausrufen läßt: „Pfui über dich!“ Aber zur lebendigen Tat dieser Harmonie kann ich mir freilich einen schöneren Weg nicht leicht denken als durch diesen sternenhellen Münchener Roman.

29. Mai Seit Burckhard fortging, ist mir kein Abschied mehr so schwer geworden wie von Willi Handl. Da zerbricht mir der reinste Spiegel; keines anderen Freundes unbestechlicher Blick gab mir je mein Bild heller durch Neigung verschönt zurück! Was sich so gemeinhin Freund zu nennen pflegt, das will doch immer etwas mit uns, wenn es nicht gar von uns etwas will; es zerrt nur an uns herum. Er aber war mir so von Herzen gut, daß er mich gelten ließ; er nahm mich hin. Doch einen Menschen hinzunehmen, und freudig, nicht mit einem duldsamen Achselzucken bloß, sondern mit der verstehenden Kraft immer bereiter, niemals eifernder Liebe, das ist fast übermenschlich. An die dreißig Jahre kannten wir uns und gleich hatten wir uns so rein erkannt, daß das Verhältnis immer dasselbe blieb; wir hatten gar nicht erst not, einander zu sehen, einander auch nur zu schreiben; das Gefühl, einander zu haben, war uns genug. Ich wurde rasch immer älter, er blieb immer jung, denn er war ein geborner Jüngling. Deshalb hat er vielleicht auch so bald fort müssen. Willi Handl als alter Herr, nein, es wäre wirklich undenkbar. Er

hatte was vom ersten Morgenwind, so heimlich, eilig und gelind! Es muß gut zwanzig Jahre her sein, daß ich einmal, in die Berggasse biegend, auf ihn stieß; es ist mir unvergeßlich bis auf den heutigen Tag: er flog mit seiner jungen Braut einher, sie wirbelten nur so dahin in ihrem flüggen Glück und waren, kaum daß sie mich winkend angeblitzt, schon wieder lachend weg, wie von ihrer eigenen Seligkeit verweht, während ich, damals doch selber noch eher ein Fant, ihnen lange nachsah, fast ein bißchen neidisch; noch heute seh ich die zwei durch die Luft sausen, dahin und davon, ein tanzender Stern! Und nun gefiel es dem Schicksal aber, das so grausame Proben liebt, diesen Morgendwind, diesen Sternenglanz in die Fron des Journalismus zu spannen: Ariel als Prager Korrespondent der „Neuen Freien"! Ein Dichter ging damals verloren. Aber vielleicht überschätzen wir das, ob ein Dichter zum Dichten kommt. Vielleicht weiß das Schicksal schon, was es will. Vielleicht hat das Schicksal im Grund immer recht. Denn die heitere Würde, mit der er in dumpfer Enge doch immer auf seiner stillen Höhe blieb, nichts Aeußeres bis an sich selbst kommen und durch kein aufgedrungenes Ungemach sich im holden Wohllaut seines immer dankbaren Gemüts jemals stören ließ, der lächelnde Mut zum Leben, zu jeder Art Leben, das sichere Gefühl des eigenen Werts, das alles wies ihm einen Rang an, den man auch durch die schönsten Gedichte nicht erreicht. Niemand mehr als er hat mir den Verdacht bestätigt, von allen Künstlern sei doch, wer, statt sich erst an allerhand abgesonderten Gestalten zu verzetteln, den sogenannten „Werken", lieber gleich dem Leben selber seine Gestalt gibt, der höchste. Und er blieb sich treu, ich habe nicht viele gekannt, denen ich das nachsagen kann. Und ich habe keinen gekannt, in dem sich die schönsten Gaben des Wieners, des echten, von der jetzt aussterbenden Art, anmutiger gesellten: der unbestechliche Blick fürs Echte, liebevoller Spott, Heiterkeit bei tiefem Ernst, gewissenhafter Leichtsinn, Urteil, das sich nicht rühren, mit Güte, die sich durch das Urteil nicht beirren läßt, so sicheres Selbstgefühl, daß es auf jede Bestätigung durch Applaus oder Erfolg verzichten kann, Ehrfurcht vor den Geheimnissen um uns, Lust an den Erscheinungen,

Leid an der durchschauten Eitelkeit der Welt, das sich aber nicht viel daraus macht, und selbst bis in den Alltag hinein noch eine Nähe tragischer Empfindung, ja tragischer Erkenntnis des uns verkettenden Trugs, bei der einem zuletzt wirklich nichts übrig bleibt als geschwind noch, bevor es uns in der Hand zerrinnt, mit diesem lächerlichen lieben Nichts unseres ach! wie dummen, aber ach! so schönen Lebens ein bißchen zu spielen. Er hätte noch in der Ecke eines Stifter-Romans gute Figur gemacht. Er war einer von den letzten Oesterreichern; sie haben sich in Berlin ja noch am ehesten erhalten. Und wenn es erst gar keinen mehr geben wird, bemerkt Europa vielleicht, daß doch eigentlich schad um sie ist.

1. Juni Karl Ludwig Schleich, Strindbergs Jugendfreund, Chirurg und Poet, als Ersinner der Infiltrations-Anästhesie (ich habe keine Ahnung, was das eigentlich ist, aber jeder Arzt macht auf den bloßen Namen hin ein ehrfurchtsvolles Gesicht) sehr berühmt, hat schon vor einigen Jahren seinen wissenschaftlichen Ruf durch die Taktlosigkeit gefährdet, in den geistlichen Uebungen des Heiligen Ignatius „ein bisher ganz übersehenes, praktisch enorm wichtiges Heilverfahren" aufzufinden, ja es in seiner eigenen ärztlichen Praxis anzuwenden und dann gar noch dazu mit diesen Methoden des heiligen Ignatius die größten Erfolge zu haben; sein auch sonst für einen doch sozusagen beruflich zum Materialismus verpflichteten, auf Materialismus vereidigten Mann höchst ketzerisches Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken" (Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele. S. Fischer Verlag, Berlin 1916) erzählt davon. Es enthält auch einen sehr merkwürdigen Aufsatz über „die Hysterie — ein metaphysisches Problem." Da wird ein Fall von Fieber aus Hysterie, ferner ein Tetanus aus Hysterie, schließlich ein Tod aus Hysterie berichtet: alle drei bloß durch Phantasie, durch eine rein geistige Kraft also bewirkt. In einem jüngst zu Charlottenburg gehaltenen Vortrag über „Gedankenmacht und Hysterie", der jetzt im Ernst-Rowohlt-Verlag, Berlin, erschienen ist, definiert er nun, jene Beispiele benützend, die Hysterie als „einen Spezialfall der Schöpfung

aus Idee", durch den also Platos Lehre, daß nichts in der sinnlichen Welt ist, was nicht vorher in der schöpferischen Vernunft war, bewiesen sei, bewiesen, daß unsere Phantasie „direkt schöpferisch Formen erzeugt", bewiesen „Formenbildung aus Idee", bewiesen, daß auf rein geistigem Wege Substanz entstehen kann. Wie mag sich nur ein „Mann der Wissenschaft" so finsterer Mittelalterlichkeiten erdreisten? Er hat sich schon in jenem Buch auf sehr verdächtigen Gesinnungen ertappen lassen. Sagt er doch dort geradezu: „Die Menschen, welche ohne den Glauben an ein ewiges Leben leben, haben überhaupt kein Dasein, sondern nur ein Hiersein. Wieviel würde die Menschheit gewinnen, wenn sie so lebte, als gäbe es eine Vorbereitung auf das Jenseits! Die Unsterblichkeit, wenn es sie nicht gäbe, müßte aus psychologischen Gründen als ein einzig mögliches Lebensregulativ besonders erfunden werden. Es hat keinen epochalen Menschen gegeben, der nicht den Glauben an Allmacht und Unsterblichkeit besessen hätte." Und an einer anderen Stelle: „Was ist Wissenschaft? Der Versuch, die Wunder der Welt glaubhaft zu machen. Aber um das zu können, muß man diese Wunder zunächst mutig anerkennen!" Es wird Zeit, daß die Herren Oberlehrer, die Hüter der Gedankenfreiheit, diesem ersichtlichen Pfaffenknecht das Handwerk legen.

„Franz Schuberts Briefe und Schriften. Mit den zeitgenössischen Bildnissen, drei Handschriftproben und anderen Beilagen. Herausgegeben von Otto Erich Deutsch" (Georg Müller Verlag, München). Es sind uns bloß dreiundsechzig Briefe Schuberts erhalten, aber der ganze Schubert ist darin in seiner ahnungslosen Größe, vor der er, wenn sie sich doch zuweilen ihrer bewußt wird, selber zurückschrickt. In sein Tagebuch schreibt er einmal: „Zu leichter Sinn birgt meistens ein zu schweres Herz." Und ein anderes Mal: „Keiner, der den Schmerz des andern, und keiner, der die Freude des andern versteht! Man glaubt immer zu einander zu gehen und man geht immer nur neben einander. O Qual für den, der dies erkennt!" Und dann wieder ganz hamletisch: „Was sollten wir auch mit dem Glück 2. Juni

anfangen, da Unglück noch der einzige Reiz ist, der uns übrig bleibt?" Oder an Bauernfeld: „Ich kann unmöglich nach Gmunden oder irgend anders hin kommen, ich habe gar kein Geld und es geht mir überhaupt sehr schlecht. Ich mache mir aber nichts daraus und bin lustig." Grundstimmung überhaupt durchaus „Wie es euch gefällt", aber in den Ardennen zwischen Währung und Döbling. Von der Milder, die ihm nicht ersetzt werden kann, sagt er: „Sie singt am schönsten und trillert am schlechtesten", womit wirklich dieser ganze Typus des erhabenen tragischen Gesangs verewigt ist, ebenso wie hinwieder das Geheimnis seiner eigenen Kunst in dem einen Satz: „Meine Erzeugnisse sind durch den Verstand für Musik und durch meinen Schmerz vorhanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, scheinen am wenigsten die Welt zu erfreuen." Er war eben als Mensch und als Künstler durchaus, was man draußen einen windigen Oesterreicher zu nennen liebt.

6. Juni „R. F. C. H. Q. 1914–1918" by Maurice Baring (London, G. Bell and Sons 1920). Das erste Kriegstagebuch von drüben, das mir unterkommt. Und ich freue mich, daß es gerade von Maurice Baring ist, der mir aus den Erzählungen unserer gemeinsamen Freundin Ethel Smyth noch in so heller Erinnerung steht! Engländer gefallen uns immer am besten, wenn es eigentlich keine ganz richtigen Engländer sind, siehe gleich Bernard Shaw. Wahrscheinlich geht's ihnen ja mit uns ebenso. Nur ist da doch aber ein Unterschied. Der Deutsche, der kein ganz richtiger ist, gerät nämlich dann meistens sofort in Widerspruch gegen alles Deutsche, er schlägt sich mit dem Deutschen in sich herum, es wird ihm zum Problem, während der Engländer höherer Art für sein eigenes Gefühl noch immer ein ganz richtiger Engländer bleibt, der nur eben ganz sachte dann noch ein bischen weiter geht: er wird mehr, als ein ganz richtiger Engländer ist, doch ohne darum von diesem irgend etwas aufzugeben; er nimmt nicht ab, er nimmt nur zu. Gerade das macht mir ihn so wert: denn mir schien eben dies immer das Ideal vollendeter Bildung, ich wünschte mir immer, über die Grenzen meiner Nation zu gehen,

aber dabei den Eigensinn, den Eigenlaut meiner Nation unversehrt mit hinüber zu nehmen. Baring ist das schönste Beispiel eines solchen Europäers, dem man doch immer die heimische Mundart noch anhört. Das Schicksal hat's ihm aber freilich auch leicht gemacht; es traf alles aufs Glücklichste zusammen ... Zunächst wuchs er in Eton und Cambridge auf, was einem eine so feste Form mitgibt, wie bei uns Kremsmünster, Kalksburg oder Schotten: dem Individuellen bleibt noch Raum genug, aber es wird den Einschlag nie mehr los, im ganzen Leben nicht. Dann Diplomat, erst in Paris, später in Kopenhagen und Rom. Also zum Humanismus der Erziehung nun noch der Hintergrund der großen Welt. Und von vornherein in lateinischer Beleuchtung. Hat erst diese den Dichter in ihm erweckt? Das weiß ich nicht. Das Ergebnis war jedenfalls ein latinisierter Engländer. Die sind ein eigenes Kapitel der englischen Literatur. Rosetti, Swinburne, Oskar Wilde. Der merkwürdigste Fall davon aber vielleicht Henri Brewster: halb Amerikaner, halb Engländer, in Frankreich erzogen, in Italien lebend, französisch dichtend, im Stil seines inneren Daseins ein Römer. Dieser Schlag hat immer eine leise Neigung zum Paradox; seine ganze Existenz ist ja selber schon ein Paradox. Immerhin bleibt's wunderlich, wenn der junge dichtende Diplomat nun aber plötzlich ausspringt, um Journalist zu werden: Kriegskorrespondent der „Morning Post" im russisch-japanischen Feldzug, dann ihr russischer Korrespondent zur Zeit der ersten Duma, später in Konstantinopel. Das Wunderlichste daran aber ist nun, wie rein er in sich dabei den Dichter vom Journalisten, den Journalisten vom Dichter geschieden hält. Es kommt ja gelegentlich auch bei uns vor, daß jemand aus der Dichtung zuweilen in die Zeitung hinüber wechselt oder auch umgekehrt, aber dann mischt er meistens. Solche Mischungen haben einen gewissen Reiz, lyrische Reporter wie hinwieder auch Leitartikler auf der Bühne machen Eindruck, aber auf die Dauer wird Dichtung wie Zeitung doch ungemischt vorzuziehen sein. Dabei schadet's der Dichtung noch weniger, mit Zeitung vermischt zu werden (Epos fängt doch ursprünglich überall als Zeitung an, es erwächst aus der Zeitung, die dann aber

am Epos darauf geht), als es der Zeitung schadet, wenn sich ein Dichter einmischt. Man ist ein Dichter, wenn einem alles zum Ausdruck des eigenen Gemüts wird; die ganze Welt ist dem Dichter nur ein Stoff, an dem er sich selber Gestalt gibt. Die Zeitung aber hat dem Leser die Welt eben als Stoff gerade zu liefern, nicht als Gestalt. Der eigentliche Reiz des Feuilletons ist es, daß hier sozusagen umgeladen wird: wir sehen noch den Stoff, das Urmaterial, sehen aber auch die Hand schon, in der auf einmal der rohe Stoff zu holden Worten erblüht. Und jede Zeitung muß immerfort auf der Hut sein, nicht durchaus zum bloßen Feuilleton zu werden. Ja, sie dürfte sich eigentlich mit Dichtern nur insoweit einlassen, als sie nicht Dichter, als sie noch etwas anderes und fähig sind, dieses andere vom Dichter rein zu halten. Und das ist mir nun an Baring so wunderbar, mit welcher Sicherheit er als Journalist den Dichter gewissermaßen abzustellen weiß. Dem Dichter kommt's immer auf den Ausdruck an, dem Journalisten auf die Sache. Dem Dichter diktiert sein Herzschlag den Stil, dem Journalisten diktiert ihn der Puls der Welt. In den Puls der Welt hinein das Herz des Dichters schlagen hören, bereitet Vergnügen, aber eines, dessen man bald überdrüssig wird. Baring dagegen ist ein Muster der reinen Scheidung des Dichters vom Journalisten, was ihm auch schon dadurch erleichtert wird, daß er dichtend zum Lateiner wird, als Journalist aber sich wieder zurück auf den Engländer besinnt (wie Wickham Steed auch, der durchaus der englische Korrespondent großen Stils ist, doch in heimlichen Stunden italienische Sonnette gedichtet hat). Den Versen Barings hört man heute noch Paris an: sie sind durch so viel Formarbeit getrieben, daß darüber zuweilen fast das ursprüngliche Gefühl etwas abgekühlt ist. Dieselbe hohe Wortkultur und dasselbe richtigen Engländern unbekannte Gehör für Nuancen der Sprache zeigt auch die Prosa seiner Dichtungen: jedes Wort gewählt, jeder Satz gepunzt, ein Stil, der sucht und findet. Die „Diminutive Dramas" (London, Martin Secker), lauter allerliebste kleine Szenen, deren Witz es ist, große geschichtliche Gestalten in alltägliche Situationen zu setzen (ungefähr dasselbe Spiel, das ich einst in meiner „Josephine"

trieb), gleichen geschnittenen Steinen. Der Einfall ist zuweilen fast operettenhaft. Zum Beispiel Heinrich VIII. beim Frühstück mit Catherina Parr, sich über die schlecht gekochten Eier ärgernd, woraus ein Streit entsteht, ob das Pferd Alexanders des Großen ein Schimmel oder ein Rappe gewesen. Oder eine „Macbeth"-Probe zu Shakespeares Zeit, der da von den damals schon gerade so launischen Schauspielern mit eben der Unverschämtheit behandelt wird, wie heute noch irgendein armer Autor. Auch seine „Lost Diaries" (London, Duckworth) beruhen auf demselben Scherz. Wie Walter Pater einmal ein altes französisches Tagebuch fingiert, um sich unter unseren Augen Watteaus Schicksal entfalten zu lassen, so schreibt hier der Kaiser Titus von Tag zu Tag die Bedrängnis auf, in die ihn der Besuch der reizenden, ihm so lieben, doch leider von ihrer ganzen Familie begleiteten Berenice bringt, deren Abstammung vom König Salomo doch immerhin auch allerhand köstliche Schattenseiten hat. Oder das Tagebuch Hamlets in Oxford, unter der Aufsicht des Polonius, in Gesellschaft eines deutschen Studenten namens Faust und des jungen spanischen Edelmannes Don Quichote. Oder das des kleinen Washington auf der Schule, der da schon ganz ebenso darauf erpicht ist, ein Musterknabe zu sein, wie später ein Mustermensch. Daß, wie Goethe das einmal so grandios gelassen ausspricht, „Erfahrung fast immer eine Parodie der Idee ist", ist das Thema jener kleinen Dramen wie dieser verlorenen Tagebücher; es ist im Grund das ewige Thema des Lebens überhaupt. Zu der Schadenfreude, mit der es hier ausgesponnen wird, einer stockenglischen Schadenfreude, die schon Swift und noch Shaw hat, wenn ein Mensch auf einer Menschlichkeit ertappt wird, gesellt sich hier das Lächeln einer gütigen Heiterkeit von unbeschreiblicher, geradezu griechischer Anmut, gesellt sich der Wohlklang dieser still fließenden Prosa von kristallinischer Klarheit. Nun ist aber das Merkwürdige, daß er nicht, wie solchen hohen Stilisten fast immer geschieht, zum Gefangenen seiner Sprache wird, der sagen muß, was sie verlangt, nein durchaus nicht, sondern er bleibt so sehr sein eigener Herr, daß er sie nach Gebrauch ruhig wieder entlassen kann, ja sich für andere Fälle

noch eine zweite Sprache hält: dieser Artist einer vollkommenen, alle Koloraturen meisternden Kunstsprache schreibt als Korrespondent ein breites, sachverständiges, unverblümtes Englisch von der höchsten darstellenden Kraft, ein durchaus nur den Dienst der Anschaulichkeit verrichtendes Englisch, ein um Finessen des Ausdrucks ganz unbekümmertes Englisch, in dem nun aber gerade von dem Menschen, der er ist, in seinem ganzen Umfang schließlich viel mehr zum Vorschein kommt als in seinen Dichtungen (wodurch man fast an allen Stilkünsten irre werden könnte; man lernt jedenfalls begreifen, daß das Kunstwerk zwar Ausdruck des Künstlers ist, aber nur insofern, als er selber Ausdruck eines Höheren ist, und daß es ihn darum immer zum Verzicht auf einen Teil von sich zwingt; weshalb auch Goethen die Kunst zu seinem völligen Ausdruck niemals genügen konnte und er sich als Journalist, Mann der Wissenschaft und täglicher Briefschreiber aushelfen mußte). Die Sammlungen seiner russischen Korrespondenzen „What I saw in Russia" (Thomas Nelson and Sons, London) und „A year in Russia" (Methuen and Co., London) sind Prachtbeispiele jenes englischen Journalismus großen Stils, der bisher sonst nur von Italienern zuweilen erreicht worden ist, am schönsten vom europäischen Stab des Mailänder „Corriere de la Sera". Wenn Baring einmal sagt: „I entertain perhaps a foolish desir for goodwill among nations", so spricht er damit aus, worin dieser Weltjournalismus eigentlich wurzelt; es gehört ein humaniste accompli dazu (der Ausdruck stammt von Sainte-Beuve). Baring ist das so sehr, daß er gelegentlich gegen England so ungerecht wird, wie sonst nur Deutsche gegen ihr Vaterland (immer wenn er auf den englischen Zwang der Sitte zu sprechen kommt, uneingedenk, daß gerade dieser Zwang ja die Vorbedingung der englischen Freiheit ist: je mehr die Gesellschaft den einzelnen bindet, desto weniger braucht es der Staat). Es gehört ferner dazu, daß man nicht von einer Redaktion aus oder vom Kaffeehaus korrespondiert, sondern ins Volk geht, seine Sprache spricht, mit ihm lebt und dritter Klasse reist. Besonders aber gehört dazu, daß man Nachrichten für unwesentlich hält, Seelen aber für wesentlich (deutschen Chefredakteuren bisher noch unbekannt).

Darum hat es keinen Sinn für einen Korrespondenten, Minister zu besuchen, denn gerade was der Korrespondent wissen will, weiß doch der Minister selber nicht (das bißchen, was unsere letzten Minister über unser altes Oesterreich wußten, hatten sie von Wickham Steed). Dagegen ist es von der größten Wichtigkeit für einen Korrespondenten, auf der Gasse zu sein. Nur auf der Gasse kann man erfahren, was einem in fremden Ländern niemand sagt, nämlich das, was diesen Leuten dort selbstverständlich ist, also das Wichtigste gerade, das ihnen Eigentümliche. Dezember 1905, in der Zeit der größten Aufregung, fragt Baring einen Kutscher in Moskau, wie das jetzt wohl werden wird. Der Kutscher antwortet: „Es geht vorüber, aber Gott bleibt." Baring setzt hinzu: „I agree with him." Und ein anderer Kutscher sagt ihm: „Es wird immer reiche Leute geben und es wird immer arme Leute geben; das ändert sich nicht, auch wenn sich die Regierung ändert." Ein armer Bauer steht vor einem reichen Hause, da kommt ein Agitator und sagt zu ihm: „Ist das recht, daß der da drin so gut lebt und dir geht's so schlecht? Wirf ihn hinaus und setz dich hinein!" Der Bauer antwortet: „Wie denn? Der ist doch gewohnt, reich zu sein. Was fängt der also dann als ein Armer an? Nein, das ging nicht! Wir, die gewohnt sind arm zu sein, müssen schon Mitleid haben mit denen, die's nicht gewohnt sind." Gar seltsam aber Barings Gespräch mit einem „aufgeklärten" Bauer, der ihn fragt, ob man in England Christus noch für Gott oder bloß für einen großen Menschen hält, und der es gar nicht glauben will, daß die Engländer dieselbe Bibel haben wie die Russen, mit demselben Zeug von Jonas und dem Wal und derlei Geschichten. Dann fragt er, ob man in England an Geister glaubt. Baring sagt: Ich glaube daran. Der Bauer belehrt ihn, man könne höchstens an Telepathie, an eine Art drahtloser Telegraphie glauben; Gott aber kann es nicht geben, denn wenn es einen Gott gibt, muß er gerecht sein und die Ungerechtigkeit in der Welt beweist also, daß es keinen Gott gibt. Er hält alle Religion für eine Erfindung der Regierung und ist also sehr erstaunt, einem Engländer zu begegnen, einem aus einem freien Land, und der dennoch an Gott glaubt! Wie hier ein Mann der höchsten abendländischen

Kultur von einem, der noch vorgestern Analphabet war, Belehrung im Unglauben empfängt, das ist von einem Uebermut der Satire, den sich nur das Leben selber in seiner grotesken Verwegenheit erlauben kann! An solchen small fragments of firsthand evidence sind diese Bücher überreich. Einmal kommt ein Sozialist in ein Dorf, ergreift ein geweihtes Bild und sagt: „Wenn es einen Gott gibt, wird er Feuer auf mich herabsenden und mich töten, wenn ich dieses Heiligenbild zerreiße!" Er zerreißt es, wartet, und da kein Feuer kommt, erklärt er: „Also ist bewiesen, daß es keinen Gott gibt." Da packen ihn die Bauern, töten ihn und erbringen sich so den Gegenbeweis. Oder: er hat (im japanischen Krieg) einen chinesischen Diener, dem er einmal ärgerlich sagt: Du bist blöd! Natürlich bin ich blöd, antwortet der Chinese, denn, wenn ich nicht blöd wär, wär ich nicht Ihr Diener, sondern ein Mandarin! Oder wenn er von den Chinesen im allgemeinen sagt, fast mit einer Wendung Hermann Keyserlings: es kommt ihnen im Leben nicht auf die Quantität an, sondern auf die Qualität; sie spielen es aus Lust am Spiel, nicht aber um einen ausgesetzten Preis zu gewinnen. Oder wenn er entdeckt, daß in russischen Dörfern zu den von den Bauern am liebsten gelesenen Büchern neben dem „Monte Cristo" und Dostojewskis „Totenhaus", Miltons „Verlorenes Paradies" gehört. Wie viele Exemplare des „Verlorenen Paradieses" mögen in Oberösterreich sein, zu dessen barocken Bildwerken es doch eigentlich sehr gut stünde? Ja: wie viel Berliner mögen zurzeit Leser Miltons sein? . . . Da war ich nun sehr neugierig auf sein Kriegstagebuch, das ich unwillkürlich beim Lesen immer wieder mit dem Dehmels verglich. Er kam eben wieder aus Rußland zurück, als er in Berlin von der Ermordung Franz Ferdinands erfuhr. Er eilt heim, London ist noch „gedankenlos und heiter"; niemand glaubt an den Krieg, niemand will den Krieg, auch am 1. August noch bleibt die Stimmung gegen den Krieg. Beim Ausbruch meldet er sich sogleich; es geschieht nicht aus patriotischer Wallung, es wird nicht von Pflicht gesprochen, es wird überhaupt kein Motiv angegeben, dies scheint unnötig, es scheint selbstverständlich. Die Stimmung ist in England keineswegs zuversichtlich, aber

auf französischer Erde sind alle Sorgen sogleich wie weggeblasen. So blieb es den ganzen Krieg hindurch. Kam er auf ein paar Tage heim, war's immer dieselbe atmosphere of gloom and depression, aber in Frankreich everybody was brisk, cheerful and optimistic. Das ganze Buch ist ein einziger Lobgesang auf Frankreichs Nervenkraft, die nur eine Bedingung stellt: beim Dejeuner nicht gestört zu werden (das bat sich Foch, als er das Kommando übernahm, sogar eigens aus). Baring, der sieben Sprachen spricht und technische Bildung hat, wird als Dolmetsch dem Nachrichtendienst beim Fliegerkorps zugeteilt; so macht er den ganzen Krieg mit, vom Leutnant sachte zum Major aufrückend, auch mit der Ehrenlegion dekoriert, sogar empfindlich: der französische Oberst, der ihm das Kreuz an die Brust heftet, sticht ihn dabei vor Verve so, daß er höchst unheroisch aufschreit. Zunächst läßt uns das Buch nun zusehen, wie England seine Armee sozusagen improvisiert; es geht alles ohne Rausch in guter Haltung ganz sachlich ab, mit großer Geduld, in ruhiger Entschiedenheit, ohne starke Hoffnungen; erst allmählich wächst, seit Mitte 1917, der Glaube, daß one fine day the Germans would crack. Erbitterung gegen die Deutschen wird nirgends laut, allerdings auch Sympathie für sie nicht (während in dem Buch über den russisch-japanischen Feldzug ausdrücklich erwähnt wird, daß die Russen „voll Bewunderung" für die Japaner und diese wieder mit den gefangenen Russen geradezu „zärtlich" waren; was Novalis „die Christenheit oder Europa" nannte, scheint jetzt immer mehr in Asien zu liegen). Baring nimmt in den Krieg eine Taschenausgabe Dantes mit, die ihn schon vor zehn Jahren durch die Mandschurei begleitet hat; zu Conlonniers fängt er am 9. September 1914 den ersten Gesang der Hölle zu lesen an; am 18. Oktober 1918 schließt er zu Paris den letzten des Paradieses in eben der Nacht, die die Nachricht bringt, daß die Deutschen einen Waffenstillstand verlangen. Auch sonst ein starker Leser: Homer, Horaz, Plinius, Shakespeare, Molière, Racine, aber auch Musset, Bourget, France, Hermant, Claudel usw. So weiß er sich immer eine Lebensecke frei vom Tagessinn zu halten. Er ist überhaupt ein Meister der uns Deutschen schwer erreichbaren

Kunst, in sich sozusagen das Leben mehrerer Personen bei gut vor einander verschlossenen Türen zu führen. Wir haben den Ehrgeiz, bei jeder Handlung, auch der alltäglichsten, immer gleich unseren ganzen inneren Menschen einzusetzen; dadurch wird dieser bald verbraucht; der Engländer schont ihn, indem er das meiste gar nicht selbst erledigt, sondern konventionell abtut. Er hat ein viel richtigeres Verhältnis zur Konvention als wir. Er benutzt sie, um selber hinter ihr frei zu sein; wir schlagen uns entweder fortwährend mit ihr herum oder sitzen ihr auf, meistens beides zugleich. Ein Beispiel: Baring wird nach Italien geschickt, um irgendeinen neuen Apparat kennen zu lernen, die Fliegerschule dort gibt ihm ein Diner. At the end of luncheon the Captain made a speech about delicious England and the adorable English people, and I made a speech about divine Italians, quoting Browning, Dante and d'Annunzio. Was hätte sich da doch unsereiner abgequält! Unsereiner sagt sich dann entweder: Nein, ich kann nicht lügen! und bringt mit einem muffigen Gesicht vor Verlegenheit überhaupt nichts heraus, oder er redet sich, um nur nicht zu lügen, das, was er sagt, selber ein, das gibt dann den unerträglich geschwollenen Enthusiasmus, ohne Maß und Takt. Der Engländer weiß, daß er jetzt einen speech zu machen hat, wozu nun einmal gehört, alles delicious und adorable und divine zu finden, und er genießt das selbst, mit ironischer Laune, weil doch er gar nicht dafür verantwortlich ist, denn nicht er spricht ja, sondern es ist doch nur der speech, der spricht. In dieser ruhigen Ergebung in die Wirklichkeit, die ja schließlich von uns immer nur eine höfliche Verbeugung, aber deswegen noch gar nicht unsere Billigung verlangt, ruht das Geheimnis der englischen Freiheit.

12. Juni Jetzt ist es gerade fünfzig Jahre her, daß der Theaterteufel in mich fuhr; ganz bin ich ihn ja noch immer nicht los. Dies begab sich in Kreuzen bei Grein an der Donau. Einen „fashionableren" (so sagte man zu jener Zeit) Kurort ließ sich damals der Linzer nicht träumen; es ging ein Gerücht, sogar Herrschaften aus Wien hätten schon dieses „florierende" Bad besucht. Ich, vordem ein dicker schlim-

mer Bub, war im Winter durch Wechselfieber blaß und schmal geworden; Wasser und Wiesen des stillen Orts sollten mich bräunen und stärken. Mein Vater, als Notar und junger Gemeinderat (die neue Verfassung hatte das Land zunächst in die Gewalt der „Studierten“ gebracht), konnte nur jeden zweiten Sonntag kommen. Da hatte die Mutter ihre liebe Not, meinen Ungestüm zu bändigen, bis zum Glück eines Tages fahrende Komödianten im Schloßhof gastierten; Freilichttheater würde man das jetzt nennen: ein paar Bretter mit Blumentöpfen, die den Kasten des Einsagers verbargen, und darüber rauschten alte Wipfel. Mit offenem Mund saß der verzauberte Knabe vor dieser Märchenwelt. Eigentlich hab ich dann erst von der Duse wieder einen so gewaltigen Eindruck empfangen. Und am nächsten Tag lief ich in aller Früh schon hin, um das doch gleich selber auch einmal zu versuchen, trat auf und schoß herum, agierend und deklamierend, genau wie ich es gestern von den Spielern gesehen. Ein kleines Mädl fand sich, das tat mit, später kam auch noch ein Bub dazu, ein Lackl, bald auch Publikum, Eltern, Gouvernanten, Neugierige, die Wipfel rauschten im Winde, jeder spielte, was ihm einfiel, ich hatte die Regie. Jene Komödianten kamen von Grein nur zweimal die Woche herauf, an den anderen Tagen war der Kurgast auf uns angewiesen, das spannte meinen Ehrgeiz straff; ich zweifelte nicht, daß unsere Commedia dell' arte doch eigentlich höheren Ranges war, wir führten im Grunde da den uralten, niemals ganz entschiedenen Kampf des Barocks mit dem „regelmäßigen“ Stück. Aber ich ahnte noch nicht, daß mir beschieden war, sogleich auch die ganze Niedrigkeit des Publikums am eigenen Leibe kennen zu lernen. Durch jenen Lackl nämlich, der, während es mir heiliger Ernst war, Lazzi trieb. Nachdem ich dies mit schweigender Verachtung bestraft, solang ich noch an den edleren Geschmack des Publikums glauben konnte, riß mir, als sich eines Tages Menschen fanden, die solchen Lazzis noch applaudierten, ja sogar mehr als mir, die zu stark belastete Geduld, ich sprang vor, schmiß dem Lackl einen Blumenstock an den Kopf, die anderen aber mitten in das Publikum hinein, da dieses sich nicht schämte, für den heulenden Lackl noch Partei zu nehmen. Bald

war weder ein Blumenstock noch ein Publikum mehr da; selbst meine Mutter verriet mich, so schloß meine erste Direktion. Wie oft hab ich mich später, bei meinen Premieren, daran erinnert, von Herzen beklagend, daß keine Blumenstöcke da waren! Jene Stunde hat mein Verhältnis zu dem Premieren besuchenden Teil der Nation ein für allemal fixiert. Ich galt seitdem in Kreuzen als ein unmöglicher Bub und genoß zum erstenmal das beseligende Gefühl, gemieden zu sein, outcast, outlaw. Nur ein älterer Herr, ein Sonderling, schwindsüchtig, menschenscheu, wunderlich, nahm sich meiner an und ging seitdem mit mir stundenlang allein spazieren. Er ist mir unvergeßlich; es war der erste Mensch, der mit mir wie mit einem Erwachsenen sprach. Er war unglücklich, erzählte mir von seinen Enttäuschungen, warnte mich, dem Trug des irdischen Daseins zu trauen. An aller Gerechtigkeit, am Sinn des Lebens, ja selbst an Gott war er irre, er war des Treibens müde geworden und staunte nur, daß die Sonne noch immer scheinen mag und die Blumen blühen und die Käfer surren, daß es ihnen noch dafür steht! Darüber besprach er sich ausführlich mit mir, als ob ich ihm hätte helfen, es ihm erklären hätte können. Ich bin ihm noch heute dankbar dafür, denn es hat mich um Jahre vorwärts gebracht: ich schlug den Blick zur Wirklichkeit auf. Nichts ist törichter, als wenn Erwachsene meinen, sich zu Kindern immer erst geistig herabschrauben zu müssen, die meistens selbst viel mehr Lebensernst, Lebenssinn, Lebensmut und ein viel reineres Bedürfnis nach Wahrheit haben, als wer schon nach Gewinn schielen gelernt hat. Der Mann war mir so gut, daß er sogar seine Scheu vor Menschen überwand und sich meiner Mutter vorstellen ließ, um ihr von meiner Begabung vorzuschwärmen. Ich bekam nach Jahren noch von ihr zu hören, daß es mit mir bisher ein einziger Mensch ausgehalten hätte und der sei verrückt gewesen . . . Ich hatte damals morgens immer zunächst meine Wasserkur zu bestehen und wurde, noch bettwarm, in eiskalte Tücher eingeschlagen; so lag ich, während Fliegen sich auf meiner wehrlosen Nase ergingen. Dann kamen die peripatetischen Stunden mit meinem Freund. Der Nachmittag aber gehörte dem Robinson. Es war das zweite Buch, das ich las, und es gefiel

mir viel besser als das erste, das mir ein in unserem Hause wohnender alter Onkel gegeben hatte, der Onkel Anastas, ein pensionierter Hofrat, Menschenfeind, gar aber Weiberfeind, der den ganzen Tag in Stößen von Büchern und Zeitungen auf dem schwarzen Sofa lag, unzählige Portorikos rauchend, verärgert, mit der Welt zerfallen, gemütskrank, ein fortwährend die Welt verbessernder, bis zur Verschrobenheit scharfsinniger, uns alle mit seinem Verstand quälender Mann, vielleicht übrigens nur darum unleidlich, weil sich sein vielleicht in der Tat ungewöhnlicher Geist an der bureaukratischen Enge wund stieß: er hat ein sehr merkwürdiges, vor fünfzig Jahren schon tolstoisierendes Buch über die „Degeneration der Bevölkerung" geschrieben: dem Bureaukraten des alten Oesterreich stand offenbar nur zur Wahl, blöd oder ein heimlicher Bolschewist zu werden oder eine Mischung davon. Wenn meine Mutter, ohnedies phantastisch sparsam, sich doch einmal von ihm in einem neuen Hut ertappen ließ, hieß es gleich: „Wozu das noch? Du hast dir ja so schon einen Mann gefangen!" Jede kleine Freude, aller Reiz und Schmuck des Lebens, alles, was gefällt, galt ihm für Tand, vernunftbegabter Wesen unwürdig und verächtlich. Er hat uns täglich beim Essen so viel vom Segen der Vernunft vorgepredigt, daß mir die Person heute noch zuwider ist. Sie hielt ihn übrigens nicht ab, sich einzubilden, er hätte seit zehn Jahren nicht mehr geschlafen. Um ihn von diesem Wahn zu heilen, schlug der Arzt vor, ihm einmal nachts das Zimmer auszuräumen. Dies geschah. Man wartete geduldig, bis drin das Licht verlosch, und als alles still war, wurden ihm heimlich alle Möbel fortgeschafft. Als er morgens erwachte, fand er von seinem Zimmer nichts übrig als sich im Bett. Wir freuten uns aber umsonst. Denn er erklärte, das beweise nichts! Er verfalle nämlich, eben weil er niemals schlafen könne, vor quälender Müdigkeit in einen kataleptischen Zustand, das gerade Gegenteil von Schlaf, da man aus diesem erfrischt und gestärkt erwache, während jener Starrkrampf, wenn die Betäubung dann allmählich doch wieder weicht, sein Opfer geschwächt, zerschlagen und erschöpft zurückläßt. Das Exempel ad oculos half aber nichts, er fuhr dennoch an seine Schlaflosigkeit zu glauben fort, ja so fest,

daß sie ihn am Ende zum Selbstmord trieb: er sprang ein paar Jahre später vor Schlaflosigkeit in die Donau und wurde nach Tagen erst bei Wallsee aufgefischt; es war die erste Leiche, die ich sah. Dieser wunderliche Mann, der meinen jüngeren Bruder eigentlich bei weitem vorzog, beschäftigte sich dennoch viel mit mir, aus Mitleid nämlich, denn er hielt mich für ein sehr unglückliches Kind, weil ich einen Sprachfehler hatte: ich stieß mit der Zunge an und er verzweifelte daran, daß aus dem lispelnden Kinde jemals ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden könnte (als ich später ein berühmter Kommersredner und deshalb von der Wiener Universität relegiert wurde, seufzte mein Vater: „Hätte der Onkel Anastas doch recht behalten!") Da war er nun also, als ich lesen zu lernen begann, immer hinter mir her, weil diese Kunst für einen, der, wie ich, zu einer stummen Existenz verdammt sei, noch eine ganz besondere Bedeutung hätte. Und als ich so weit war, mühelos zu buchstabieren, gab er mir auch gleich ein gutes Buch zu lesen von dem besten deutschen Dichter: den „Faust". Ich muß aber sagen, daß ich eigentlich sehr enttäuscht war. Und ich ging darum ehr mit Mißtrauen an das zweite Buch, den „Robinson Crusoe", den mir mein Vater nun mit nach Kreuzen gab. Zu meiner angenehmsten Ueberraschung war dieser Robinson aber viel, viel besser als jener Faust: man „sah doch, wo und wie!" Ich las ihn gleich von vorne noch ein zweites und ein drittes Mal. Seit Kreuzen aber las ich ihn dann bis vor ein paar Wochen nicht mehr. Das ist ja merkwürdig: in der Jugend hält man ein Buch damit, daß man es „kennt", für erledigt. Es ist ein Zeichen des beginnenden Alters, wenn man auf einmal Lust kriegt, Bücher wieder zu lesen, die man schon kennt. Noch einen Schritt näher an das Grab, und man liest überhaupt nur noch Bücher, die man schon kennt. Und ganz zuletzt zieht man sich auf ein einziges dieser Bücher zurück, das allein man nun nur noch immer wieder liest. Denn man weiß dann, daß in allen Büchern, in allen wirklichen Büchern, doch eigentlich ganz dasselbe steht und daß man dieses Eigentliche doch, wenn man das Buch auch noch so genau kennt, noch immer nicht genug kennt; ich hätte wirklich damals gleich beim „Faust" bleiben und

mir die anderen ersparen können, und wenn uns jetzt unsere Staatskünstler nächstens dahin bringen werden, daß ich meine Bibliothek verkaufen muß und mir nur den „Faust“ behalten kann, ich weiß nicht einmal, ob mich das sehr traurig machen wird (der Verlust der Bücher nämlich; unsere Staatskünstler machen einen natürlich sehr traurig, auf jeden Fall, ob nun mit Büchern oder ohne). Neulich also, jener Kreuzener Zeit mich erinnernd, las ich zum erstenmal nach fünfzig Jahren den Robinson wieder. Und mit Entzücken! Welch ein Erzähler! Welcher Reichtum an Erfindung! Welche Kenntnis des menschlichen Herzens! Es fällt ihm immer wieder was ein, er gibt sich niemals aus, und indem er nur so vor sich hin auf gut Glück und ohne die leiseste Spur künstlerischer Ambition bloß zu seinem und unserem Vergnügen zu fabulieren scheint, mit welcher vollendeten Kunst ist das aber dabei doch durchkomponiert, immer in denselben großen, ruhigen Atemzügen, die ganzen fünfhundertachtundvierzig eng gedruckten Seiten Tauchnitz hindurch! Mit welcher unerschöpflichen Kraft weiß er uns im steten Wechsel verblüffender Abenteuer immer wieder von einer anderen Seite doch immer wieder denselben Menschen zu zeigen, der an seinem verwirrenden Schicksal schließlich doch nur zu sich selber geführt wird! Und mit welcher List läßt er uns, auf deren Belustigung allein hier alles angelegt scheint, bis ans Ende nicht merken, daß er doch von Anfang an schon ununterbrochen moralisiert! Ein Erbauungsbuch mit den Mitteln des Schelmenromans; Kino zur Christenlehre! Denn um diese geht's ihm ja, nur um sie: wie dieser verwegene Galgenstrick, der, wicked and profane to the last degree, Gott längst ganz vergessen hat und seit Jahren nur noch in a certain stupidity of soul, without desire of good or conscience of evil, weder im Glück Gott dankend, noch in Not Gott fürchtend, dumpf dahin tiert, wie der da von selber in seiner Welteinsamkeit den lieben Gott entdeckt, das über uns waltende, Sternenlauf und Wogengang und Menschenschritt lenkende, gütig gerecht unaufhaltsame Gesetz die secret hand of providence governing the world, um sich und in sich vernehmen lernt und, sobald ihn der Glaube nur erst einmal leise berührt hat, unmerklich ganz

anders, aber eben dadurch doch erst ganz erst selbst wird gerade by resigning to the will of God, das ist das Leitmotiv der Erzählung, das kunstreich immer wieder auf einer höheren Stufe, immer heller, immer mächtiger wiederkehrt: erst in Robinsons eigener, still versonnener Konversion, dann bei Freitags Bekehrung, am gewaltigsten aber in der erschütternden Szene bei Robinsons zweitem Besuch auf seiner Insel, wenn Will Atkins, der Strolch, indem er sein Weib, die Kannibalin, in den Anfängen der Christenlehre unterweist, eben dadurch, ohne daß er es will, sich selbst vom Glauben überwältigt sieht, in Tränen ausbrechend. Und dieses an Sinn und Form vollendete Buch hat nun schon der selige Campe geköpft, entherzt und zum albernen Kinderschwatz zugestutzt und ein höchstes Werk der Weltliteratur ist uns dadurch unterschlagen worden! Aber bald wird ja jetzt auch Wagner definitiv so zusammengestrichen sein, daß er nur noch der Ohrenlust von Säuglingen dient. Wir sind das Volk der Denker und Dichter.

18. Juni Der Vater der Réjane war ein Schmierenkomödiant, aus dem schließlich ein Theaterkassier wurde, sie trug den Theaterteufel im Leibe. Regnier, der große Schauspieler und Lehrer der Schauspielkunst, erschrak, als man ihm die Kleine brachte, der zur Schauspielerin doch alles fehlte. Sie war gar nicht hübsch, sah wie ein Gassenbub aus, und er fand, daß sie mehr „einem kleinen Affen" glich. Sie bat und drang in ihn aber mit solcher Verve, sie war ihrer Vocation so gewiß und hatte dabei so was Drolliges, daß er sich beschwatzen ließ, es dennoch mit dem possierlichen Ding zu versuchen. Sein Unterricht war kein Vergnügen. Ganz wie nach ihm Coquelin hielt auch er vom „Talent" nicht viel, dieses Handwerk will gelernt sein, es besteht aus allerhand kleinen Kniffen und Listen, aus allerhand geheimen Trucs, worin der kleine Aff nun unbarmherzig zwei Jahre lang gedrillt wurde, sich dabei von einer erstaunlichen Behendigkeit an Leib und Seele zeigend. Wenn sie nur nicht so furchtbar schiech gewesen wär! Gamin, Gavroche, Clown, mit einem unmöglich frechen Näschen im zerfahrenen Gesicht, winzigen lausbübischen Augen unter den

verblüfft hochgezogenen Brauen und dem klaffenden Maul der dicken Weiber aus den Hallen, das Ganze wirklich wie ein schlechter Witz auf ihr Geschlecht, wie geschaffen, einen von jeder Sinnenlust zu entwöhnen! Niemand hätte sich damals einfallen lassen, daß diese Stange, von deren geistiger Grazie man sich allenfalls parodistische Wirkungen in der Operette oder auf dem Brettl versprechen, die vielleicht eine Pariser Gallmeyer werden konnte, schon nach ein paar Jahren an Ruhm neben der göttlichen Sara stand, ja, daß es ihr bestimmt war, einen neuen Frauentyp zu schaffen, für dreißig Jahre, bis zum Weltkrieg. Ueber ihre Sappho (in dem Stück Daudets) schrieb der alte Edmond de Goncourt: „Jamais on n'a joué l'amour comme cela." Er hat freilich die Duse nicht mehr erlebt. Aber die Duse gab uns eine Liebe, die sich niemand hätte träumen lassen, während die Réjane den Liebestraum einer ganzen Generation erscheinen ließ: von ihr erfuhren die jungen Leute, die um 1880 mannbar wurden, wie sie sich das Weib wünschten. Alle dreißig oder fünfzig Jahre werden ja stets wieder einmal die geschlechtlichen Ideale gewechselt. Zum Beispiel an Ludwig Löwe, Krastel und Kainz, an diesen drei Wandlungen des „Jünglings", hat man die Seelengeschichte von drei Generationen. Eine neue Generation kündigt sich immer dadurch an, daß sie glaubt, auf irgendeinem Gebiet eine neue Wahrheit entdeckt zu haben. Unsere erste Entdeckung war, daß wir meinten, in jedem Weibe stecke die Möglichkeit zu allen Weibern. Früher hatte man das unberührte Mädchen, die ingenue, von der heroisch leidenden Frau, der grande amoureuse, und diese wieder von dem dämonischen Weibe, der femme fatale, der mangeuse d'hommes getrennt, im Leben wie auf der Bühne. Jetzt glaubte jeder Student an seiner Grisette das Urweib, gleichsam Eva selbst und damit eine Versammlung aller Engel und Teufel in den Armen zu haben. Die Verwandlungen der Frau, jeder Frau, werden nun das Thema der Literatur von den Goncourts über Daudet, Becque und Bourget bis auf Abel Hermant herab, für die in jedem Weibe das ganze Geschlecht, in der Dame eine Dirne, in der Dirne eine brave Frau, in der Prinzessin ein Gassenbub, in der Wäscherin eine

Heroine steckt und jede jeden Augenblick alles werden kann, worauf sie grad Appetit hat, da sie ja niemals irgend etwas davon wirklich ist, sondern eben darin jetzt das Wesen des Weibes bestehen soll, nichts zu sein, aber alles, alles scheinen, alles spielen zu können. Goncourt hat das in die klassische Formel gebracht: „Il y a des hommes, il y a la femme" (Frauen mit üblen Erfahrungen am Manne können die Formel natürlich umkehren und sie wäre ganz ebenso wahr.) Ihr schauspielerischer Ausdruck, ihr erster und ihr stärkster Ausdruck war die Réjane; jeder ihrer Gestalten lauerte heimlich das Urweib auf, dadurch ist sie die große Schauspielerin unserer Generation geworden: die Darstellerin des Weibes, wie von 1880 bis 1910 etwa der Mann von westlich instrumentierter Sinnlichkeit es sich mit Abscheu begehrte. Ganz Dame geworden, aber irgendwie heimlich doch Volk geblieben, mit dem guten Herzen des Volkes, aber auch mit seinem bösen Blick, dabei sich selber über die Dame, deren Augenschein sie mit solcher Geläufigkeit zu geben wußte, stets heimlich lustig machend und sie noch chargierend, parodistisch übertreibend, doch gerade dadurch eben erst ganz die richtige Dame dieser Zeit, die Dame der radikalen Republik, die ja keine mehr ist, sondern, gestern noch Canaille und morgen vielleicht wieder, nur in der Zwischenzeit geschwind die rasch erlernte Dame spielt, selber darüber lachen muß, wie täuschend sie das trifft, und eigentlich eine geheime Wut hat, daß man es ihr glaubt, weil ihr gesunder Instinkt im Grunde darauf pfeift, weil sie Stunden hat, wo sie sich nach der Gasse, ja nach der Gosse zurück sehnt und weil sie jeder heimlich neidisch ist, die noch nicht nötig hat, sich in dieses steife Staatskleid der Dame zu zwängen, so war die Réjane das „Ideal" der Männer wie der Frauen einer erst gestern emporgetauchten und dieser Ueberraschung eigentlich selbst nie ganz trauenden, die nostalgie de la boue nie ganz überwindenden Gesellschaft, jener bourgeoisen Gesellschaft, deren Beruf Péguy später einmal dahin zusammengefaßt hat: Le monde moderne avilit, c'est sa specialité. Dieses Avilissement aller Menschen und aller Dinge, ja der ganzen Schöpfung, nun an einem besonderen Fall, am Weibe darzustellen,

und mit einer teuflischen Schadenfreude, der aber zugleich auch eine tiefe Rankune, ja die Rachsucht der Geschändeten anzuhören war, ist die Spezialität der Réjane gewesen; die masochistische Lust, die die Damen der Republik fanden, sich hier in ihrer ganzen Erbärmlichkeit entblößt zu sehen, erhielt durch das unheimlich Drohende der doch immer mit hinterrücks geballter Faust spaßenden Spielerin noch einen besonderen Frisson. Der nächste Schritt war dann, daß die versteckte Faust sich zeigte, die rote Fahne des Aufruhrs schwingend: Yvette Guilbert. Noch ein Schritt und das Weib aus dem Volke trat rein hervor, eines das sich nicht mehr als Dame maskiert, das keinen Zug der Vergangenheit mehr, das schon das Antlitz der Zukunft hat: Susanne Desprès. Beide stecken schon in der Réjane, deren Kunst eine Spannweite vom zweiten Empire, das überall noch deutlich in ihr nachklingt, bis zum russischen Chaos hat; eine heiße Gier nach Steppe, nach Barbarei, nach Urwelt seufzt schon leise zuweilen aus ihr auf. Sie hatte freilich auch das Glück, einen entscheidenden Augenblick vorzufinden, den nämlich, als sich in den Naturalismus, den Triumph der Wirklichkeit, eben schon ein leiser Degout zu mischen begann, ein Gefühl ihres Trugs und der Entschluß, sich von ihr nicht länger äffen zu lassen: der Weltuntergang, der sich anzukündigen schien, wurde nur als Weltübergang empfunden, und das ergab die Stimmung einer eigentlich eher heiteren, einer zynisch lachenden Apokalypse, die sich selbst durch einen leisen Donner in der Ferne kaum stören ließ ... Den ihr ganzes Leben entscheidenden Erfolg hatte die junge Réjane am 18. Dezember 1888 als Germinie Lacerteux. Es war eine Theaterschlacht von einem Ingrimm, wie vielleicht seit der um Hernani keine mehr: der greise Edmond de Goncourt, mitten im Pulverdampf des Hasses, von Gallenausbrüchen sittlicher Entrüstung bespien; und noch wochenlang lag die Stadt wie im Fieber davon und bei jeder Wiederholung ging Abend für Abend der Skandal wieder los, nur Franzosen lassen sich immer zu Zeiten wieder einfallen, Kunst so lebensgefährlich ernst zu nehmen. Germinie ist ein Dienstmädl, lieb, brav und gut, nur leider mit einem gros fond de tendresse à placer, wo-

11*

durch sie nun an einen Zuhälter und aufs Pflaster gerät. Wie Réjane dieses in die Schande Gleiten, lautlos Einsinken, ohnmächtig in den Abgrund des Schicksals Verschwinden gab, das war von einer fast antiken Größe, die mir bis zum heutigen Tag unvergeßlich geblieben ist (ich mußte lachen, als ich eben nachlas, was ich damals über sie schrieb: in einem Stil so rot wie die berühmte Weste, die Gautier bei Hernani trug!) Kerr hat einmal sehr klug die nordische Schauspielkunst des „Verkneifens der Gefühle" von der lateinischen „ihres Ausströmens", die des passiven, negativen von der des aktiven, positiven Lebens unterschieden: die Réjane war vielleicht die einzige, die von beiden hatte. Ihr fehlte nur der Dichter dazu. Sie hatte das Unglück, daß in unserer Zeit die Dichter schwächer sind als die Schauspieler. Auch hatte sie das Unglück, daß die Franzosen Shakespeare nicht spielen: welche Rosalinde wäre sie gewesen, welche Beatrice, welche Viola! Dafür hat sie bei Meilhac in manchen Momenten beinahe Shakespeare gespielt. Aber sie hat, nach der Germinie, eigentlich auch sich selbst immer nur beinahe gespielt. Ihre Rollen waren zu gering, als daß sie darin ihre ganze Kraft unterbringen hätte können. Es blieb immer ein unbeschäftigter Rest von Begabung, der dann debordierte, wie bei Mitterwurzer und Kainz auch oft in modernen Stücken. Sie hat einmal in einer Komödie Hermants eine curieuse d'amour gespielt, die vor lauter Neugier nach Liebe nie zur richtigen Liebe kommt. So könnte man sie selber eine curieuse d'art nennen, die nie die Rolle fand, in der sie ganz zu sich selber hätte kommen können. Ihr Schicksal war symbolisch für unsere Zeit.

19. Juni Ich werde heute fortwährend antelephoniert, ob ich schon gestorben bin. Eine Wiener Zeitung hat das nämlich versprochen und ich wage kaum, es zu dementieren. Denn ein alter Pfarrer, der auch eines Tages von einer Zeitung lebendig begraben wurde, ließ sich das nicht gefallen und berichtigte, aber als er dann, viele Jahre später, wirklich starb, teilte jene Zeitung dies ihren Lesern mit dem Bemerken mit, sie habe die Nachricht ja schon lange vor allen übrigen Blättern gebracht und sei darum von der Konkurrenz damals na-

türlich gleich wieder mit der üblichen Berichtigung behelligt worden; möge der Leser daraus ein für alle Mal ersehen, was von derlei frivolen Berichtigungen zu halten ist! Das Beispiel des Pfarrers warnt mich: ich mag nicht noch im Grabe Lügen gestraft werden. Aber Beileid vorderhand noch freundlichst verbeten!

Immer einen der schmiegsamen Inselbände Goethes im Rucksack, erschrak ich gestern auf dem Untersberg bei den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", deren Einleitung ich, so vertraut sie mir sonst sind, lange nicht gelesen und halb vergessen, über die Aehnlichkeit ihrer Situation mit der unseren. „In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach" — könnte nicht ganz ebenso doch auch heute wieder ein Erzähler beginnen und treten uns nicht im Vetter Karl, der sich „von der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und, so übel sie auch die einen behandelte, von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde", und der nun, obwohl die ihm künftig bestimmten Güter in den Händen des Feindes sind, „der nicht zum besten darauf haust", dennoch eine Nation zu bewundern nicht lassen kann, „die der Welt so viele Vorteile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurteilte", und in seinem Widerpart, dem hochgesinnten Geheimrat von S., der die „Willkür" der Franzosen, den „Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten", kennt und die „Verblendeten" beklagt, die „wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und auch in ruhigen Augenblicken nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Teilnehmung herunterblicken werde", treten uns da nicht schon leibhaftig die beiden Haupttypen auch unserer deutschen Gegenwart entgegen? Und betragen sie sich nicht ganz ebenso wie wir? Das ungeheure gemeinsame Leid, statt sie zu einen, treibt sie nur noch mehr aus- 24. Juni

einander, erbittert sie nur noch mehr gegeneinander, bis schließlich der Geheime Rat hofft, die westlich Gesinnten alle „gehangen" zu sehen und der Vetter Karl den Deutschtümlern die „Guillotine" wünscht. Es ist ein Familienstreit, der fast an den Bruderzwist im Hause Mann erinnert, an diesen Zweikampf zwischen Thomas und Heinrich Mann von einer geradezu symbolischen Größe; die „vornehmste und schicksalhafte Verleiblichung des deutschen Selbsthasses, der alle großen Krisen unseres Volkes begleitet hat," hat ihn Ernst Bertram genannt (in einem Vortrag zu Bonn in Berthold Litzmanns literarhistorischer Gesellschaft, Verlag Friedrich Cohen in Bonn). Nur mit dem Unterschied, daß München glücklicherweise doch groß genug ist, um Raum für beide feindlichen Brüder zu haben, während dort der Geheime Rat sogleich abreist und seine Freundin, die Tante jenes in all seiner leidenschaftlichen Ungezogenheit doch herzensguten Karl, wehklagend zurückläßt: „O, ihr Menschen, wird die Not, die euch unter ein Dach, in eine enge Hütte zusammendrängt, euch nicht duldsam gegeneinander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die Eurigen unaufhaltsam losdringen? Müssen denn eure Gemüter nur so blind und unaufhaltsam wirken und dreinschlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein anderes Naturphänomen? Wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen imstande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und anderen als vortrefflich, notwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch nicht einen, der auch nur der geringsten Entsagung fähig wäre." Aber das traurigste daran ist, daß im Grunde doch auch die edle Frau, daß also offenbar Goethe selbst dagegen keinen Rat weiß, auch er nicht, der selbst so furchtbar an der eingeborenen Zwietracht der Deutschen litt, daß er einmal in das grimmige Wort ausbrach: „Sich von einander abzusondern ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen

werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist." Ein einziges Mal hat er hoffen zu dürfen gemeint, damals entstand der Epimenides, dessen Anzeige er mit einem Zitat Klopstocks begleitete:

„Nun erlebt ich, was sich
Ueber Gewünschtes erhob."

Doch hielten die Deutschen auch diesem „Säkularstück", wie er es nannte, ja sie hielten ihrem eigenen Gefühl die Treue nicht, er mußte beschämt erkennen:

Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in Oktober.

Wer erlebten dasselbe mit dem August; die Deutschen bleiben sich in allen Monaten gleich. Wer weiß uns dagegen Rat? Mit dem der „Unterhaltungen" ist es nicht eben weit her, wir sind doch eigentlich ein bißchen enttäuscht, wenn uns da zur Kur der unseligen deutschen Selbstgehässigkeit nun schließlich nichts Besseres angeraten wird als die „gesellige Bildung", als der „gute Ton", die beide doch, um überhaupt möglich zu sein, eben das schon voraussetzen, was sie hier uns erst bringen sollen. Uebrigens kehrt dieselbe Situation auch im zweiten „Faust" wieder, dort aber freilich aus dem Augenblick der Novelle ins Heroische gehoben, zur Ewigkeit gesteigert. Es ist unmittelbar, bevor die drei Gewaltigen kommen. Das Reich in Anarchie, Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt, Bürgerkrieg, Bruderkrieg, die Blüte deutscher Zwietracht: „was sich nur ansah, waren Feinde", denn es fehlt der Befehl. „Wer befehlen soll, muß im Befehlen Seligkeit empfinden"; das spüren die Hadernden am Ende selbst und Aufruhr schwillt, Aufruhr nach einem Herrn, nach einem, der diese Seligkeit des Befehlens kennt.

„Ein jeder konnte, jeder wollte gelten.
Der Kleinste selbst, er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Besten allzutoll.
Die Tüchtigen, sie standen auf mit Kraft
Und sagten: Herr ist, der uns Ruhe schafft.
Der Kaiser kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiser, neu das Reich beseelen,
Indem er jeden sicher stellt,
In einer frisch geschaff'nen Welt
Fried und Gerechtigkeit vermählen."

Wenn die Franzosen sagen, es stehe schon alles im Balzac, so können wir alles schon in Goethe finden, unsere ganze Vergangenheit und auch unsere Zukunft, wenn wir überhaupt noch eine haben, enthält er. Aber es machen die Franzosen ebenso wenig Gebrauch von Balzac wie wir von Goethe.

26. Juni Im letzten Heft von „Kunst und Künstler" ein sehr merkwürdiger Aufsatz R. Valentiners über „Amerikanische Privatsammlungen". Danach sind diese dummen reichen Amerikaner offenbar viel klüger, als wir denken. Sie haben nämlich vor unseren „neuen Reichen" voraus, zu wissen, daß sie nichts wissen. Darum erkundigen sie sich und lernen. Da ist zum Beispiel Altmann, aus der Damenwarenkonfektion, dem ein Velasquez angeboten wird. Er hat keine Ahnung, wer Velasquez ist, und läßt erst im Museum fragen, ob ein Maler dieses Namens denn auch würdig sei, in die Sammlung des großen Konfektionärs aufgenommen zu werden. Er fuhr solange im Museum derart zu fragen fort, bis am Ende seine Sammlung zwar immer noch nur etwa vierzig Bilder enthielt, aber lauter Meisterwerke, darunter acht Rembrandts, zwei Velasquez, drei Frans Hals, zwei van Dyck, drei Memling und so weiter. Valentiner schreibt: „Urteilt man nach dem Resultat, nach der Zusammensetzung der Sammlungen, so kann man nur sagen, daß Besseres erreicht worden ist als in Europa, zieht man allein die guten Sammlungen in Betracht; denkt man an die schlechten, so ist freilich auch das Groteske entsprechend gesteigert. Man hat jedenfalls keinen Anlaß mehr, über die amerikanische Art des Sammelns zu spotten; denn im ganzen ist man schnell über die Zeiten hinausgekommen, in denen man aus einer kritiklosen Anfangsbegeisterung und Kauflust heraus wahllos Falsches und Echtes durcheinander erwarb. Der Amerikaner lernt schnell und hat meist schon umgelernt, wenn wir gerade anfangen, auf seine Fehler aufmerksam zu werden." Und ferner, was doch wirklich beschämend für uns ist: „Von den rund achtzig erhaltenen Gemälden des Velasquez besitzt Amerika ein Dutzend, Deutschland nur zwei oder drei; Greco, Zurbaran, Goya wurden in den Vereinigten Staaten viel früher

anerkannt als bei uns und sind dort mit bedeutenderen Werken vertreten." Auch bewirkt der Ehrgeiz dieser Snobs, für ihr Geld immer nur das Allerbeste, nur das Allerfeinste, nur Primaware zu nehmen, Sammlungen, die den Kunstsinn viel reiner erfreuen, als unsere mit gleichgültigen, nur den Gelehrten allenfalls interessierenden Werken überfüllten, in denen antiquarischer Schund den Ausblick aufs Schöne so oft verstellt. Unsere Hoffnung ist nur noch, daß wir ja jetzt „neueste Reiche" haben, die vielleicht auch ganz ungebildet, hoffentlich jedenfalls ungelehrt, und so dumm sind, nur das Teuerste zu kaufen. Merkwürdig nämlich, von welcher Intelligenz die geheime, den Preis bestimmende Macht ist: auf dem Weltmarkt kommt nach einiger Zeit doch schließlich immer die Wahrheit heraus, man erfährt den Wert eines Künstlers noch am ehesten aus seinen Preisen (nicht des Tages freilich, aber den säkularen), der Händler ist im Grund doch künstlerisch zuverlässiger als der Gelehrte, besonders seit die besseren Gelehrten längst selber Händler geworden.

Als Separatdruck aus der Zeitschrift „Das Ziel" ist Josef Poppers „Auseinandersetzung mit dem Sozialismus und den Sozialisten" (Verlag Verein Allgemeine Nährpflicht, Wien, XVII., Sautergasse 56) erschienen. In seiner stillen, hellen, festen Art legt da der ehrwürdige Denker den „Vorzug" dar, den er für seine „Idee der allgemeinen Nährpflicht" vor dem „Vollsozialismus" ansprechen zu dürfen meint: nämlich „daß durch sie das Hungerproblem rein und klar wie ein anatomisches Präparat aus dem Rattenkönig von sogenannten sozialen Problemen herausgespült erscheint." Die Sozialdemokratie habe doch bisher „kaum etwas anderes erreicht als die Eroberung von Kampfpositionen", ja man könnte sagen, „Bismarcks Arbeiterversicherung sei eine konkretere Leistung in sozialökonomischer Beziehung als alles was die Marxisten für Sicherung der Lebenshaltung bisher geleistet haben ... Wohin man blickt, findet man bei den Sozialreformern nichts als Unklarheiten, Halbheiten, große Worte, Unfruchtbarkeit und Sackgassenvorschläge". Er gibt auch ein Schreiben an die „Arbeiter-Zeitung" wieder, der er für ihren Auf- 30. Juni

satz zu seinem 82. Geburtstag dankt. Darin heißt es: „Ich prätendiere nicht entfernt, Sozialist zu sein oder zu heißen, besonders wenn man unter Sozialismus eine ganze Weltanschauung versteht! So weit versteige ich mich nicht, ich will den Menschen nur zu — essen geben und will jedem, ausnahms- und bedingungslos, mit voller Sicherheit Kost und Quartier versorgen, behandle also ein ganz ordinäres, aber wirklich sehr dringendes Problem und gar kein System irgendwelcher Art ... Ich kann und will weder Sozialist, noch Kommunist, noch Liberaler, noch Konservativer usw. heißen." So spricht, wer wirken, die Welt an irgendeinem Punkt abändern, fördern, bessern, ihr Hilfe leisten, überhaupt irgend etwas leisten will und sich darum ans Mögliche halten muß; das freilich aber reizlos und darum ja nichts für den Politiker ist, denn der Politiker kann nur brauchen, was Emotion erregt. Aber wie Popper hier von der Sozialdemokratie mit einer Entschiedenheit abrückt, das hat eigentlich für mich etwas unsäglich Melancholisches. Ich muß jetzt so oft an Viktor Adler und Engelbert Pernerstorfer denken, die Freunde meiner Jugend; und da bin ich dann immer froh, daß sie das nicht mehr erlebt haben, daß ihnen erspart blieb, die Verwandlung der Sozialdemokratie zu sehen, ihre Verwandlung in eine herrschende Partei. Politik ist immer ein Roßhandel. Wer den nicht mitmachen wollte, wurde zu meiner Zeit Sozialdemokrat, denn das Ende der Politik gerade versprachen wir uns von der Ankunft der Arbeiter. Sie waren uns keine Partei, sie waren uns die Vorhut der Menschheit. Darum hielten damals alle menschlich Gesinnten, alle an die Menschheit Glaubenden, alle Hoffenden, alle den politischen Trug Hassenden, alle nach Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe Verlangenden, diese hielten alle damals zu den Arbeitern, sie wurden alle damals Sozialdemokraten. Lang, lang ist's her! Mit den Arbeitern, so träumten sie, zöge dereinst die Menschlichkeit ein. Denn der Arbeiter, träumten wir, kämpfe nicht für seine Klasse, sondern um aller Klassen Ende. Von wem aber sollen wir es uns hinfort jetzt erträumen? Und ganz traumlos geworden, ist die Politik doch unerträglich.

Wir sind reich an mittleren Begabungen. Aber nicht bloß ihre Zahl erregt Staunen, sondern doch auch ihr hoher Rang. Wir haben mehr mittlere Begabungen und diese mittleren Begabungen reichen jetzt höher als je; mit dem Können, das heute jeder Liebhaber der Kunst hat, war man früher schon ein Virtuos und unsere Virtuosen beschämen technisch manchen alten Meister. Wenn dieser Hochgrad des Durchschnitts ein Gewinn ist, so bezahlen wir ihn aber damit, daß dem Abendland zur Zeit in Kunst und Wissenschaft überall der Große fehlt. Es fehlt überall der geniale, der eine ganze Zeit summierende, der säkulare Mann. Mittlerer Begabungen in höchster Vollendung haben wir die Fülle und wir haben überall Spezialisten von so verblüffender Geschicklichkeit, daß uns das Außerordentliche fast gemein und darum eigentlich auch wieder schon gleichgültig geworden ist. Den aber, der nun seine Kunst oder Wissenschaft durch die Macht, den inneren Gehalt oder auch nur das Ausmaß seiner Erscheinung entscheidend bestimmen könnte, so daß er sich fortan aus der Geschichte der Menschheit nicht mehr wegdenken läßt, den Mann, auf den eine ganze Zeit nur gewartet zu haben scheint, um in ihm erst ganz erfüllt und so selber aber durch ihn eigentlich überflüssig zu werden, hat heute das Abendland weder in der Tonkunst noch in der bildenden noch im Schauspiel. So waren noch Bruckner, Hugo Wolf und Mahler, so noch van Gogh, Cezanne, Rodin, so noch Mitterwurzer, Kainz, Novelli und die Duse. Heute hat bloß die Dichtung einen solchen, das Maß der Zeit überragenden, ihr den Sinn weisenden, Völker verbindenden, Vergangenheit erntenden, Zukunft säenden Mann. Daß sein Name den Vielen noch fremd klingt, daß er, o Schande! nicht einmal den Nobelpreis hat, daß er sein erlauchtes Leben als Schulmeister im Winkel eines mährischen Dorfs verspinnt, darüber wird am Tage des Gerichts unsere Zeit dereinst verhört werden ... Otakar Brezina, 1868 geboren. 1901 erschienen seine „Hände“; sie wurden 1908 von Dr. Emil Saudek verdeutscht (Verlag von Moritz Frisch in Wien). Stephan Zweig, mit den immer witternden Ohren, hat ihn damals gleich erkannt; auch ich fing dann bald gelegentlich für ihn zu trommeln an. Durch 1. Juli

Ernest Denis, den Vollstrecker Palackys, mit seinem Feingefühl für „le millénaire qui sommeille dans toute âme slave", und durch die Vorlesungen über die neue böhmische Literatur, die H. Jelinek 1910 an der Sorbonne hielt, erfuhren auch die Franzosen von ihm. Diese Vorlesungen Jelineks erschienen dann als Buch im Verlag des „Mercure de France". Daß ich Böhmen kenne, liebe, vielleicht auch ein wenig zu verstehen hoffen darf, hab ich Ernest Denis, Masaryk, Machar, Kvapil und diesem Buch zu danken (das leider meines Wissens nicht ins Deutsche übersetzt worden ist). Es hat mir auch Brezinas Geheimnis erst erschlossen, mit einigen Versen aus seiner ersten Dichtung: Les Lointains mysterieux. Diese Verse sind mir unvergeßlich:

La lèvre brûlante des femmes n'a point enflammé mon sang de passion,
la folie amoureuse n'a point lui dans mon regard;
la braise blanche de la volupté n'a point étincelée dans mes nerfs
et j'ai peu respiré d'odeurs amicales dans man vie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Je résolvais tout seul, dans ma clôture silencieuse, le calcul de la vie
je ne me baissais que sur le parterre de mes rêves,
je péchais plus dans les pensées que dans la vie
et j'aimais la chimère et je baissais la vapcur de mes désirs ...
Mon printemps a été une triste chanson élégiaque
que la vie m'a jouée, flûtant, d'un trêmolo doux ...
J'ai respiré de bonne heure le parfum aigre de la pauvretré,
et je moissonnais sur mes sillons, la récolte des humbles ...

Je ne désire pas me désaltérer aux rivages de la vie
moi qui ai recueilli dans mon âme la douceur des rayons mystiques,
qui me suis agenouillé, rêveur, dans le temple du mystère.

Aus diesen Versen schlug mir das Herz eines Menschen, den mich Saudeks Uebersetzung der „Hände" doch nur erst ahnen hatte lassen. Das will kein Tadel seiner Uebersetzung sein. Sie klingt sehr gut übersetzt, doch sie klingt eben übersetzt. Das hat wohl Saudek selbst gefühlt und so rief sich dieser Sprachkünstler jetzt unseren gewaltigen Dichter Franz Werfel zu Hilfe: Brezinas „Winde von Mittag nach Mitternacht" sind jetzt „in deutscher Nachdichtung von Emil Saudek

und Franz Werfel" erschienen (Kurt Wolff Verlag, München). Ein Glücksfall, für uns und Brezina. Hier ist wieder einmal ein Meisterwerk der Weltliteratur deutsches Eigentum geworden! Jede leiseste Spur von Uebersetzung ausgetilgt, alles ganz eingedeutscht, ja wie vom Genius unserer heiligen Sprache selber rauschend! So sehr, daß man nicht bloß das Original keinen Augenblick vermißt, sondern eher fast Angst hätte vor dem Original, weil man sich kaum vorzustellen wagt, daß es die Gewalt, die Höhe, die Flammenpracht dieser Uebersetzung erreichen kann! Und was ich mir immer schon leise von Brezina verhieß, aber dennoch zu glauben den Mut nicht fand, wie beseeligt's mich in dieser reinsten Erfüllung! Seit Jahren träumt mir von einem zweiten Barock, das, wie jenes erste nordsüdlich gewesen, nun dazu nun auch noch westöstlich wäre und wenn jenes gotischen Seelendrang mit der Sonne Lateins vermählt, jetzt dazu durch abendländische Kraft noch Asiens altheiligstes Urgeheimnis mit der unschuldigen Jugendlust Amerikas verschwistern sollte! Von einer zugleich seelischen wie geistigen Spannung träumt ich, so hoch und so weit, daß in ihr Raum noch für Dostojewski, doch aber irgendwie über Goethe hin schon auch für Walt Whitman wäre! Wie oft, wenn ich dann aus diesem Traum von einem Dichter, der beides wäre, Walt Whitman und Dostojewski zugleich, erwachte, wie hab ich mich dann oft selber ausgelacht! Und siehe, jetzt ist mir's aber erfüllt: in Brezina sind wirklich Whitman und Dostojewski heiter lächelnd beisammen, jenes erste Barock ist hier gleichsam erst noch einmal wieder gotisiert, dann aber durch diese slawische Gotik, eine weichere, zugleich aber auch heißere, eine fast zerfließende, verdampfende, dann aber wieder sich zusammenballende Gotik hindurch und empor getrieben worden, empor und dahin, im Flug nach Fernen über Länder und Meere gleitend und ihren Atem, ihren Dunst einziehend und aufsaugend, bis es gleichsam von allen Zeiten, von allen Orten trächtig geworden, ein überschwellender Ball der Welt. Denn das ist ja das ungeheure der Dichtung Brezinas, wie hier Stimmen aller Völker durch Aeonen einander zurufen, wie hier Urlauten der böhmischen Erde der Schrei der Zukunft antwortet, wie Patriarchenluft

um den Mund dieses Futuristen weht! Es gibt ein böhmisches Kirchenlied, Hospodine, pomiluj my", das man früher den Slawenaposteln zuschrieb, jetzt aus dem XII. Jahrhundert datiert: bei Brezina, dessen Grundform überhaupt ja der Psalm ist, kehrt es wieder, aber auch Peter Chelcicky, Hußens Evangelist, der Tolstoi des böhmischen Mittelalters, klingt immer wieder durch, aber auch des Saazer Notars „Ackermann" (den Konrad Burdach mit Alois Bernt auferweckt und jüngst Darmstadt gespielt hat, aber das Burgtheater leider noch immer nicht) klingt zuweilen an, die ganze Heimat klingt nach, klingt mit, aber so, daß aus ihr zugleich doch auch die ganze Welt widerklingt: dieser Dichter ist von seiner Zeit, ist von seinem Volk, ist von sich selbst so tief durchdrungen, daß er dadurch ihr und ihm und sich entkommt, in eine Höhe, wo dies alles schweigt, wo die Masken vom Antlitz der Wahrheit fallen, wo Zeit, Volk, Individuum wieder zum großen Vater heimgekehrt sind. Dort entquillt ihm aus Schaudern geheimsten Freudenleids dann von bebenden Lippen solches Stammeln letzter Ahnungen:

O du, dessen Liebe regnet
wie brennender Schwefel nieder
in die Gärten irdischer Liebe!
Wir beten, beten Gebete,
für unsere Feinde Gebete,
für die, die wider uns schreiten
durch die Dämmerungen des Lebens.

— — — — — — — — — — — —

Unsere Siege sind Wege zu Dir,
doch selbst unsere Niederlagen
bedeuten unsichtbaren Sieg.
In den sausenden Hieben der Schwerter
saust auch das Klirren der Aehren
der geheimnisvoll reifenden Ernte.
O wie freudig schallen die Schläge
aus der Ferne als Echo zurücke!
In unsern geschliffenen Klingen
und in den Klingen der Feinde
läßt du doch die Eine Sonne
allgemeinsamen Morgens blitzen.

Und den Samen aus blutigen Händen,
du heißt ihn als Lilie aufblühn.
Unzählige ewige Flammen
fressen die Finsternisse,
so auch die Sonne und also
der Durst, der geheime, der Welten.
Doch von den Gipfeln des Kosmos
wälzt es sich finster aufs neue,
und dennoch! Am Ende ist Licht!
— — — — — — — — — — — —
Denn Schmerz und Licht
sind beide — Formen
der einen, der gleichen Schwingung
deines Geheimnisses nur.
Durch den Mittag unserer Gefechte
möge uns läuten
die Glocke ätherischer Küsse
der im Tode versöhnten Seelen.
Gib, daß auf unsre
vom Schamrot der Erbschuld
entbrennenden Wangen
der Tauwind des neuen
Schattens kühlend sich senke,
in welchem auch wir einst
mit unseren Seelen
die Seelen der Feinde
durchdringen in reuiger,
leidvollster Liebe.

„Und dennoch! Am Ende ist Licht!“ — hat das nicht einen Beethoven-Klang? „Und den Samen aus blutigen Händen, du heißt ihn als Lilie aufblüh'n“ — ist es nicht das Merkwort dieses kreißenden Augenblicks? Wo schlug seit Walts Salut au monde das Herz der Menschheit jemals mit solcher Gewalt?

Als Thomas Manns „Gesang vom Kindchen“ erschien und ich 5. Juli
fand, kein anderes Gedicht meiner Generation sei Goethe näher gekommen, belehrte mich jedermann, wie miserabel aber seine Hexameter sind: wenn nämlich derlei nur einer sagt, sagen's ihm gleich alle nach; kein Deutscher bleibt ja gern im Tadel zurück. Ich ließ

sie reden; mir war genug, daß ich wußte, wie herrlich gerade seine Hexameter sind, aber freilich nur für den, der Verse nicht bloß befingert, sondern mit dem Geiste hört. Daß es doch auch in Deutschland noch Ohren des Geistes gibt, zeigt mir ein Aufsatz W. Matthießens über „Thomas Manns Hexameter und unsere Zeit" im Juniheft des „Hochlands" (Verlag Kösel, München), der gerade den formalen Wert dieser von allen Schulmeistern geschmähten Hexameter dartut: „Diese Form, Thomas Manns neue Form, ist ein ganz zartes frisches Gewächs, eine ganz unerhört neue Blüte, die treuester Pflege bedarf . . . Was Goethe ahnend begann, setzte Thomas Mann bewußt fort. Was der Dichter damit erreichte, ist ganz einfach das: er gewann der deutschen Sprache das klassische Metrum." Ich möchte nicht mit solcher Zuversicht behaupten, daß gerade Goethe darin ein Ahnender und erst Thomas Mann der Bewußte war; es kann auch umgekehrt sein. Jedenfalls übernimmt Mann das Wagnis Goethes, den Hexameter einzudeutschen. Der Unterschied ist: die Alten skandierten nach dem Gewicht, der Deutsche skandiert mit dem Gemüt. Es ist dem Deutschen eigen, sein Wesen immer zunächst in ausgeborgten Formen darzutun. Wie denn zum Beispiel Richard Benz in seiner wunderbaren Ausgabe der „Legenda aurea" (Eugen Diederichs, Jena) nachgewiesen hat, daß das Mittellatein, das Kirchenlatein, im Grund durchaus ein „latenter germanischer Dialekt" ist, wie Konrad Burdachs Forschungen ergeben haben, daß „der neue Prosatypus", der in der Kanzleisprache Karls IV. entstand, „sich am Lateinstil emporrankt", zugleich aber auch einen Hauch italienischer Sprachschöpfung empfängt, so sehr, daß Burdach die paradoxe Wendung wagt, man könne, recht verstanden, Dante den Mitbegründer der neuhochdeutschen Schriftsprache nennen („Forschungen zur neuhochdeutschen Sprach- und Bildungsgeschichte", in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie", 1920, IV). Vermeintlich nachahmend neu zu schaffen, ist des Deutschen Art: indem er ein Vorbild nachzubilden glaubt, wird sein Selbstbildnis daraus. Wer Goethes Hexameter an Homer und Vergil mißt, dem sind sie schlecht, eben weil in ihnen der Hexameter

deutsch wird. Und so sind Manns Hexameter wirklich noch weitaus schlechter als Goethes; sie sind schon fast völlig deutsch, wie bisher nur die Stelzhamers (aber der hat es dadurch leichter gehabt, daß der Fluß unserer Innviertler Mundart ja durchaus homerisch ist — Max Burckhard hat einst einen Gesang der Odyssee ins Oberösterreichische übersetzt, da war die Seelenähnlichkeit im Klang frappant.)

In den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Diwans steht: „Ueberhaupt pflegt man bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existiere. Steht die Gewalt bei einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt bei der Menge, so steht der einzelne im Nachteil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimnis; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworener, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht." In diesen Wahrheiten Goethes gibt uns jeder Tag jetzt handgreiflichsten Anschauungsunterricht. 6. Juli

Eine Wette verloren. Denn ich hielt das für einen dummen Spaß, aber jetzt hab ich's schwarz auf weiß vor Augen: „Verordnung der Gemeinde, betreffend Vermietung der Wohnungen in der heurigen Saison", datiert vom 25. Mai 1920, in sieben Paragraphen; und gleich der erste sagt: „Die Vermietung darf nur für Antisemiten (Nichtjuden) erfolgen, da für Juden der Aufenthalt nicht gestattet wird". Diese Begründung macht einen Sprung: weil man Juden 7. Juli

12

nicht zuläßt, läßt man gleich überhaupt nur Antisemiten zu, doch auch die nicht alle, sondern nur, wenn sie „Nichtjuden" sind; also wieder gerade die besten Antisemiten nicht, die jüdischen, die wissen warum. Daß die Bekenner eines Glaubens, daß die Kinder eines Bluts unter sich sein wollen und jeden anderen Glauben, jedes andere Blut aussperren, kann man verstehen (wenn es auch wenig Vertrauen zur eigenen Kraft zeigt). Unserem Begriff von Freizügigkeit widersprichts, aber wir empfinden es schließlich als das gute Recht einer Gemeinde. Daß aber auch ich heuer nicht an jenen lieben See darf, ich, ein Landsmann, ein Landeskind, in demselben Erzherzogtum geboren und erzogen, desselben Glaubens und desselben Bluts, bloß weil ich nicht dieser einen besonderen jetzt dort herrschenden politischen Partei, weil ich kein Antisemit, weil ich überhaupt nirgends Anti, weil ich kein Widermensch, sondern in allen Dingen ein geborener Fürmensch bin, das scheint mir doch nicht recht gescheit. Da wird man nächstens am Eingang jedes Dorfes vom Gemeindesekretär verhört werden und sich erst ausweisen müssen, genau der Gesinnung zu sein, die bei den letzten Wahlen gesiegt hat. Und wie furchtbar langweilig, nun den ganzen Sommer nur mit Antisemiten oder nur mit Bolschewiken oder nur mit Schutzzöllnern oder nur mit Impfgegnern oder nur mit Vegetarianern zu verbringen! Mit wem soll man dann reden, wenn man nicht streiten kann? Ich muß sagen, daß ich mich halt in gemischter Gesellschaft immer noch am wohlsten fühle.

8. Juli Keynes, „The economic consequences of the peace", im Augenblick das berühmteste Buch Europas, ist jetzt auch deutsch erschienen (bei Duncker und Humblot in München und Leipzig). John Maynard Keynes, Kings College Cambridge, noch nicht vierzig, seit 1912 Editor des „Economic Journal", zunächst durch ein Werk über „Indian Currency and Finance" bekannt geworden, zu Beginn des Krieges ins Schatzamt berufen, als Mitglied des Obersten Wirtschaftsrats an der Pariser Konferenz teilnehmend, ist einer der richtigen Engländer, die der Größe, Macht und Wohlfahrt ihres eigenen Volkes am besten durch Weltblick, Weltsinn und Weltsorge

zu dienen glauben, die nicht aus irgend welchen aufwallenden Gefühlen, für ein imaginäres Kosmopolis schwärmen, aber wissen, daß man auch im Weltgeschäft durch Redlichkeit, Zuverlässigkeit, Anständigkeit und durch eine gewisse Schonung nicht bloß der Bedürfnisse, sondern auch der Eigenheiten, ja gelegentlich selbst der Launen des Partners noch am weitesten kommt, und die zwar durchaus national gesinnt und im Grunde nur auf den eigenen Vorteil bedacht, dennoch, ja gerade darum auch den anderen Luft und Raum, Freiheit und Sicherheit, ja Lust und Laune gönnen: es ist ihnen klar, daß am längsten, am sichersten, am bequemsten herrschen wird, wer es sich am wenigsten merken läßt. Bei dem frommen Wunsch, es möge die Selbstsucht der Völker doch endlich einmal überwunden werden, nicht erst viel Zeit verlierend, bemühen sie sich lieber von Fall zu Fall, jede Selbstsucht nicht weiter gewähren zu lassen, als es die der anderen gerade noch ertragen kann. Sie belügen sich über die Wirklichkeiten nicht, sind aber erfreut, wenn darin gelegentlich auch einmal etwas Ideales sich unterbringen läßt. Brands „Alles oder nichts!" ist ihnen unverständlich und selbst die Ideologen unter ihnen vergessen nie, daß eben, wie Schopenhauer sagt, daß eben die Unrechtlichkeit tief im menschlichen Wesen liegt. Sie sind die einzigen, die vielleicht sogar heute noch das Abendland retten könnten, aber sie haben dabei freilich alle Völker gegen sich. Das schönste Beispiel eines solchen richtigen Engländers, der ja niemals aus Affekten, sondern an Realitäten politisiert, ist Lloyd George, dessen unbestechlichen Blick Keynes erreicht, dessen Gefühl für die Gemeinsamkeit aller abendländischen Interessen er vielleicht noch übertrifft, vielleicht nur deshalb, weil er so glücklich ist, kein Politiker zu sein; jedenfalls hat er im Krieg noch schneller umgelernt als Lloyd George, er hat noch schneller sein Auge den ungeheuren Weiten der neuen Situation angepaßt. Daher sieht er auch mit einer fast zärtlichen Rührung auf die beiden Pole der alten Politik herab, auf den vollkommenen, aber doch jetzt unbrauchbar gewordenen Realpolitiker Clémenceau, und auf den ebenso vollkommenen, aber ebenso von der Zeit überholten Ideologen Wilson. Meisterhaft zeichnet er sie: den Tiger in seinem,

12*

dicken, schwarzen Tuchrock mit viereckigen Schößen, die Hande stets in grauen, schwedischen Handschuhen, mit ländlichen Stiefeln von dickem schwarzem Leder, auf dem schweren Brokatsessel vor dem Kamin, einsilbig, meistens mit geschlossenen Augen, nur zuweilen einmal auffahrend, in einem plötzlichen Ausbruch von Eigensinn, dem sein pikantes Englisch noch eine besondere Farbe gibt; „er fühlte für Frankreich wie Perikles für Athen, aber seine politische Theorie war die Bismarcks", und wenn ihm seine Klugheit zuweilen einen gewissen „Lippendienst vor dem Ideal närrischer Amerikaner und heuchlerischer Engländer" riet, so ließ er sich doch dadurch keinen Augenblick in der Ansicht stören, daß Krieg auch künftig der normale Zustand Europas sein wird; und ihm gegenüber nun der feine, doch geistig langsame, hilflose Wilson, weder ein Held noch ein Prophet, nicht einmal ein Philosoph, mit nichts als seinen edlen Absichten, ohne jeden Sinn für die Atmosphäre um ihn, wehrlos gegen Lloyd Georges „unfehlbare, fast mediumartige Empfindlichkeit für jedermann und seinen telepathischen Instinkt", also von vorneherein verloren, ein „blinder, tauber Don Quichotte". Mit ebenbürtiger Kraft wird nun auch die Wandlung Lloyd Georges zur Zeit der englischen Wahlen von 1918, die capitis deminutio seiner Politik dargetan, ein „dramatisches Beispiel der fundamentalen Schwäche eines Menschen, der seine hauptsächlichen Eingebungen nicht aus seinen eigenen wahren Antrieben, sondern aus den gröberen Niederschlägen der Atmosphäre nimmt, die ihn jeweils umgibt"; eigentlich ging Deutschland an diesen englischen Wahlen zugrunde (freilich auch daran, daß es bei den Verhandlungen nicht einen einzigen Mann einzusetzen hatte, der geistig und sittlich oder auch nur taktisch oder wenigstens an Temperament oder der Geste davon den Gegnern wenn schon nicht überlegen, so doch halbwegs gewachsen und nicht noch dazu schon in seiner ganzen Erscheinung ihren Gewohnheiten unerträglich gewesen wäre). Das Ergebnis des Friedensvertrages aber faßt er dann so zusammen: Europa so dicht bevölkert wie niemals zuvor, an eine hohe Lebenshaltung gewöhnt, unfähig sich selbst zu ernähren, vom Hungertod bedroht, ohne Kaufkraft zur Beschaffung der gewohnten Waren

von Uebersee, das Verkehrswesen zerstört; im Juli 1919 fünfzehn Millionen Familien auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen, überall also Zwang zur Ausgabe neuer Noten, zur Inflation, zur Vernichtung der Währung, ganz nach dem Rezept Lenins, folglich aus Not oder Unfähigkeit der Regierungen ein allgemeiner Bolschewismus; „in Deutschland werden die Gesamtausgaben des Reiches, der Länder und der Gemeinden 1919 bis 1920 auf 25 Milliarden Mark veranschlagt", von denen nicht mehr als zehn durch bereits bestehende Steuern aufgebracht werden, und dabei sind die Kriegsentschädigungszahlungen noch nicht einmal eingerechnet: in Rußland, Polen, Ungarn und Oesterreich gibt es im Ernst überhaupt nicht so etwas wie einen Staatshaushaltsplan." Was also soll geschehen? Können wir überhaupt noch hoffen, „die grundlegenden wirtschaftlichen Kräfte wieder in Gang zu setzen"? Dazu wäre zunächst eine Revision des Friedensvertrags notwendig, die man sich freilich von der Völkerbundsversammlung kaum erhoffen könne, von diesem „unhandlichen vielsprachigen Debattierklub, in dem selbst die größte Entschlossenheit und die beste Taktik nicht ausreichen dürfte, irgendeine Frage gegen den Willen der Anhänger des bestehenden Zustandes durchzusetzen." Zur „Wiedergutmachung" legt er Deutschland, in dreißig Jahresraten, dreißig Milliarden Gold auf; Oesterreich nichts. Oberschlesiens Kohlengebiete teilt er, wofern nicht die Volksabstimmung geradezu widerspricht, Deutschland zu. Einem „Freihandelsverband" unter der Aufsicht des Völkerbundes sollen Deutschland, Polen, die aus Oesterreich-Ungarn und dem türkischen Reich neugeschaffenen Staaten und die einem Mandat unterstellten Staaten zehn Jahre angehören müssen, später angehören dürfen. Ein „Freihandelsverband, der ganz Mittel-, Ost- und Südeuropa, Sibirien und die Türkei und hoffentlich die Vereinigten Staaten, Aegypten und Indien umfassen könnte, würde für den Frieden und Wohlstand der Welt soviel leisten wie der Völkerbund selbst. Belgien, Holland, Skandinavien und die Schweiz würden sich, so ist zu erwarten, ihm in kurzer Zeit anschließen und die Freunde Frankreichs und Italiens hätten den großen Wunsch, daß auch diese Staaten sich zum Beitritt entschließen möchten." Das

Schwerste bleibt aber dann freilich immer noch die Verrechnung der Schulden unter den Verbündeten. Es heißt einem Sieger viel zumuten, daß er durch seinen Sieg schließlich noch verarmen soll. Keynes schlägt im Grunde vor, daß Amerika die Kosten auf sich nimmt, um Europa zu retten. Dies setzt eine Großmut, soviel Weltgewissen, einen so hohen Sinn für die Schicksalsgemeinschaft aller Völker voraus, daß man sich eigentlich eine größere Huldigung an Amerika gar nicht denken kann. Es hätte dann von selbst die sittliche Weltherrschaft auf Jahrhunderte hinaus.

10. Juli Schopenhauer über Republiken: „Die Frage nach der Souveränität des Volkes läuft im Grunde darauf hinaus, ob irgend jemand ursprünglich das Recht haben könne, ein Volk wider seinen Willen zu beherrschen. Wie sich das vernünftigerweise behaupten lasse, sehe ich nicht ab. Allerdings also ist das Volk souverän: jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen ... Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren ... Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun einmal überall,

immerdar und in allen Verhältnissen, sämtliche bornierte, schwache und gewöhnliche Köpfe, als gegen ihren natürlichen Feind, verschworen oder instinktmäßig verbündet, und werden fest zusammengehalten durch ihre gemeinsame Furcht vor jenen. Ihrer stets zahlreichen Schar nun wird es, bei einer republikanischen Verfassung, leicht gelingen, die überlegenen zu unterdrücken und auszuschließen, um ja nicht von ihnen überflügelt zu werden; sind sie doch, und zwar hier bei gleichem ursprünglichen Recht, stets fünfzig gegen einen. In der Monarchie hingegen ist diese überall natürliche Ligue der bornierten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur einseitig vorhanden, nämlich bloß von unten: von oben hingegen haben hier Verstand und Talent natürliche Fürsprecher und Beschützer ... Zudem ist die Dauer der Republiken des Altertums, gegen die der Monarchien, sehr kurz gewesen. Republiken sind überhaupt leicht zu errichten, hingegen schwer zu erhalten: von Monarchien gilt gerade das Umgekehrte. Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edlen einer echten Aristokratie, eines echten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmütigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern. Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Plato."

„Das rätselhafte Deutschland" von Oskar A. H. Schmitz (Georg Müller, Verlag München, 1920). Schmitz, den geborenen Weltfahrer, den höchst Geselligen, hat ein Witz seines Schicksals jetzt schon fast auf mich reduziert und, statt wie sonst, als uns Europa noch einließ, bald mit einem Oxfordman durch den Peloponnes zu traben, bald an blauen Küsten mittelmeerisch oder auch dann wieder auf einem Wolgadampfer rechtgläubig zu schwelgen, muß er jetzt mit mir untergegangenem Oesterreicher winters durch schneestarren Wald den Gaisberg hinauf, sommers durch Almenrosenbrand zum Hochthron empor. Wir zwei sollten von Rechts wegen einander eigentlich nicht ausstehen können, darum sind wir uns allmählich fast unentbehrlich, ja soweit das nach überwundenen Flegeljahren über- 12. Juli

haupt noch möglich ist, beinahe schon ungefähr etwas wie Freunde geworden: er wittert in mir einen Bolschewiken, ich schimpfe ihn gelegentlich Boche, aber ihm hat offenbar gerade dieses Gran Bolschewismus, das ich enthalte, bisher ebenso gefehlt, wie mir wieder ein „bocher" Zusatz vielleicht nur guttun könnte. Und eins ist uns ja beiden gemein, nämlich daß von keinem das heutige Deutschland den rechten Gebrauch macht und wir uns aber beide nun, statt zu klagen, darüber noch freuen: wir haben beide den uns vom Schicksal zugedachten Beruf verfehlt und atmen auf, unserer Bestimmung echappiert zu sein. Heute, wo mein Vaterland zergangen ist, hat's ja keine Gefahr mehr, wenn ich verrate, was meine Vokation war: ich hätte 1898, nach Burckhard, Burgtheaterdirektor werden müssen, der letzte; wovon Schreyvogel der Anfang war, das hätte doch unter allen Menschen dieser Zeit eigentlich nur ich, jenem Anfänger so geheimnisvoll verwandt, wahrhaft vollenden können, der Kreis wäre dann geschlossen gewesen (gerade darum schlug ich ja doch auch vor zwei Jahren mit solcher Entschiedenheit ab, Burgtheaterdirektor zu heißen in einem Augenblick, als es kein Burgtheater mehr gab, als das Burgtheater, das Schreyvogels, das meine, längst zersprungen war). Und ganz dasselbe hat nun in seiner Art auch Schmitz erlebt: denn mit ihm war doch vom Schicksal offenbar der Journalist großen Stils gemeint, der bisher den Deutschen immer noch fehlt. Der durchaus in der Eigenart, ja im Eigensinn seiner Nation wurzelnde, doch eben von diesem so sicheren Stand nun nach allen Fernen ausblickende, umblickende, weltverlangende, weltdurchsuchende, weltversammelnde, niemals sich daheim beruhigende, völkerverbindende Journalist, der immer irgendwie heimlich ein Dichter ist oder früher einmal ein Dichter war oder ein Dichter geworden wäre, wenn ihm das genügt hätte, der aber ebenso stets auch einmal daran war, Politiker zu werden, der vielleicht nur viel zu sehr Politiker ist, um sich der Politik irgend einer Partei fügen zu können, der ferner stets glaubt, eigentlich ein Philosoph oder eigentlich ein Nationalökonom oder eigentlich ein Historiker, jedenfalls eigentlich alles eher als ein Journalist zu sein und in dem ja doch auch dies alles steckt, und

überdies aber auch noch ein Abenteurer, ein Glücksritter, ein Landsknecht, zugleich Pizarro, Casanova, Cagliostro, ja bis zum Commis voyageur herab in einer Person, dieser Journalist, der noch einen letzten Nachklang vom barocken Menschen hat, der Journalist von der Art Wickham Steeds, Maurice Barings oder auch Keynes' und der großen Weltreisenden vom Mailänder „Corriere de la Sera", der fehlt ja bisher in Deutschland. Theodor Wolff hat manches davon, er hätte vielleicht alles dazu gehabt; er ist nur zu früh seßhaft geworden, während andere, die schon auch den Ehrgeiz zu dieser Art Journalismus hätten, wieder nicht genug seßhaft sind: denn sie verlangt beides, sie verlangt zur treibenden Unruhe einer unsteten Wanderseele dann doch auch noch das Gegengewicht angeborener ganz starker innerer Seßhaftigkeit. Davon hat, soweit ich sehen kann, unter den Deutschen heute keiner eine bessere Mischung als Schmitz. In Homburg geboren, in Frankfurt erzogen, immer also von Jugend auf an jener Kurve, wo das Süddeutsche schon einen härteren Klang vom Norden her, aber auch wieder einen überrheinischen Anhauch hat, selber dazu noch durch einen erregenden fremden Tropfen im Blut aufgeschreckt, zwar noch gesichert genug, um sich niemals ganz verlieren, aber doch schon zu sehr bedroht, um sich jemals ganz beruhigen zu können, jung in den edlen Kreis Georges eingelassen, der, mit Wahnfried zusammen, in jener tiefsten Dämmerung des deutschen Geistes die Wacht am verborgenen Licht hielt, in der strengen Zucht dieses bis zur Hoffart reinen Kreises früh schon an die höchsten Forderungen künstlerisch wie sittlich gewöhnt, zu seinem Glück aber dieser Enge dann, kaum flügge, nach Paris entrückt, um die Zeit gerade, wo diese Stadt des stärksten Gefühls für Tradition bei höchster Leidenschaft für ungestüme Freiheit eben wieder einmal, im Dreyfus-Handel, in diesem Stahlbad ihrer sämtlichen nationalen Energien, zur Besinnung auf sich selbst in allen ihren Widersprüchen und eben auf die Notwendigkeit, Unentbehrlichkeit, Wesentlichkeit des Ganzen aller dieser Widersprüche gelangt war, ist auch er, wie die Besten unserer Generation fast alle, dort erst seiner deutschen Art, der alten deutschen Art, der goethisch weltweiten, ganz bewußt

und so sicher geworden, daß er sich fortan getrost allen Eindrücken aussetzen und hingeben konnte, ohne von ihnen in seiner Eigenheit bedroht zu werden: nur wer sich durchaus in sein Volk verwurzelt weiß, bis in die letzten Tiefen, ja bis ins Absurde dieser Volksart hinein, nur der darf sich dann erst über sein Volk hinaus wagen, hinaus und empor; wer, ohne bis ins Absurde national zu sein, über seine Nation will, der entwest und verwest. Schmitz war nun gerettet, ein richtiger Deutscher, und gerade dadurch allen Völkern offen, mit einer inneren Spannung von Oxford bis Laotse, freilich aber eben darum seitdem beiden Arten von verstockten Deutschen gleich verdächtig, den im eigenen Wesen erstarrten Nationalisten ganz ebensowie den für Volksverwischung schwärmenden Allerweltsamphibien, den Commis voyageurs des Internationalismus. Gerade diese sind jenes großen Journalismus, des internationalen, ganz unfähig, weil es ihnen an der Eigenart fehlt, von der allein sich doch die fremder Völker erst abheben kann. Schmitz aber, von Jugend auf schon mit geheimen inneren Verlockungen über sich hinaus und nun in Paris noch zugleich seiner Eigenheiten erst recht bewußt, aber auch weltweit geworden, dann Jahre lang durch Europa bis ins Morgenland abenteuernd, wovon sein vortreffliches Buch über Disraeli, das über „Französische Gesellschaftsprobleme", die „Fahrten ins Blaue" und „Scheinwerfer über Europa" (alle bei Georg Müller, München) berichten, der hätte nun zu jenem großen Journalisten, der uns fehlt, alles; nur die Zeitung nicht; bei uns steht immer entweder ein Platz leer und der Mensch für ihn findet sich nicht oder es erscheint ein Mensch und findet seinen Platz nicht, so wird alles bei uns irgendwie stets leise zur eigenen Karikatur, früher die Monarchie, jetzt die Republik, es scheint schon Schicksal zu sein. Ohne die Zeitung, die dieser geborene Journalist großen Stils brauchte, sieht sich Schmitz also genötigt, sie gewissermaßen selber auf eigene Faust herauszugeben, er hat sich in seinen Büchern einen Preßersatz bereitet, von ganz eigenem Reiz, nur daß man doch immer wieder irgendwie leise heraushört, wie schmerzlich er, vielleicht ganz unbewußt, das Echo von dreimalhunderttausend Abonnenten vermißt, dieses gerade dem

geborenen Journalisten unentbehrliche Korrektiv. Mit dem in Deutschland so seltenen Blick für die Wirklichkeit, ja noch ganz besonders eben fürs Detail der Wirklichkeit, für den Eigensinn jeder Einzelheit verbindet er Ideenvermögen, die Kraft, vieles in eins zusammen zu sehen, den überall die geheimen Verbindungen ahnenden Sinn, und wenn dieser ihn zuweilen bis ans Urphänomen selber lenkt, so bewahrt ihn eine gewisse Geradheit oder Redlichkeit des Ausdrucks, es bewahrt ihn ein unüberwindliches Bedürfnis nach Deutlichkeit vor jedem Schwulst und der fatalen Neigung des philosophierenden Deutschen, im Dunkeln zu munkeln. Er denkt gegenständlich, das wird Deutschen immer am schwersten, aber wenn er stets vom Gegenstand aus und am Gegenstand hin denkt, so denkt er zuletzt über den Gegenstand doch bis zur Idee durch, und ohne dann dort das metaphysische Pfauenrad zu schlagen. Er ist klar, ohne seicht zu sein, er wird tief, ohne darin unterzugehen, er bleibt, auch wenn er sich gelegentlich bis ans Phantastische wagt, immer noch besonnen, und wenn es jetzt Mode geworden ist, auch das Banalste möglichst extravagant zu sagen, ist er, so verwegen er zuweilen spricht, selbst dann noch auch dem mittleren Leser verständlich. Dadurch bringt er sich freilich um die beste Wirkung auf ein Volk, das Bücher um so mehr schätzt, je weniger es sie versteht ... Vom „Rätsel, das Deutschland der Welt aufgegeben hat", handelt seine neue Schrift. Wie, fragt sie, konnte aus dem Volk der Dichter und Denker in wenigen Jahrzehnten das Volk der Handlungsreisenden und Feldwebel werden? Sie antwortet: Durch eine Entgleisung seines alten tiefen Unendlichkeitsdranges. Den deutschen Denker zeichnet sein eigentümliches Verhältnis zum Unendlichen aus und indem nun dieses Verhältnis von der ganzen Nation, auch von den Nichtdenkern, übernommen wurde, sei sie verwirrt worden. „Der alte deutsche Idealismus ist in die Säue gefahren", so kräftig drückt Schmitz das aus. Und wenn nun die Feinde verlangen, der Deutsche müsse, damit sich ihm die Welt wieder öffnen kann, erst „ein anderer" werden, entgegnet er: Nein!, ein anderer ist er ja während der ganzen wilhelminischen Ersatzzeit gewesen; nein, er selbst muß er wieder werden! Zunächst

aber ist er auch in der demokratischen Verkappung doch wesentlich wilhelminisch geblieben: unvornehm. „Die westlichen Demokraten wollen, daß alle an der Kultur, das heißt, an den vornehmen Werten teilhaben ... Die deutschen Demokraten aber wollen die Vornehmheit überhaupt aufheben, die allgemeine geistige wie gesellschaftliche Rüpelei endlich von ihren letzten Dämmen befreien ... Die deutsche Zukunft hängt einzig und allein davon ab, ob es gelingen wird, eine neue Oberschicht von lebendigem Geist und unstarrer Form zu schaffen ... Nichts ist daher heute für uns wichtiger als die höhere Schule. Nicht die Einheitsschule tut uns not, die noch den letzten Rest ererbter Kultur auflösen würde, sondern die vornehme Schule (er denkt an Eton und Harrow) ... Gerade die nur tüchtigen Deutschen pflegen auffallend subalterne Persönlichkeiten zu sein. Nur der geistige deutsche Typus besitzt jene kostbare, von den Kriegern geschmähte, von den Snobs nachgeäffte Universalität des wahren Kosmopolitismus." Dieser deutsche Typus sei nun aber „im Protestieren" stecken geblieben und ihn wiederzufinden, dazu sieht Schmitz nur „eine mögliche Wirklichkeit: die vereinigten Staaten von Europa unter Führung des einzigen Volkes, das seit den Römern wahre staatsmännische Begabung bewiesen hat, der Engländer". Und „Grundbedingung ist, daß der Schwerpunkt des deutschen Reiches wieder dort ist, wohin er gehört, nämlich im Süden ... Unsere politische Unbegabtheit, unser weltliches Ungeschick waren nur Laster, als wir täppisch anmaßend sie zu verleugnen suchten; aber der Selbsterkenntnis zeigt sich dieses Nichtkönnen als ein tieferes Nichtwollen" ... Wie hier aus einer großen Anschauung der höchst ergiebige Begriff der deutschen Bestimmung zur Unendlichkeit im Irdischen und auf diesem eigentlich ganz barocken Grunde dann gleichsam in Stockwerken alles Gebot und Verbot für den Deutschen emporsteigt, das ist in seiner Strenge, Klarheit und Ordnung echt schmitzisch aufgebaut. Echt schmitzisch aber wirkt freilich auch der whim, aus dieser grundsätzlichen Erörterung dann plötzlich auf einen vielleicht ganz gescheiten, aber jedenfalls grundsätzlich gleichgültigen, rein praktischen Vorschlag loszufahren, den der eine gutheißen, der andere bezweifeln mag,

niemand aber für wesentlich halten wird, den Vorschlag eines Ständehauses, eines „Nebenparlaments" der „wirklich Kompetenten", wo die vier Stände, der der höheren Bildung, der der Bodenbebauer, der des Handels und der der Arbeiter, unabhängig von ihrer quantitativen Stärke gleichberechtigt sein sollen, wogegen ja, schon weil es nur zu beraten, nichts aber zu bestimmen hätte, niemand etwas einwenden, wofür aber eben darum auch niemand sich ereifern wird, und des Redens hätten wir jetzt doch eigentlich auch schon genug.

Stobäos, im Florilegium, erzählt von der Sitte der Perser, nach dem Tode eines Königs immer fünf Tage lang einen gesetzlosen Zustand zuzulassen, damit das Volk wieder einmal kennen lerne, was König und Gesetz wert sind, was es an ihnen hat. Frau Historia scheint dieses erprobte persische Verfahren jetzt auf uns anzuwenden. 24. Juli

Ich gelte für sehr gutmütig und man wundert sich, wie wenig ich Kränkungen empfinde, wie leicht ich sie nehme, wie rasch ich sie vergesse. Das ist aber ein Mißverständnis. Mein Verhältnis zum Nächsten wird leider nicht durch Güte, Wohlwollen und Nachsicht bestimmt, sondern ich bin nur, nach meiner Kenntnis der menschlichen Natur, bei jedermann immer von vornherein zunächst auf soviel Niedertracht, Erbärmlichkeit, Bosheit, Tücke, Hinterlist, Verrat und Undank gefaßt, daß es mich höchst freudig überrascht, ja bis zu Tränen rührt, wenn dann diese Voraussetzung doch einmal nicht ganz zutrifft. Und ich muß ja sagen, daß ich jedes Jahr immer von neuem darüber erstaune, wie merkwürdig oft meine Voraussetzung nicht ganz zutrifft, wie viele Menschen sich, solange man ihre Selbstsucht ungestört läßt, jeder unnötigen Gemeinheit enthalten, wie sehr die meisten ihre Natur mäßigen. Gar jetzt, wo doch in unserem Land das Gesetz, machtlos geworden, nur noch auf dem Papier und in der Menschenbrust, an recht unsicheren Stellen also, keineswegs aber in Gebrauch steht, ist es eigentlich verblüffend, von welcher Zurückhaltung sich die menschliche Ruchlosigkeit zeigt: es sind noch immer auch Leute vorhanden, die nicht stehlen, nicht rauben, nicht fälschen, nicht plündern, 25. Juli

nicht morden; und eigentlich ohne zu wissen, warum nicht. Ist es bloß die Gewohnheit, die noch nachwirkt? Sind sie nur unfähig, so rasch umzulernen? Oder trauen sie der neuen gesetzlosen Zeit noch nicht? Oder ist die sanfte Stimme des Gewissens doch mächtiger als der laute Zuruf der Erbsünde? Leonhard Frank hätte recht und der Mensch wäre, wenn auch gefallen, im Grunde doch gut? Aber warum ist dann der gute Mensch so feig und schweigt? Warum steht keiner auf und gibt allen das Zeichen zum Guten?

26. Juli

Ou sont les gratieux gallans
Que je suyvoye au temps jadis
Si biens chantans, si bien parlans,
Si plaisans en faictz et en dictz?
Les aucuns sont mortz et roydiz
D'eulx n'est-il plus rien maintenant
Repos ayent en paradis
Et Dieu saulve le remenant.

Der Wiegenton dieser gelinden Klage, die ich neulich bei Maurice Baring fand, in seinem charmanten Weltreisebuch „Round the World in any Number of Days" (London Chatto Windus 1919), geht mir heute den ganzen Tag durch den umflorten Sinn, da nach Fritz von Kaulbach, nach Albert von Keller jetzt auch Ludwig Ganghofer uns entrissen ist. Eine Künstlerart stirbt damit aus, die schon darum der heutigen unverständlich sein muß, weil diese sich ja ganz für ihr Werk aufspart, ganz an ihr Werk ausgibt, während jene, die beste Kraft vielmehr unmittelbar an ihr eigenes Leben wendend, in ihr eigenes Leben einsetzend, nur mit dem Rest, der ihr dann allenfalls noch blieb, nur sozusagen mit den Abfällen ihres prassenden Lebens das Werk abgespeist hat. Dabei kam freilich leicht die Kunst zu kurz; heute kommt wieder der Mensch zu kurz. Und es bleibt immer noch fraglich, ob auch das höchste Kunstwerk jemals ein volles Menschendasein aufwiegen kann. Wer will entscheiden, ob die Welt mehr Glück von der strahlenden Existenz Fritz von Kaulbachs oder dem schönsten Bilde van Goghs empfing? Selig die Meister, in denen sich die beiden Künstlerarten vermählen, wie Phidias,

Bernini, Gluck oder Goethe (der sich aber doch eigentlich schon leise mehr nach der Ganghofer-Seite neigt, und gar in seinem letzten Setzling Paul Heyse) . . . Der junge Ganghofer war schon auf den ersten Blick ein Dichter: blond, schlank, groß, das Profil stolz, kühn und klar, dabei rasch an Geberden und von einer solchen stillen Anmut der ganzen Erscheinung, daß ich, wenn er, fast dreißig Jahre wird das bald sein, neben mir an der Alserkaserne vorbei zur Redaktion der „Deutschen Zeitung“ schritt, mich immer wunderte, die Wache nicht ins Gewehr treten zu sehen vor den blitzenden Augen dieses Germanenkönigs. Den Frauen lieb, der Natur vertraut, Wanderer, Jäger, Segler, unersättlich nach Schönheit, des Weibes wie des Waldes, weiter Räume, prunkender Verse, satter Bilder, ein unvergleichlicher Erzähler, der liebenswürdigste Wirt, auf der Adlerjagd ebenso unermüdlich wie im Ersinnen rauschender Feste, mit derselben Gier in Bergeinsamkeit schwelgend wie in lauter Geselligkeit: das Leben hat keinen Freudenkrug, den unser Ludovico il Magnifico nicht geleert hätte. Welch ein Verschwender von Kraft, Schönheit und Fülle! Welch ein Künstler des Lebens! Und wer ihn kannte, so daß er sich, wenn er etwas von ihm las, seiner erinnern und seine Gegenwart supplieren konnte, der vernahm diese Künstlerschaft dann schon auch zuweilen in den Büchern leise pochen. Aber seine Bücher, seine Stücke waren freilich nur ein Schatten von ihm. Vielleicht gerade weil ihm das Leben selbst, das unmittelbare Leben, soviel gab, daß er nicht nötig hatte, wie die vom Leben Verschmähten, sich erst noch einzubohren in den tiefen Schacht der Kunst. Vielleicht auch nur, weil er um ein paar Jahre zu früh kam, weil er noch aus einer Zeit war, der das Gefühl fürs Wort, für Maß und Gewicht des Worts, für das eine präzise, gerade hier notwendige, das unersetzliche, das nicht bloß ungefähr andeutende, sondern gerade hier durchaus kein anderes zulassende, das nicht bloß benennende, sondern erschaffende Wort fehlte. Jene Zeit begnügte sich damit, von den Dingen zu reden. Die Dinge darzutun, sie nicht bloß zu nennen, sondern herzurufen, hervorzurufen, diese Forderung haben erst wir wieder entdeckt, wir, die gleich unmittelbar nach ihm kamen, kaum um zehn

Jahre jünger als er, aber eben darum mit ihm unversöhnlich: die Generation, deren heißen Atem man im eigenen Nacken spürt, versteht einen immer am wenigsten, sie lernt man eigentlich nie verstehen, mit ihren Ueberwindern verständigt man sich dann wieder leicht. Und dann hatte Ganghofer auch noch das Unglück, dem deutschen Kaiser zu gefallen. Da war's um ihn geschehen; das hielt selbst Hebbel kaum aus. Man wird aber doch mit der Zeit schon erkennen lernen, daß Ganghofer das nicht verdient hat; mir ist da gar nicht bang. Erst neulich, noch vor seinem Tode, kam ich im Gespräch mit einem jüngeren, selber in seinem Geschmack den Jüngsten, den Allerjüngsten geneigten Dichter auf ihn. Ich fragte da nämlich: „Wer, meinen Sie, hat mehr Talent, von wessen Werken wird in dreißig Jahren noch mehr am Leben sein, wer ist schließlich, alles in allem, der hohen Kunst, der ewigen, der die Zeiten verbindenden, noch näher: Ganghofer oder Edschmid?" Ich nannte mit Absicht unter den Jungen den, der durch seinen hochgespannten edlen Ehrgeiz die große priesterliche, wenn auch zuweilen vielleicht etwas erkünstelte Gebärde, die Strenge seines künstlerischen Gewissens, sein reines Pflichtgefühl, den weiten Blick für alle Probleme des Abendlandes und wohl auch durch seinen sorgsam verwalteten, klug gebrauchten journalistischen Einfluß jetzt eine fast diktatorische Macht, wenn auch noch nicht über das große Publikum, so doch über einen guten, ja vielleicht den besten Teil der gebildeten Jugend hat. Ich fragte nur, ich war mir selber noch der Antwort nicht gewiß: die wollten wir eben sokratisch erst finden. Und so schritten wir von der Gotzentalalm zum Vorderbrand, immer zu Zeiten wieder in Lichtungen das Auge des Königsees erblickend. Es ergab sich allmählich folgendes: Edschmid, unleugbar ein Artist ersten Ranges, nicht bloß für seinen reinen Kunstwillen verehrungswürdig, sondern schon auch zuweilen von einem erstaunlichen, wenn auch mühsamen und sich wie den Leser ermüdenden Können, zudem von ungemeiner Wortkultur, der aber eine produktive Kraft zuzumuten auch mein junger Freund so wenig den Mut fand, als er mir in Edschmids bisherigem Werk den menschlichen Gehalt, eine Seele, irgend etwas Elementares aufzeigen konnte; Ganghofer dagegen ohne den gerinsten

Zug vom Artisten und den Künstler, den er in sich gefühlt haben mag, in seinen Werken fast geflissentlich verbergend, jedenfalls niemals verratend, immer aber von einer so starken menschlichen Empfindung, so viel Natur und einer solchen Fülle von Lebenskraft, Lebenslust und Lebensdrang, daß sich durch seine verwöhnten Ohren oft fast unerträgliches Stottern hindurch doch immer wieder ein hinreißender Klang vernehmen läßt — wovon? ja, das konnten wir selber eigentlich nicht sagen, wir fanden den rechten Namen für diese Magie nicht, der immer wieder bei Ganghofer an manchen Stellen selbst ein vorsätzlich widerstrebender Leser zuweilen verfällt. Und nun war uns bang, ob nicht am Ende, da doch alles Artistische sich immer alsbald in bloße Technik umsetzt und als Technik dann sogleich Gemeingut wird, ob nicht Edschmid in dreißig Jahren, da das von ihm Errungene dann jedermann geläufig und also dem Leser unmerklich geworden sein wird, eine menschlich ergreifende Kraft der Empfindung aber seinem Werke fehlt, ob nicht Edschmid in dreißig Jahren also vielleicht nur noch die Germanisten interessiert, während auch in dreißig Jahren Ganghofers „Schloß Hubertus" immer in allen Jagdhütten noch abends am Feuer manch fröhliches Herz stärken wird. So läuft die ganze Wertfrage schließlich darauf hinaus, für wen einer lieber schreibt: für Germanisten oder für Jägerleut; ich war insgeheim stets meinem geliebten Ganghofer um seine Leser neidig, dagegen den von mir bewunderten Dichtern um ihre doch eigentlich nie.

Der Theaterdirektor einer Stadt im mittleren Deutschland klagt mir seine Situation, die typisch ist. Er hat ein gut bürgerliches Publikum: brave Leute, die tagsüber redlich schanzen, aber abends dafür sich unterhalten und womöglich lachen wollen; gelegentlich läßt man sich, da man weiß, daß dies zur Bildung gehört, schon auch einmal einen Klassiker gefallen, bei dem man sich mit Anstand langweilt, ja selbst, wenn es sein muß, einen lebenden Dichter, wofern der von Berlin aus bereits „zweifelsohne" festgestellt ist. Uebrigens aber hat man weiter keine literarischen Schmerzen und hält sich an das erprobte Theaterstück in Ernst und Scherz, wie es seit Diderot, 30. Juli

13

Iffland und Kotzebue in leichter Verkleidung durch alle Zeiten geht. Schon Hauptmann ist diesem Publikum etwas zu anstrengend und gar vor allem was nach Expressionismus schmeckt, schrickt es schaudernd zurück. Das wäre ja nun für den Direktor wunderschön, wenn nicht bei Premieren mitten unter diesen erfreulichen Leuten vier abgefeimte Sonderlinge säßen, deren Geschmack namenlos vorgeschritten, für die Hauptmann längst überwunden, selbst Unruh schon wieder verdächtig und eigentlich ein Dichter überhaupt nur so lange diskutabel ist, als er es noch zu keiner Aufführung gebracht hat. Die Hyänen nennt die vier mein Direktor, der gegen ihren vorwärts schnaubenden Geschmack ja durchaus nichts einzuwenden hätte, wenn es nur nicht leider gerade die Kritiker der vier Zeitungen jener Stadt wären. Diese Zeitungen sind alle vier ganz ebenso bedächtig gesinnt und gestimmt als ihre Leser, wenn sich diese bürgerliche Biederkeit auch in einer jeden des Vokabulars einer anderen Partei bedient; der Bürgersinn bleibt darum derselbe: beharrend, seinen Gewohnheiten treu, mißtrauisch gegen alles Neue, was aber nun keineswegs ausschließt, daß der Abonnent, sofern es nur nicht ihn betrifft, von seiner Zeitung doch auch wünscht, avanciert zu sein. Irgendwo will man ja zeigen, daß man kein Kleinstädter mehr ist. Und dazu haben die vier Zeitungen nun die Hyänen angestellt: die toben in der Kunst, wo das ja weiter nichts schaden kann, die radikalen Bedürfnisse des Abonnenten aus. Das Ergebnis davon aber ist: gefällt ein Stück dem Publikum, so wird's am andern Tag in den vier Zeitungen von den Hyänen so verrissen, daß in die zweite Vorstellung kein Mensch mehr geht; gelobt aber werden in den vier Zeitungen nur Stücke, die dem Publikum so sehr mißfallen haben, daß ihnen dann auch die Begeisterung der Hyänen am nächsten Tag schon nichts mehr hilft! Jetzt sagen Sie mir nur, klagte mein Direktor, was man da anfangen soll? Ich schlug ihm vor: selber Hyäne zu werden.

1. August Aus Hans von Hammersteins „Tagebuch der Natur" (Verlag Parcus, München) notiert:

Wer mir gut,
Läßt mich mir selber. Ich bin kein Genosse.

Zu schad! sagte mir in verklungenen schöneren Tagen Olbrich oft, zu schad, daß der Großherzog grad Großherzog sein muß: das brave Hessen könnt sich sicher auch selber regieren und welch einen Baukünstler hätten wir dafür an Ernst Ludwig gewonnen! Uebrigens auch einen Regisseur. Vielleicht auch einen Tonkünstler. In allen diesen Künsten hat Ernst Ludwig, der Großherzog zu Hessen und bei Rhein, sich ja gelegentlich, wenn auch nur dilettierend, von einer das Dilettanten, auch Dilettanten im höchsten Sinn, gewährte Maß weit überholenden Kraft gezeigt, und vor allem von einer Frische, einem beherzten Eigensinn, einer Urwüchsigkeit des raschen Urteils wie der sicheren Empfindung, die doch nur der geborne Künstler hat. Geschmack, Kunstverstand, auch das Technische der sämtlichen Künste, ja Lust und Laune dazu, selbst die Handschrift einer eigenartigen Begabung lassen sich nicht bloß vortäuschen, sondern sogar bis auf einen gewissen Grad erwerben, er aber hatte, was den Dilettanten, auch den höchsten, versagt bleibt, er hatte den Klang einer Natur. Nun aber, welche Ueberraschung! Indessen ist ja Olbrichs Wunsch erfüllt worden: das Land regiert sich selbst und Ernst Ludwig hat Muße, mit seinem Freunde Keyserling die „Weisheitsschule" zu beraten, die sie für Darmstadt planen. Und siehe, da kommt aber jetzt auf einmal an den Tag, daß er ein Dichter ist: „Ostern", ein Mysterium in drei Aufzügen von E. K. Ludhard (Manuskriptdruck der Gesellschaft hessischer Bücherfreunde, Darmstadt). Ich muß gestehen: alles hätt ich ihm eher zugetraut! Das Bild von ihm in meiner Erinnerung ist voll Anmut und Würde, voll Geist, voll Fürstlichkeit des Wesens: ein van Dyck, aber auch in der Kühle, in der Ferne von — ja, wovon eigentlich?, „Gemüt" ist ein zu mißbrauchtes Wort, „Herz" wieder sagt mehr, als ich will. Kainz hätte ihn spielen können, der hatte das selber auch: irgendwas nämlich, das einen nicht in die Nähe läßt. Damit kann man der größte Künstler sein, nur kein Dichter, weil des Dichters Amt gerade doch ist, daß er einen in seine Nähe zieht. Und mit welcher Macht tut das aber Ernst Ludwigs „Ostern!" Die Ueberraschung für mich war der Mensch, den dieses stille, zarte, liedhafte Gedicht verrät. Ein Mensch, der das Leid kennt. 2. August

13*

Ein Mensch, der jetzt weiß, daß Leben in seinem tiefsten Sinne nur erlitten werden kann und daß jeder von uns, er sei auch wer er sei, nur genau so viel wert ist, als er gelitten hat, weil Leid allein froh macht. Ich hätte von ihm jedes Talent erwartet, nur nicht, daß er leiden kann, und nun empfangen wir gerade von ihm dieses durch und durch leidbegabte Werk! Es ist ganz er, aber in irgendeiner geheimnisvollen Verklärung. Und zur Kraft, mit der die Gestalten umrissen sind, die der ihre Not und Angst um den eingerückten Sohn mit Fingerübungen auf dem Klavier betäubenden Mutter, der unvergeßlich rein sich von einander abhebenden und dann doch auch wieder sanft ineinander gleichsam zurückfließenden Töchter, gar aber dieses irgendwie russischen und dennoch urdeutschen, grünewalddeutschen seltsamen Herrn Mittler in seinem Glauben, seinem wissenden Glauben an die Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten in Licht und Liebe, gesellt sich eine Stille der Ergebung von einem Seelenglanz, der zuweilen fast an die Gelassenheit, Zerlassenheit Meister Eckarts erinnert. Kein schöneres Vorspiel konnte sich die „Weisheitsschule" wünschen!

4. August Aus dem Augustheft von „The London Mercury" (Editor J. C. Squire) ersehe ich, daß London zurzeit über ein Bauprojekt in einem Aufruhr ist, den Kunstfragen dort selten erregen. Es handelt sich um einen von Sir Frank Baines am Hyde Park Corner geplanten „Turm" zur Erinnerung an die Toten des Krieges. Der Entwurf scheint besonders durch sein Aegyptisieren erbittert zu haben und er wird als fremd, als barbarisch empfunden, deutscher Megalomanie geziehen. Er erinnert nach der Beschreibung in der Tat an gewisse Neubauten, durch die vor dem Krieg ganze Straßen Berlins und halbe Städte des Ruhrgebiets verheert worden sind. Es war eben offenbar ein Irrtum, diese Schwulstarchitektur als besonders deutsch oder auch nur norddeutsch auszurufen. Ihre Hybris hat nichts Nationales, sondern es ist der Monumentalstil des Industrieritters überhaupt. Kein gutes Zeichen für London also. Freilich wehrt es sich wenigstens dagegen. Nur daß, während in London bisher Kunst-

fragen ungestört von öffentlicher Einmischung ohne Zuziehung der Sachunverständigen entschieden wurden, daß jetzt auch dort schon dazu das Urteil aller Ahnungslosen eingeholt wird, ist doch eine bedenkliche Näherung an Mitteleuropa. Sie sollten sich nicht zu sehr entinseln!

Walter Rathenau, Geschäftsleuten unheimlich als Phantast und Denkern verdächtig als Faiseur, aber gerade durch seinen Einblick in zwei Welten, in den Doppelsinn der Welt, und durch sein starkes Gefühl für das Utopistische, das aller Erfahrung beigemischt ist, nicht bloß, sondern zugleich doch auch wieder für den Bodensatz von Wirklichkeit in allen Ideen wirksam, kommt damit zuweilen viel näher an die Wahrheit, la vraie vérité, heran, als die nur immer auf einem Leisten, seis theoretisieren, seis praktizieren. Ob er freilich darum aus seiner richtigen Erkenntnis dann auch der richtigen Tat fähig wäre, weiß ich nicht. Dieser Einwand wird immer wieder benutzt, um ihm den Eintritt zu verwehren. Aber daß alle, denen das Schicksal Deutschlands anvertraut ist, der richtigen Erkenntnis wie der richtigen Tat, ja vielleicht selbst auch nur des bloßen Begriffs schon, daß es überhaupt noch etwas Richtiges geben könnte, gleich unfähig und in allem was Himmel und Erde betrifft, gleich ahnungslos sind, das weiß ja nicht bloß ich. Freuen wir uns indessen, daß er dadurch immer wieder auf Wort und Schrift zurückgewiesen wird. Er sprach neulich im Demokratischen Klub zu Berlin über die Fortentwicklung der demokratischen Idee und diese Rede, die die „Vossische Zeitung" in einer von ihm gebilligten Verkürzung bringt, ist wieder von erstaunlichen Einsichten, die freilich zu weniger erfreulichen Aussichten führen. Er vergleicht zunächst die deutsche Revolution mit der großen französischen, die durch zwei Generationen vorbereitet war, während unsere improvisiert wurde, fast ungewollt, jedenfalls unerwartet. Auch hatten jene Franzosen damals, was uns in Deutschland heute fehlt, sie hatten einen großen gegenseitigen Respekt. Auch damals billigte nicht jeder immer den andern, doch sie verstanden und achteten einander, so konnte sich ein gemeinsamer Geistesgehalt ergeben. Diese westlichen Demo- 7. August

kratien sind aber Plutokratien geworden. Die „Gesellschaft" ist es, die sie beherrscht. Was aber ist „Gesellschaft"? Die kollektive Einheit der Wohlhabenden und Gebildeten. Die westlichen Demokratien schätzen den Wohlstand, während wir in der Herrschaft der Wohlhabenden eine Gefahr sehen. Wir sind nämlich zu spät zur Demokratie gekommen, ganz so, wie wir zu spät zum Imperialismus kamen. Imperialismus war die Bewegung der siebziger und achtziger Jahre: da wollten wir sie nicht. Sie war schon in den neunziger Jahren bedenklich, im zwanzigsten Jahrhundert unmöglich für uns geworden: da fingen wir sie an. Und wir wenden uns der liberalen Demokratie, dem System also, das seine großen Zeiten unter dem Imperialismus hatte, in eben dem Augenblick zu, wo Imperialismus, der ja nur den Kampf ums Dasein von den Individuen auf die Staaten überträgt und die Konkurrenz der Einzelnen zur internationalen Rivalität ausdehnt, eben daran ist zu zerbrechen. Daß unsere Demokratie so spät kommt, hat auch die Folge, daß es ihr sozusagen an Unschuld, daß uns der Kinderglaube an sie fehlt. Ueber den Gedanken, daß es in Deutschland immer wohlhabende Gruppen geben wird, die sich einen Wahlfeldzug auch schon einmal fünfzig Millionen kosten lassen können, kommen wir nicht mehr mit einem Lächeln hinweg, wie Zeiten, denen die Demokratie noch neu war. Wir haben eben die demokratischen Formen in dem Augenblick eingeführt, da die westlichen Länder schon Erschütterungen dieser Formen fühlen, zugleich aber ein Strom neuer Ideen aus Rußland über uns kommt. Rußland ist heute keine Sowjetrepublik, sondern die Autokratie eines Klubs, aus der in zehn Jahren eine Adelsrepublik nach venezianischem Muster geworden sein wird. Jetzt gibt es in den Fabriken noch Sowjets, aber sie haben nichts mehr zu sagen: der Regierungskommissär befiehlt, Arbeitszwang besteht in schroffer Form, zehn- bis zwölfstündige Arbeitszeit ist geboten, Streik verboten und Akkorde werden erzwungen. Aber aus diesem Rußland brechen zwei Riesenströme hervor, der kalte Strom des Ressentiments: Rache zu nehmen an der Bourgeoisie, und der heiße Strom eines radikalen Gedankens, des Räte-

gedankens. Der entstammt der Erfahrung, daß Menschen sich am besten dann verstehen, wenn sie zusammen arbeiten, sich also kennen und darum dem Nächsten, im eigentlichen Sinne „Nächsten“ vertrauen können. Er ist von so gewaltig werbender Kraft, daß ihm auch Deutschland nicht widerstehen konnte, wie das Betriebsrätegesetz und der Reichswirtschaftsrat beweisen, Institutionen, die Rathenau „für mühselig, aber aussichtsvoll“ hält, ja, die für ihn schon etwas von dem „neuen lebendigen Ideengehalt“ haben, der sonst unserer Demokratie noch fehlt. Sie beginnt am Grabe des Hochkapitalismus, der verschwenderisch im Betrieb, aber sparsam, unendlich sparsam in der Verwaltung war. Was immer die neue Form der Wirtschaft und Gesellschaft sein mag, sie wird jedenfalls teurer verwaltet: jeder einzelne spricht vom Gesamtertrag einen höheren Lohn an, den er noch dazu nicht wie früher der Kapitalist akkumuliert, nicht wieder in den Betrieb steckt, sondern den er verbraucht. Dies macht es fast unmöglich, sich die Zukunft eines Landes vorzustellen, das ja mit dem Kapitalismus zugleich auch noch selber zusammengebrochen ist, das sich erst wieder aufrichten muß und das auch noch die Milliarden an Kriegsentschädigung zahlen soll: „Jede Milliarde Gold jährlich bedeutet eine Summe von zehn Milliarden Papier, die hier gedruckt und irgendwie herangesteuert werden müssen; jede Milliarde Gold bedeutet fünfzehn Millionen Tonnen Kohlen zum Auslandspreis, fünfzig Millionen zum Inlandspreis.“ Was man so gemeinhin sparen nennt, kann uns da nicht helfen. Organisieren heißts, organisieren und ordnen, denn wir müssen fortan bei gleicher Menschenzahl, verminderten Bodenschätzen, gleicher Arbeitsleistung das Dreifache wie bisher erzeugen. Und wir können das auch, wenn wir die Kraft finden, ökonomischer zu produzieren als bisher, wo unsere Produktion, kindlich primitiv, der Laune, dem Eigennutz, dem Zufall überlassen war, wie die Landwirtschaft vor hundert Jahren, als sie noch kaum ein Viertel von heute trug. Darum werden wir uns bei der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der alten Demokratie nicht beruhigen können, sondern auf einen neuen Dreiklang hören müssen: Freiheit, Verantwortung

und Gemeinschaft ... Ich erstaune stets von neuem darüber, wie groß, klar, klug, ja weise Deutschland spricht, mit hohem Mannesmut in die drohenden Augen seiner Not blickend. Es geschieht nur aber dann nie was.

8. August Aus einer neuen, sehr handlichen Ausgabe von Laotses „Tao Teh King" (Uebertragung von H. Federmann. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1920) notiert:

Nur wer frei von den Dingen,
Geistigkeit begreift.
Wer noch strebt nach den Dingen,
nur die Schale ergreift,
— — — — — — — — — — — — — — —
Sein und Nichtsein auseinander entspringen.
Schwer und Leicht einander bedingen.
Lang und Kurz einander erweisen.
Hoch und Tief einander erst zeigen.
Ton und Stimme sich eng verbinden.
Vorher und Nachher zusammen sich finden.
Darum verharrt der Heilige im Nicht-Tun
bei allem was er treibt
— — — — — — — — — — — — — — —
Er vollbringt sein Werk, doch hängt nicht daran.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Wahrlich! Dem wahrhaft Vollkommenen strömt
alles von selbst zu.
— — — — — — — — — — — — — — —
Der Heilige hat kein eigenes Herz.
Das Herz des Volkes macht er zu seinem Herzen.
Zu den Guten bin ich gut,
zu den Bösen bin ich auch gut,
denn Tugend ist Güte.
Zu den Treuen bin ich treu,
zu den Falschen bin ich auch treu,
denn Tugend ist Treue.
Der Heilige lebt einsam inmitten der Welt,
aber in seinem Herzen hat er Raum für alle.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Wahre Worte sind nicht schön,
schöne Worte sind nicht wahr.
Der Gute streitet nicht;
wer streitet, ist nicht gut.
Der Weise ist nicht gelehrt,
der Gelehrte ist nicht weise.
Der Heilige häuft keine Schätze auf.
Je mehr er für die Menschen tut,
desto mehr wird er erlangen.
Je mehr er den Menschen gibt,
desto mehr wird er empfangen.

Und im Nachwort des Uebersetzers ist vortrefflich der Abschnitt über das Wu Wei, die Lehre vom Nichttun, die durchaus nichts östlich quietistisches sei: „Laotse meint mit Wu Wei nirgends ein Nichthandeln, sondern, wie aus allen dafür zu beachtenden Stellen hervorgeht, ein nicht eigenmächtig der eingeborenen himmlischen Natur der Dinge Entgegenhandeln, also eher ein: „nicht mit Werken umgehen", wie es Paulus in seinem Römerbriefe gebraucht. Laotse selbst aber zerstört jeden Zweifel an dem wahren Sinn seines Wu Wei, indem er es erweitert und in seiner Negativität aufhebt durch die zweite größere Forderung, die er ihm gegenüberstellt: Wei Wu Wei gleich Tun durch Nichttun sagt Laotse geradezu und stellt damit klar, daß es sich um keine äußere Vielgeschäftigkeit handelt, die dem Geist entgegenwirkt, sondern um eine wahre innere Aktivität, um eine göttliche Gelassenheit, etwa in dem Sinn, wie Philo der Neuplatoniker Gott als den apoios den Nichthandelnden bezeichnet.

Im fünften Heft des „Inselschiffs", das, den Barken von Malamocco mit den blutiggelben Segeln gleich, bald still vor dem Winde liegt, bald dreist ins Weite stößt, ein verschollener Aufsatz Adalbert Stifters über die „Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842". Nach dem auch fast völlig vergessenen, in den meisten Ausgaben fehlenden „frommen Spruch", seiner schönsten Dichtung, der einzigen deutschen Erzählung, die fast noch über die Höhe der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" emporschwebt, ist dieser Aufsatz vielleicht das stifterischeste, was er je geschrieben hat. Alle Grenzen der Künste 10. August

verschwinden da: mit den einfachsten, den nächsten Worten wird die Musik der Sphären gemalt! Und ich glaube, wenn nach unserer Sintflut doch einst die Taube mit dem Oelblatt kommt und die Menschheit allmählich wieder versucht, menschlich zu werden, aufhorchend nach den Stimmen der Ewigkeit, dann wird auf sie diese Stille Stifters so unbegreiflich groß und übermenschlich rein wirken, wie von allem was je gedichtet worden, nur Homer noch.

22. August Komisch, wie stark mein Burgtheaterbüchl doch wirkt! Offenbar erfahren viele daraus erst, daß dort, wo jetzt unsere Bettelrepublik verendet, in alten Zeiten das Herz eines mächtigen, das Abendland führenden Reiches schlug und daß dieses strahlende Reich anderthalb Jahrhunderte lang der abendländischen Kultur ihren reinsten Ausdruck gab, in Sinnesart, Haltung und Gebärde nicht nur, sondern bis in jeden Atemzug des täglichen Lebens hinein. Das Merkwürdige war nun, daß sich diese hohe Gewalt auf einmal ihrer selbst zu schämen und ihren Geist zu verleugnen begann. Was sonst an den Großen der Geschichte durch Neid, Eifersucht und Tücke der sich gegen sie zusammenrottenden Kleinen verübt wird, tat Oesterreich sich selber an; es war sich plötzlich verleidet, es wollte nichts mehr von sich wissen. Mit Maria Theresia fing die Selbsterniedrigung Oesterreichs an, und diese Selbsterniedrigung als System, Oesterreichs Entösterreicherung als System ist der Josefinismus. Der erzog den Oesterreicher dazu, sich sein Wesen abzugewöhnen. Seitdem erschrak der Oesterreicher, wenn er sich doch noch einmal auf einer eigenen Tat, auf seinem eigenen Sinn ertappte. Von uns selber wegzuleben wurden wir hundert Jahre lang gedrillt, bis Oesterreich erloschen und jeder Oesterreicher zum Affen irgend einer fremden Art geworden war. Dieses Werk des österreichischen Liberalismus wurde in den sechziger Jahren reif. Reif für Königgrätz. November 1918 zog dann nur noch den notwendigeu Schluß aus Königgrätz. Schon damals waren wir so weit, daß etwa selbst ein solcher Urösterreicher wie Stifter von unserem Barock, dem Stil der österreichischen Seele, nichts mehr wußte; das österreichische Barock hat von Albert Ilg erst wieder ent-

deckt werden müssen (beim Bau der Altlerchenfelderkirche, die noch im „Jesuitenstil“ geplant war, wurde von der öffentlichen Meinung das gotisch romantische Gemisch erzwungen, das allein damals für wahrhaft „kirchlich“ galt, und selbst Rudigier, der große Bischof, auch ein Uröstereicher, entschied sich für einen „gotischen“ Dom, in dem doch Gott sei Dank an Leib und Seele von Grund aus ungotischen Linz!) So kam es auch zu dem höchst merkwürdigen Geschichtsunterricht der liberalen Zeit, der uns in der Schule mit den punischen Kriegen und dann allenfalls noch mit den wildfremden Hohenstaufen quälte, die sämtlichen Daten der englischen wie der französischen Revolution von den armen Buben erzwang, Oesterreich aber ausließ, Oesterreich unterschlug: in der Schule des Liberalismus sind alle österreichischen Kinder in Abwesenheit Oesterreichs erzogen worden. Oesterreich zerfiel erst, als es schon seit zwei Generationen keinen Oesterreicher mehr gab. Und jetzt wundern sie sich, wenn sie aus meinem Burgtheaterbüchl erfahren, daß es überhaupt einst ein Oesterreich gab! Aber ganz Europa ringt gerade jetzt nach einem neuen Stil, der im Grunde nichts als unser altes Barock ist! Und so wird Oesterreich gerade jetzt, nachdem seine Form zerbrach, vielleicht erst sein wahres Leben finden, ein Leben im reinen Geiste! Und dann wird man schließlich auch einmal erkennen lernen, daß Goethes höchste Kunstform (die der Pandora, des zweiten Faust, der Maskenzüge) ganz ebenso wie Nietzsches am Anblick Wagners entzündeter Begriff einer vermeintlich dionysischen Kunst, aber ebenso dann auch noch der für gotisch verkannte tiefste Drang aller Expressionisten, daß dies alles schon im Grunde nur Heimweh nach dem vergessenen Barock war.

Seit Jahren las ich nichts so Sterbenstrauriges als die Briefe Gauguins an Georges Daniel de Monfreid, einen das Ruhmeslicht meidenden Maler. Sie sind in Tahiti geschrieben (jetzt, von Viktor Segalen eingeleitet, von Hans Jacob übersetzt, bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienen), erstrecken sich über elf Jahre und enthalten im Grunde nichts als Klagen, Klagen über sein Elend, Klagen um Geld. Er ist anspruchslos, lebt oft wochenlang von Reis und 24. August

Wasser, braucht sonst nichts als Farben und allenfalls noch gelegentlich Saiten für seine Gitarre, hundert Frank im Monat würden also genügen, und fänden sich gar in Paris fünfzehn Leute, die jeder ihm alle drei Monate je vierzig Frank zu schicken sich verpflichteten, wofür er ihnen alles, was er malt, überlassen will, so wäre sein Glück gemacht. Wir wissen heute, sie hätten's nicht bereut. Damals aber fanden sich die fünfzehn nicht. Es fand sich selten einer, der ihm auch nur antwortete. Nur einmal im Monat kam die Post aus Frankreich und meistens brachte sie nur den gewohnten Brief des treuen Monfreid; und wenn es zuweilen geschah, daß auch der einmal nicht schrieb, da wurde dem Vergessenen gar der Monat lang. Und er malte, malte Bild um Bild und schickte Bild um Bild hinüber, die Freunde sollten's verkaufen. Die Freunde hatten aber andere Sorgen. Er konnte das gar nicht verstehen. Und das ist das Unheimliche, das einen in diesen Briefen so sterbenstraurig macht, daß da die furchtbare Selbstsucht des Künstlers entblößt wird, auch des reinsten, des edelsten. Es kommt heraus, daß unter Künstlern, so sehr sie sich einreden mögen, einander zu schätzen oder immerhin gelten zu lassen, im Grunde doch jeder nur sich selber für unentbehrlich hält, keinen anderen aber wichtig nimmt oder gar nötig hat. Wenn ein Künstler es so weit bringt, sich einen anderen Künstler überhaupt auch nur gefallen zu lassen, das ist schon das höchste, was er an Selbstüberwindung leisten kann. Man darf es ihnen nicht verdenken, denn ihr Beruf, der ja durchaus das Außerordentliche von ihnen verlangt und jeden nötigt, selber die Summe der ganzen Welt zu sein, zwingt ihnen das entsetzliche Gefühl ihrer Einzigkeit auf, das ja die anderen Menschen ganz ebenso haben, aber sich wenigstens nicht eingestehen müssen. Es war auch schon das Motiv, das ihn nach Tahiti trieb. Er antwortete damals auf alle Fragen immer nur: „Ich will zu den Wilden!“ Jeder Künstler will eigentlich immerfort zu den Wilden; im Grunde ist's das Thema jedes Künstlerlebens, sich seine Wildnis zu schaffen, es ist das ewige Thema der Kunst. Nur daß es hier einmal einer mit dreister Unschuld ausspricht, das macht dieses Buch so furchtbar. Man lernt da verstehen, daß er einmal unter ein Selbstbildnis schrieb: „Nahe an Golgatha!“ Und

unwillkürlich denkt man an seinen Freund van Gogh, der ja Golgatha noch näher kam ... Aus Segalens Einleitung notiert: Gauguins Urgroßvater war spanischer Oberst in peruanischen Diensten, irgendein Großoheim Präsident von Peru, und nach Peru wandert sein Vater Clovis, liberaler Journalist, nach dem Staatsstreich aus, mit sechs Jahren kehrt Paul nach Frankreich zurück, mit siebzehn wird er Matrose, nach dem Krieg tritt er in eine Bank ein und wird achtundzwanzig, bevor er zu malen beginnt, ist fünfunddreißig, als er sich entschließt, „von jetzt ab alle Tage zu malen", geht dann nach Pont-Aven in der Bretagne und fünf Jahre darauf, ein Vierziger, nach den Antillen. „Er hätte sich viel früher in sein Leben einschiffen sollen", sagt Segalen. Damit beginnt sein Glück, sein Elend und sein Tod. Denn seit er sein Ideal, „abseits vom Offiziellen zu leben", lebt, lebt er eigentlich immer schon im Vorgefühl des Todes, ja sozusagen angesichts des Todes. Segalen erinnert hier an Rimbaud, der auch in seinen Briefen dreihundert Seiten lang nur nach Geld jammert, bis er in die Somaliwüste geht. Wenn sich die Menschheit dereinst befreit haben wird, werden ihr vielleicht diese beiden Existenzen Mythen scheinen, unglaublich schaurige Mythen der Zivilisation ... Von seiner Kunst spricht Gauguin in diesen Briefen sehr selten, aber die paar Stellen sind überwältigend. „Uebrigens hat mein großes Bild für einige Zeit meine ganze Lebenskraft absorbiert; ich betrachte es unaufhörlich, und weiß Gott (gestehe ich), ich bewundere es. Je länger ich es sehe, desto klarer werden mir die gewaltigen mathematischen Fehler, die ich keinesfalls retuschieren will — das Bild bleibt, wie es ist, im Skizzenzustand, wenn man so sagen will. Aber da taucht die Frage auf, und ich bin ganz fassungslos: Wo beginnt die Ausführung eines Bildes, und wo endet sie? Im Augenblick, da höchste Empfindungen in der Tiefe des Wesens in Fluß sind, im Augenblick, da sie zum Ausbruch kommen und der Gedanke wie Lava aus einem Vulkan bricht, ist das nicht eine Blüte des plötzlich geschaffenen, vielleicht brutalen Werkes, das aber sicherlich groß und übermenschlich ist? Das kalte Rechnen der Vernunft hat nicht über dieser Blüte gewaltet, wer aber weiß, wann in der Tiefe des Wesens

das Werk begonnen wurde? Unbewußt vielleicht. Haben Sie schon gemerkt, daß, wenn Sie eine Skizze nochmals abzeichnen wollen, mit der Sie zufrieden sind und die in einer Minute, einer Sekunde der Inspiration geschaffen ist, Sie immer nur eine minderwertige Kopie zuwege bringen, hauptsächlich, wenn Sie die Proportionen verbessern, die Fehler, die der Verstand zu sehen glaubt? Ich höre manchmal: der Arm ist zu lang usw. Ja und nein. Vor allem aber nein, denn, machen Sie ihn zu lang, so verlassen Sie die Wahrscheinlichkeit, um zur Fabel zu gelangen, was kein Uebel ist; selbstverständlich muß das ganze Werk denselben Stil, denselben Willen atmen. Wollte Bouguerreau einen zu langen Arm machen, ja, was bliebe ihm, dessen Vision — künstlerischer Wille — nur in der stumpfsinnigen Genauigkeit liegt, die uns an die Fessel der materiellen Wirklichkeit kettet!" Mit dieser Erkenntnis, daß gerade durch solche dem Künstler von einem ihm selber unbegreiflichen Gefühl wider sein besseres Wissen aufgedrungene vermeintliche Fälschungen der Wirklichkeit allein der Weg zur vollen Wahrheit geht, ist der Sieg über den Naturalismus entschieden und so spricht er dann gleichsam das Urwort aller bildenden Kunst aus, wenn er sagt: „Letzten Endes muß in der Malerei die Suggestion, nicht die Beschreibung gesucht werden, ganz wie in der Musik." Er gesteht dann freilich selber, daß auch seiner Kunst noch die Reife fehlt: „Ich fühle, daß ich künstlerisch recht habe, werde ich aber auch die Kraft haben, das in entscheidender Weise auszudrücken? Auf alle Fälle werde ich meine Pflicht getan haben, und wenn meine Werke nicht bleiben, so wird die Erinnerung an einen Künstler bleiben, der die Malerei von alten akademischen Verschrobenheiten und von symbolistischen Schiefheiten (auch eine Art Sentimentalismus) befreit hat."

30. August Je mehr man jetzt auf einmal für religiöse Kunst modisch zu schwärmen beginnt, desto größer wird nur die Konfusion. Einen Künstler, der, er sei Maler, Bildhauer oder Dichter, die von Personen oder Gegenständen des Glaubens erregten oder mit frommen Bräuchen verbundenen Assoziationen für sich und seinen eigenen Zweck

ausnutzt, deshalb für religiös zu halten, ist ein Irrtum. Nicht die Kunst, die sich, um zu wirken, des Glaubens und der Kirche bedient, ist religiös, sondern die Kunst allein, die sich selber und alles, was sie hat und kann, dem Glauben und der Kirche darbringt, die sich selbst aufgibt und hingibt, um dem Glauben und der Kirche zu dienen. Nicht was einer malt, entscheidet da, sondern welchen Sinns er malt. Will er noch sich und seine Kunst, ja will er auch nur im Grunde doch eben bloß Kunst, so kann das ein herrliches, durch die Hilfe des Glaubens und der Kirche gewaltig wirkendes Werk ergeben, nur niemals ein religiöses. Religiös ist ein Bild, das nicht um der Kunst willen gemalt ist, sondern zur Ehre Gottes; der Künstler mit seiner Kunst muß ganz darin verschwunden sein. In diesem höchsten Sinne kann man sagen, daß Manets Spargel in der grenzenlosen Hingebung und Aufopferung des von der Idee der Erscheinung überwältigten, ja sich selbst für sie vernichtenden, sich und seine Kunst ihr demütig ausliefernden Künstlers weit eher den Namen eines religiösen Werkes verdient als manches Bild, das, mit Heiligenscheinen und allen sonstigen Emblemen des Glaubens operierend, doch immer nur auf seinen eigenen Ruhm oder jedenfalls bloß auf Wirkung spitzt.

Endlich wieder einmal ein Maler, der mich umschmeißt! Dieses 1. Sept.
Gefühl, besoffen zu sein von einer Kunst, gab mir seit Kokoschka keiner mehr. Ernst Wagner ist es, mit acht Bildern, die jetzt der Wassermann ausstelllt, die neue Vereinigung bildender Künstler Salzburgs. Im ersten Augenblick schreckt man zurück und schreit auf, ohne gleich recht zu wissen, ob vor Wut oder aus namenloser Seligkeit: so stark schlagen sie zu. Visionen scheinen sie, doch von so sanft gewaltiger Realität, daß man, wenn's Träume sind, mitzuträumen hingerissen wird: es muß die Wahrheit sein, von der sie träumen! Und eben dies, daß man hier endlich wieder einmal gar nicht erst gefragt wird, ob man will oder nicht, sondern muß, mit muß, seinen Blick abgeben und ihren Blick annehmen muß, dies ist es, wodurch sie sich sogleich als echte Kunst ausweisen, die stets an uns zunächst ja sozusagen eine Augenoperation vornimmt. Und wenn man erst

zu träumen meint, bald wird man die grandiose Wirklichkeit dieser Bilder gewahr, die ja vielmehr durchaus naturalistisch sind, nur von einem ungewohnten Naturalismus, einem nämlich, der aufs Wesen geht, auf die Natur der Natur gewissermaßen, auf eine von allem Zufall entblößte, ganz auf sich selbst allein, auf ihren eigenen Willen gebrachte Natur. Es ist Natur, aber nicht bloß gesehen, von außen angesehen, sondern durchschaut, in ihrem Innern erschaut. Wir stehen vor Wirklichkeiten, aber in magischer Beleuchtung: es ist das Licht einer großen inneren Anschauung, einer um die Geheimnisse wissenden Anschauung, das auf sie fällt; Wirklichkeiten vor dem richtenden Auge des Propheten . . . Aber der immer undankbare Mensch will dann aus solchen Erschütterungen ja wieder zurück und, um sich wiederherzustellen, wird er auf einmal kritisch. Wer sucht, der findet. So fand ich, daß die Hand dieses hohen Künstlers freilich nicht immer der ungeheuren Intensität seines inneren Blicks ganz nachzukommen vermag. Immer fühlt man hier auf jeden Reiz des äußeren Auges das Auge der Seele sogleich Antwort und Bescheid erteilen, das ist der unbeschreibliche Zauber dieser Bilder; aber nicht immer hat dann auch die Hand, die nun das Urteil ausfertigt, dieselbe ruhige Kraft, sie zittert zuweilen leis im Sturm. Wo sie standhält und ihn bändigt, wo der Maler den Seher erreicht, wo der Geist ganz zur Gestalt wird, ist es, wie bei dem „Bibelleser" und dem einen „Stilleben" von einer sinnlichen Schönheit der geistigen Macht, dergleichen mir seit Kokoschka (in dem vor allem schon der primäre Maler ja weitaus stärker ist) aus dem ganzen letzten Jahrzehnt deutscher Malerei kaum erinnerlich ist . . . Wieder ein paar wunderschöne Faistauers; der hat jetzt, besonders in Blumenstücken, wirklich geradezu schon etwas Altmeisterliches. Und unerschöpflich wieder Hartas reiche Zauberhand, die nur dann aber immer auf einmal versagt, wenn sie beten will: das geht eben doch manuell nicht.

2. Sept. Da schlägt man das Buch eines Inders auf und findet sich mitten unter unseren Fragen, Sorgen und Nöten! Rabindranath Tagores „Das Heim und die Welt" (aus der englischen Uebersetzung ver-

deutscht von Helene Meyer-Franck, im Kurt Wolff-Verlag, München, 1920) ist eigentlich ein Ludendorff-Roman und man könnte fast im Ernste meinen, dieses ganze Morgenland sei hier, wie in den kleinen Erzählungen Voltaires oft, überhaupt bloß Kostüm. Der fanatische Swadeschi-Häuptling Sandip Babu, mit seinen Grundsätzen, daß alles Große grausam, daß Grausamkeit das Kennzeichen und Vorrecht der Großen, Gerechtigkeit die Tugend der Schwachen, daß darum für den Starken Uebungen in Grausamkeit Pflicht, zur Ueberwindung aller Reste von Rechtlichkeit oder Menschlichkeit, bis zur Erlösung der alten Götter durch den neuen Menschen, bis zur Geburt Gottes aus dem Menschen, dieser „Ideengaukler" übermenschelt auf allen abgeweideten Gemeinplätzen vom Raskolnikow bis zum Zarathustra herum und wenn ihm dann der edle Radscha Nikhil antwortet, meinen wir wieder Romain Rolland oder Andreas Latzko zu hören. Dabei fühlt man aber durchaus, daß dies ja gewiß nicht „Literatur" aus zweiter Hand, nach abendländischem Muster, ist, nein, man fühlt alles durchaus pris sur le vif, und gerade dies macht die Seltsamkeit des Buchs aus, daß, indem es Inder porträtiert, Bildnisse von Alldeutschen, oder für englische Leser von Jingos, daraus werden. Dies zeigt, wie international eigentlich aller Nationalismus ist. Nationalisten schauen sich aller Orten zum Verwechseln gleich, im richtigen Nationalisten ist überall jeder nationale Zug ausgetilgt, Tagore selbst empfindet auch offenbar den indischen Nationalismus als etwas ganz Unindisches. Er empfindet ihn als Import. Das ist sicher unrichtig, führt aber auf die rechte Spur. Nein, Import ist der Nationalismus nirgends, aber überall entsteht Nationalismus erst durch Import, nämlich als Antwort auf Import, als Alarmsignal, wenn sich der Geist eines Volkes durch Import fremder Geistesart bedroht fühlt: Nationalismus ist immer zunächst ein Hilferuf. Daß aber überhaupt ein solcher Import fremder Geistesart versucht werden kann, ist wieder stets ein Zeichen, daß in der geistigen Entwicklung dieses Volkes irgend etwas versäumt worden ist. Nur wenn in der Entwicklung eines Volkes sich geistige Bedürfnisse melden, die nun aus seinem eigenen Geiste zu bestreiten dieses Volk die Kraft nicht

14

hat, noch nicht hat oder nicht mehr hat, nur dann wird der Versuch geistigen Imports überhaupt möglich. Er gelingt natürlich nie; nur Geist des eigenen Blutes belebt. Und ein Notschrei des Blutes nach eigenem Geist ist zunächst aller Nationalismus: Rettung eines Volkes, wenn er, wie der Fichtes, den Geist aus dem eigenen Blut wirklich zu wecken vermag; sinnlos, wenn er unproduktiv, wenn er bloßes Geschrei oder gar, wie so oft, selber auch wieder in der Nachahmung fremdblütiger Nationalismen stecken bleibt. Darum enttäuscht der Roman Tagores eigentlich: er geht nämlich nicht bis an sein Ende. Vielleicht ist er nur ein erster Teil. Vielleicht folgt noch einer, der erst das Ende bringt. Denn unerfüllt, unerlöst bleibt jeder Nationalismus, so lang sein Ruf nicht die Geistestat in den Tiefen der eigenen Nation erregt. Das Ende dieses Romans wäre darum, wenn die „Swadeschi-Bewegung" dem Sandip Babu, dem nationalistischen „Ideengaukler", entwunden und nun aber dann nicht aufgelöst, sondern von Nikhil selber, diesem indischen Rolland oder Latzko, frommen Sinnes und reiner Hand übernommen würde. Nationalismus kann weder durch sich selbst erfüllt, noch von außen durch Gewalt überwunden werden. Erst wenn, was er sich vom Hasse verhofft, durch Liebe geschieht, wird er erlöst . . . Dieser Roman ist eine Warnung für England. Selbst die politische Weisheit Englands, die höchste des Abendlandes, hat doch auch ihre Grenzen. Alle politischen Formen Englands sind Ausdrücke seiner Wirklichkeiten und eben darin besteht jene Weisheit, sich mit keiner politischen „Idee" jemals einzulassen, bevor sie sich über einen hinreichenden Gehalt an tragkräftiger Wirklichkeit ausgewiesen hat. Auf diesem sicheren Gefühl für Wirklichkeiten, physische wie psychische, ruht auch Englands Weltmacht. Sie ruht auf dem englischen Begriff der Freiheit: der Engländer weiß, daß Freiheit nicht Ungebundenheit ist, sondern Bindung an Wirklichkeiten; dieser Begriff der Freiheit und sein Gebrauch hat den Engländern die Welt erobert. Es scheint aber jetzt zuweilen dieser Instinkt Englands irre zu werden, auch England scheint schon vom Aberglauben des Kontinents an die Magie westlicher politischer Ideen und westlicher politischer Methoden angesteckt. Maurice Baring hat seinen

Landsleuten schon vor zehn Jahren diese Gefahr signalisiert, in den Briefen, die er 1909 aus Konstantinopel an die „Morning Post" über die Jungtürken schrieb (dann auch als Buch erschienen bei Smith, Elder & Cie., London 1913). An den Jungtürken, die ja versuchten, „Ideen" auf ein Land anzuwenden, dem es an ihrem inneren Grunde, dem die Wirklichkeit zu diesen darum dort höchstens einen äußeren Anstrich gebenden Ideen fehlt, tut er dar, that if you introdnce, into Eastern countries the forms without the reality of Western gouvernement and Western methods, the result will be ferocious despotism and ultimate disintegration. Zu diesen Eastern countries gehören übrigens auch wir, und dieser Satz enthält auch das Motiv unserer Geschichte seit hundert Jahren. Oesterreichs Zerstörung begann mit dem Josefinismus, dem ersten grandiosen Versuch eines Western in form ohne Western in fact, und ganz ebenso wird doch auch Deutschlands Entwicklung bis auf den heutigen Tag immer wieder durch den ungeduldigen Wahn verstört, fix und fertig vom Ausland zu beziehen, was doch nur am eigenen Stamm wachsen und reifen kann; auch Deutschland fand noch nie die Kraft, seinen eigenen Gehalt zu gestalten, und statt endlich die Form seines Wesens zu suchen, den Ausdruck seines Sinnes, sein Selbstbildnis, worin allein recht eigentlich das Geschäft aller Politik besteht, meint der Deutsche noch immer, ein Volk könnte sich gleichsam sein Gesicht nach Belieben zusammenstellen, indem es jeden Zug, der ihm an irgendeinem anderen in der weiten Welt gefällt, geschwind herüberholt. Daher immer wieder die Notwendigkeit von „Swadeschi-Bewegungen" in Deutschland. Und zu retten ist es nur dadurch, daß sich vielleicht doch dereinst ein deutscher Nikhil noch der „Swadeschi-Bewegung" bemächtigt. Er könnte Hermann Keyserling heißen.

Zwei köstliche Gaben des Inselverlags: Goethes Liebesgedichte, 4. Sept.
der unendliche Regenbogen seines Herzens, von Annetten zu Ulriken, und Goethes Novelle. Jene von Hans Gerhard Gräf chronologisch gereiht, dem Treuesten der Treuen, in dem gerade die Tugenden des bürgerlichen, des häuslichen Goethe, die vom Vater ererbten, die

Tugenden der Stille, der hellen Ordnung, des inneren Wohlklangs, die Tugenden der Stifterseite Goethes bis ins Sublime gediehen sind. Diese mit Zeichnungen von Bernhard Hasler, die ganz nach der alten Art den Gang der Erzählung munter begleiten, fast einem heiter voraus wedelnden oder auch auf einmal kräftig bellenden Hündchen gleich: da kehrt die gute, diskrete, selbstlose „Illustration" der Vergangenheit wieder, das Auge des Lesers niemals ablenkend, sondern nur durch Verweilen beruhigend, daß er Satz um Satz, ja Laut um Laut dieses tönenden Teppichs hegen und wägen lerne, der, Iphigeniens Sinn vollendend, die Wunderkraft der Liebe zeigt an einer Welt, die „böses Wollen zu verhindern, zu befördern schöne Tat" nicht erst Gewalt mehr braucht, sondern alles Geschehen gelinder beherrscht durch „frommen Sinn und Melodie".

5. Sept. In der „Neuen Bücherschau" (A. Karl Lang, Verlag in München-Pasing) definiert, an Karl Edschmids „Achatenen Kugeln", Theodor Hausbach den Expressionismus als „die Durchstoßung des Gegenständlichen und die Erfassung des die Gegenstände bildenden Kräftekomplexes". Edschmids Buch „in seinem unerhörten Ausmaß an Intensität" scheint ihm darum „der expressionistische Roman" schlechtweg, mit ihm „erhält die literarische Bewegung unserer Tage ihre repräsentative Verdichtung". Edschmid und Sternheim sind's, die jetzt auf die jüngste Jugend am stärksten wirken, sie hält sich offenbar also mehr an den dynamischen Akzent der Absicht, ohne lange zu fragen, wie viel davon auch zur Gestalt wird . . . In demselben Heft nennt Klabund George Groß den „Daumier von Plötzensee", womit über dieses Genie der Bosheit, neben dem T. T. Heine zu Zuckerwasser wird, mehr gesagt ist, als die längste Beschreibung einer nitrifikanten Zeichnung vermöchte.

6. Sept. Seit acht Tagen gießt's und das ist nicht mehr der gewohnte, lieb lullende Salzburger Schnürlregen, das sanfte Tropfengespinst, sondern sozusagen ein permanenter Platzregen, ein ewiger Wolkenbruch, als wäre gleichsam irgendwo dort oben ein ungeheures Geschwür auf-

gestochen worden, das nun sein seit Jahrhunderten eiterndes Gift auf uns ausschütten muß; der Regen hat seit einer Woche gewissermaßen einen hysterischen Anfall. Nun schlug heute früh noch der Wind um und ein heißer West stürmt; unter rostbraunem, gelblich geflecktem, niederstarrendem Wolkenhimmel sengt's wie Wüstenbrand in dumpfen Stößen über uns her. Die Nacht hat auf einmal den Herbst gebracht, Eichen gilben, Blumen sind geknickt. Und alles scheint heute näher als sonst, scheint bös, als winde sich heute die Welt vor Grimm; es liegt überall ein hämisches Lauern auf dem Sprung. Und eine Schwüle, die frösteln macht.

Ueber Nacht sind wir zu Wasser worden; der Park ein trüber See, das Gartenhaus schwimmt darin, Hunde heulen. Wir, vom Bürgelstein, der einst eine römische Schanze war, beschützt, sitzen noch trocken, doch abgesperrt: an beiden Enden ist die Straße bespült. Wir gondeln. Salzburg macht sich übrigens als Klein-Venedig sehr gut; es wäre verwässert fast noch schöner. Die Salzburger freilich hätten es doch schwer, sich so rasch in Venetianer zu verwandeln. Nie wurde mir der Unterschied zwischen unserer Art, unserer vielleicht gar nicht so sehr wesentlich angestammten als erst allmählich anerzogenen Art und der welschen so sichtbar! Noch aus der Römerzeit her ist der Welsche gewohnt, öffentlich zu leben: auf der Straße fühlt er sich daheim, sie gehört ihm, jedem gehört sie. Wir aber haben jahrhundertelang nur privat existieren dürfen: draußen, sobald einer aus seinen vier Wänden tritt, untersteht er schon dem Schutzmann, bei uns gehört die Straße der Polizei. Weshalb unsereiner, wenn er eines Morgens keine Straße mehr vorfindet, sondern Wasser, zunächst gebührlich nach der Polzei ruft und auf die Polizei schimpft. Statt selber zuzugreifen, selber anzufassen, sich selber zu helfen, fragt er, warum denn der Bürgermeister nicht schon gestern, wo man doch schon hätte voraussehen können, veranlaßt hat, vorgesorgt hat, und so weiter. Selber vorzusorgen, selber zu veranlassen, selber Bürgermeister zu sein, selber im eigenen Kreise, fällt keinem ein: wir durften es doch noch nie; es ist uns doch auch verboten gewesen, selber zu sein, jahrhunderte- 7. Sept.

lang! Rührend wars, mit welcher Geduld die nassen Leute standen, ergeben wartend, ob nicht vielleicht doch ein Schiffl kommen wird, und rührend, in welcher Ordnung sie sich, als dann wirklich doch ein Schiffl kam, gehorsam einschiffen ließen. Es gibt vielleicht in der weiten Welt kein größeres Volk mit soviel Talent, Leid zu tragen! Ich aber malte mir indessen unwillkürlich das Theater aus, zu dem Italienern eine solche Gelegenheit doch sogleich den willkommensten Anlaß gegeben hätte. Denn es liegt ja nicht bloß daran, daß wir seit Jahrhunderten immer nur zur stillen Ergebenheit in alles, was mit uns geschieht, erzogen wurden, niemals aber, selber nach eigenem Sinn mitzutun, niemals, uns selber zu helfen, niemals, selber unser Schicksal zu kommandieren, sondern offenbar schon unserem Blute fehlt die welsche Lust an der Improvisation des Lebens! Auch aus jeder Not selbst holt der Italiener sich im Handumdrehen sogleich ein Fest, in dem selber mitzuspielen, sich zu zeigen und durch seinen Reichtum an eigenen Einfällen vor allen hervorzutun jedem in der Menge soviel Vergnügen macht, daß die Gefahr schnell vergessen und es nur noch ein öffentliches Schauspiel ist, das alle sich selber um die Wette genießen läßt, während wir doch selbst bei Festen noch auf strenge Sondierung der Festspieler vom Publikum dringen. So verhalten wir uns auch öffentlich immer nur als Publikum, das bloß zuzuschauen, nicht aber mitzuspielen hat, während den Italiener auch Theater sogar erst dann wirklich freut, wenn der Zuschauer mitzuspielen beginnt. Ob es uns aber wirklich schon im Blute liegt, öffentlich immer nur Zuschauer zu bleiben, ob wir wirklich geborene Zuschauer des Lebens sind? Ich weiß nicht. Eigentlich kann ichs nicht glauben. Wir hatten doch das Barock. Wir waren doch einst barock. Und ganz wir waren wir doch nur, als wir noch barock waren. Und daß am großen Spiel vom Menschen die ganze Menschheit bis auf den letzten Mann, er sei nun, was er sei, mitzuspielen hat, ist doch der Lebenssinn des Barocks gewesen. Wann aber und wodurch dann der große Bruch kam, unser innerer Knacks, durch den unser Volk zum bloßen Zuschauer des Daseins geworden ist, das habe ich noch immer nicht herausgebracht, weil doch österreichische Geschichte,

die innere, die Herzensgeschichte Oesterreichs ja noch niemals geschrieben worden ist.

Kerr zieht im Septemberheft der „Neuen Rundschau" Fischers die Bilanz des heutigen deutschen Theaters: „Zwei Gegenrichtungen werden kenntlich. Links: das gelallte Stück. Rechts: das gefingerte Stück. Links: die verantwortungslose Nebelei, die kein Stück ist. Rechts: die feste Zimmerei, die nur „Stück" ist". Es muß im letzten Winter zu Berlin schon sehr arg gewesen sein, wenn selbst er, zur Wahl „zwischen dem Gelall und dem Gefinger" genötigt, seufzend bekennt: „Man ist imstande und zieht das Gefinger vor". Was fast nach einer Abbitte klingt, da doch grad er sonst gegen jeden der ihm nur im Leisesten zu „fingern" verdächtig war, immer gleich in Schaum geriet. Er begründet diesen Anfall von Reue mit dem kapitalen und wenn auch nicht just im Ausdruck, so doch im Gedanken geradezu goethischen Satz: „Unrecht ist mir lieber als Stuß." Und dann tobt er noch einmal los: „Stegreifstammeln; das Widersinnige mit Wirrsalwillkür hingeheult; Skurriles mechanisch aufs Papier genäßt voll Schwäche; wertloses, aberwitziges Zeug im Handumdrehen; hundert Zeilen auf gut Glück weitergeharnt; Geplapper statt Ausdruck; Schwaden statt Ballung; Zergehendes — aus Hinfälligkeit; Verwaschenes — aus Willensschwund ... Embryonensumpf; Erzwungenes; Erkrümmtes; die gehäuften ausgerechneten Unwirklichkeiten — aus Verzweiflung (nicht Verzweiflung über die Welt, über den tiefen Begabungsmangel). An Haaren fehlt es nie, woran alles herbeigezogen wird; außer auf den Zähnen. Rings Psychoschmonzes; das Um-die-Ecke; noch lange nicht einmal Buchdramen; Pollack, wo hast du 's Ohr; Qualm; jede Spur von Sinn, durch ein Mikroskop ermittelt, läßt sich der Fötus noch ankreiden. Dunst als Ziel; Unmacht als Gesetz; Dichtung als Stenogramm des besoffenen Droschkenkutschers; brägenbrüchige Faulheit als Tugend stabilisiert; Widerstandsmangel, Schumm, Pleite, Kollaps als Vorbild; Windeln als Gemälde; Wallach-Aufruhr; gute Zeit für Mießnicks mit Schubladen. Einst Expressionismus genannt". Aber in all

7. Sept.

seiner Wut vergißt er doch nicht hinzuzufügen: „Alle Richtungen sind wunderbar, wenn ein Kerl dahinter steht.“ Ja das ist es: Auf den warten wir alle, auf den Kerl! Vielleicht aber ist er schon da, vielleicht ist es Unruh, der nur dazu noch ein bischen „fingern“ zu lernen hätte, ja vielleicht sich bloß auf das Fingern zu besinnen hätte, das er doch in den „Offizieren“ schon ganz gut verstand und nur dann über den Krieg halb vergaß.

8. Sept. Im „Hochland“ ein vortrefflicher Aufsatz Josef Schnippenkötters über die Bedeutung von Einsteins Relativitätstheorie. Klar, übersichtlich, auch Laien zugänglich, ein Muster ruhig in leichten Serpentinen ansteigender Darstellung, das Beste, was ich noch über den wutumheulten Einstein las. Das ganz Genialische seiner Leistung kommt da gut heraus. Ob sie sich behaupten oder wieder verschwinden oder doch Einschränkungen erleiden und was von ihr bleiben, wie viel von ihr vielleicht schon morgen jedem geläufig, ja selbstverständlich sein wird, kann ich nicht mutmaßen, weil es mir im Mathematischen an den einfachsten Kenntnissen und jeder Vorübung fehlt; bei siebenmal acht stock ich schon. Den Haß, dem „der Jud“ noch sehr gelegen kommt, kann ich mir erklären, weil seine Theorie ja den Augenschein verletzt. „Was uns so sehr irre macht,“ sagt Goethe, „was uns so sehr irre macht, wenn wir die Idee in der Erscheinung anerkennen sollen, ist, daß sie oft und gewöhnlich den Sinnen widerspricht. Das Kopernikanische System beruht auf einer Idee, die schwer zu fassen war und noch täglich unseren Sinnen widerspricht. Wir sagen nur nach, was wir nicht erkennen noch begreifen.“ Gerade Goethe hätte doch an Einstein übrigens seine helle Freude haben müssen als einem Prachtbeispiel dessen, was Goethe den „kategorischen Imperativ in der Naturforschung“ nennt. „In der Naturforschung,“ sagt er, bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen“; und an einer anderen Stelle sagt er resolut: „Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine.“ Ganz so sagte sich offenbar Einstein auch, als er 1905, fünfundzwanzig Jahre alt, einfach zwei Prinzipien zusammennahm, ohne sich darum zu kümmern, daß die beiden ein=

ander widersprachen. Vielleicht nur einem Mathematiker ist ein solches unverschämtes Vertrauen zu jeder seiner Denknotwendigkeiten möglich, zugleich mit einer so grandiosen Verachtung aller Erfahrung. Und vielleicht nur ein Mathematiker imponiert dann der Erfahrung so, daß ihr schließlich nichts übrig bleibt, als ihm nachzugeben, ihm recht zu geben. Der Augenblick, als Einstein dies erlebte, der Augenblick, in dem er den gebeugten Stolz der Erfahrung gleichsam zu seinen Füßen sah, muß schon sehr merkwürdig gewesen sein. Warum aber erschreckt der Gedanke, nun auch die Zeit zu relativieren, wie der Raum es seit Kopernikus ist, eigentlich die braven Leute so, die doch ihren Kant zu kennen meinen? Und sie hätten ihn gar nicht erst nötig, jeder weiß es ja selbst, wie lang einem die Zeit oft wird, um dann auf einmal wieder nur ganz kurz zu weilen, und schon Horaz hat alternd geklagt, daß einem die Jahre dann plötzlich davonzulaufen beginnen. Nikolaus von Cusa war dem Problem schon ganz nah: er wußte, daß die Zeit, das Maß der Bewegung, kein Maß des tätigen Geistes ist, ganz wie er wußte, daß nirgends Gegenwart ist, weil Gegenwart, immer noch Vergangenheit, aber auch immer schon Zukunft, niemals dazukommt, zwischen den beiden zu sein, niemals dazukommt, Gegenwart zu sein, ganz ebenso wie Bewegung immer nur entweder das Ende einer Ruhe oder aber schon wieder der Anfang einer neuen Ruhe, niemals also sie selbst ist, ganz so wie deine Hand in den Fluß getaucht, niemals sagen kann, ob sie das Wasser berührt, das zufließt, oder das Wasser, das abfließt. Auch Leonardo, des Cusaners eifrigster Schüler neben Bruno, war, gerade von seiner starken inneren Gewißheit eines letzten Absoluten aus, immer alles, was uns vielleicht absolut bloß scheint, zu relativieren bemüht. Er ahnte sicherlich auch die Relativität der Zeit, wenn ich das gleich im Augenblick nicht belegen kann. Aber Dostojewski hat sie gewaltig verkündet, in den „Dämonen", dort, wo Stawrogin mit Kirilow über den Selbstmord spricht (Seite 340 des I. Bandes der Ausgabe Pipers). Da fragt Stawrogin: „So glauben Sie jetzt an ein zukünftiges ewiges Leben?" Kirilow antwortet: „Nein, nicht an ein zukünftiges ewiges Leben, sondern an ein diesseitiges ewiges Leben.

Es gibt Minuten, sie kommen zu den Minuten, und die Zeit bleibt plötzlich stehen und wird ewig sein." Darauf Stawrogin, nachdenklich: „In der Apokalypse schwört der Engel, daß es keine Zeit mehr geben wird." Und Kirilow wieder: „Ich weiß. Das ist sehr richtig und deutlich. Wenn der ganze Mensch das Glück erreicht, so wird es keine Zeit mehr geben, einfach, weil sie nicht mehr nötig ist. Sehr richtig und deutlich." Stawrogin: „Wo wird man denn die Zeit lassen?" Kirilow: „Nirgendwo wird man sie lassen. Zeit ist kein Gegenstand, sondern ein Gedanke und wird auslöschen im Verstande." Damit ist Einstein prophezeit, durch den Zeit für uns ja jetzt ein „Gedanke" geworden ist; „und wird auslöschen im Verstande". Was aber Fromme davon für ihren Glauben befürchten, kann ich eigentlich nicht recht verstehen. Das scheint nur eine Verwechslung: manche meinen stets, wenn Aristoteles in Gefahr gerät, gleich auch unseren Glauben bedroht. Der Geist unseres Glaubens, zunächst in den Evangelien, so, wie die Mitlebenden ihn von den Lippen des Erlösers vernommen hatten, aufbewahrt, nimmt, als er dann unter die Völker der Welt geht, um sich mit ihnen in ihrer Sprache zu verständigen, die Zeichen, sozusagen das Alphabet ihres Denkens: den Aristoteles und den Plotin. Erst die Scholastik wagt es, unseren Glauben immer mehr unmittelbar auszusprechen und ihm allmählich seine eigene Sprache zu schaffen; Oxford und Paris überwinden vielmehr den Aristoteles. Des heiligen Thomas von Aquin ungeheure Tat ist die Christianisierung der Antike. Wir hätten ihm bloß zu folgen und, wie er alles, was vor ihm erdacht worden war, christianisiert hat, mit derselben Kraft nun alles, was seit ihm erdacht worden ist oder noch erdacht werden wird, ebenso zu christianisieren. Es gibt ja vielleicht gar keinen Irrtum, auf dessen Grund nicht die christliche Wahrheit verborgen liegt.

10. Sept. Am 6. April waren es vierhundert Jahre, daß Raffael geboren wurde. Der Tag ist, so viel ich weiß, nur in Berlin festlich begangen worden. Dort erinnerte man sich der Feier, zu der sich vor hundert Jahren die Berliner Freunde Raffaels versammelt hatten und die,

wie Zelter an Goethe darüber schrieb, „nach unserer Art ganz artig ausfiel“. Die Sixtinische Madonne, die mit dem Fisch und die heilige Cäcilia umgaben Raffaels Katafalk, zur Seite standen ihm seine „vier Lieblingsmusen: Poesie, Malerei, Architektur und Musik, Statuen von Gips, sechs Fuß hoch und von Tieck in der Tat schön drapiert. Zwischen je zwei Musen ein brennender Kandelaber, über die Figuren hinaus ragend, was sich gut komponierte. Ueber dem Katafalk das Brustbild Raffaels, gut von Weitsch kopiert. Alle Zwischenräume waren mit farbigen Tüchern gut behangen, sowie der ganze Vorplatz von vierzig Fuß Tiefe“. Mit welcher ruhigen Kraft ist doch in diesen paar Sätzen des redlichen Maurers heute noch die ganze Szene so lebendig, daß wir sie nicht bloß mit Augen zu sehen, sondern fast auch ihr stilles, ein bißchen kühles Licht unmittelbar zu spüren glauben! „In diesem Vorplatz war ein Singchor von hundert ausgewählten Personen, Frauen, weiß, und Männer hinter ihnen, schwarz gekleidet, im Halbkreis aufgestellt. Gesungen ward: 1. ein Requiem von mir, 2. das Leben Raffaels, abgelesen vom Professor Tölken, 3. Crucifixus von Antonio Lotti, eines großen Stils wegen merkwürdig, 4. las ich etwas zum Verständnis dieses alten Stückes in Verbindung mit 5. Gloria in excelsis Deo von Josef Haydn, um den Unterschied der Zeitalter in Absicht des Stils bemerkbar zu machen“. Was er gelesen, legt er dem Brief an Goethe bei. Darin steht über Lotti: „So wie in Raffaels vor uns aufgestellter Cäcilie das beschauende Auge zum Ohre, so wird in dieser Musik das Ohr durch innere Vorstellung zum geistigen Auge, vor dem sich das ewige Kreuz wunderwürdig nach und nach aufrichtet, woran die Sünde und Schmach aller Welt abgebüßt worden“. Diese Worte klingen wie direkt für Goethe bestimmt, der ja, selbst ein „Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender“, sich von der Farbenlehre aus einen Weg zur Musik zu bahnen hoffte. Er war denn auch „gar höchlich erfreut“ über den Brief und schloß „Eurem Raffaelischen Fest“ den Wunsch an: Laßt es immer Sitte werden, daß man die Heroen aller Art feiert, welche über die Atmosphäre des Neides und des Widerstrebens erhoben sind“. Heuer fand das Berliner Raffael-Fest

im Museum statt, in den Saal der Raffael-Teppiche wurden seine fünf Tafelbilder aus der Galerie gehängt, für Zelter trat Professor Thiel ein, mit dem Madrigalchor des Instituts für Kirchenmusik, der Altitalienisches und Niederländisches sang, erst sprach Haenisch, dann hob Professor Oskar Fischel an, dessen Festrede, nun im Septemberheft der „Preußischen Jahrbücher" mitgeteilt, auf einen elegischen Grundton gestimmt, der gelegentlich eine Wendung zum Polemischen nimmt, gegen „den kleinen Klerus von Künstlern und Sachverständigen, der heute nur so überschätzt werden kann, weil Kunst und Volk auf verschiedenen Planeten zu leben scheinen", versucht, uns Raffael, von dem für die Menschen dieser Zeit eigentlich nur der Name noch übrig ist, zu retten, indem er ihn, vom Schicksal zum „dichterischen Maler" bestimmt, aus dem großen, wenn auch unkräftigen Streben des Vaters und aus der umbrischen Landschaft „das Gefühl für den Reiz des Raumes und den Sinn für den Klang von Versen gewinnen und so den „Einklang von Farbe und Linien" finden, ja dann in Rom, „den Großen der Welt, der Kirche, der Wissenschaft, den Theologen, Humanisten, Cortegiani am päpstlichen Hof in Augenhöhe gegenüber", gar einer „uns unerreichbaren Einheit von Sinnenglück und Seelenfrieden" mächtig werden läßt. Der Unterton eines edlen Zorns, immer wieder aus der Rede hervorbrechend, ist oratorisch wunderschön. Wir, denen versagt bleibt, an Raffael „die Größe seines heroischen Stils" zu bemerken, wir scheinen dem Redner blind. Es mag sein, daß, wer van Gogh erlebt hat, wirklich geblendet bleibt. Was uns aber doch Grünewalds oder Berninis oder Grecos nicht unfähig macht . . . Dasselbe Heft der Jahrbücher enthält einen höchst merkwürdigen Aufsatz Dr. Günter Teßmanns über „Weltanschauung und Charakter des Negers". Wir unterschätzen die geistigen Fähigkeiten des Negers; der Verfasser hat sich „durch ein langjähriges Studium der unzivilisierten und zivilisierten Neger davon überzeugt, daß die Grundlagen seiner Erkenntnis und des geistigen Könnens genau dieselben sind wie bei uns". Negerkinder entwickeln sich schneller und lernen besser als weiße. In der heutigen Weltanschauung der in Kamerun,

dem französischen und dem belgischen Kongo hausenden, vielfach mit Semiten oder Malayen gekreuzten Neger ist die Kultur der afrikanischen Urrasse, der Pygmäen, an eine Wiederauferstehung vom Tode glaubender Monotheisten von großer Reinheit und Strenge der Sitten, mit Einwirkungen einer jüngeren Kultur, der der Bantus, vermischt, die vor jener den Begriff der Seele voraus haben, das Böse kennen und an eine Hölle glauben. Indem die beiden einander durchdringen, entsteht auch der Begriff der Erbsünde, ja der „Sündenfall" wird nun „der Kernpunkt der Weltanschauung", aber mit einer merkwürdigen, sozusagen fast irgendwie jansenistischen Wendung, durch den Gedanken nämlich, Gott müsse, wenn er das Böse zuläßt, doch offenbar selber das Böse wollen. Das Gute wie das Böse gelten ihnen beide für von Gott gewollt und auf diesem Doppelspiel Gottes, dessen Symbol die aus Westafrika bekannten „Doppelkopfmasken" sind, baut sich nun ein seltsamer Geheimkult auf, eine Mondmythologie mit Zügen der altarischen Naturreligion: auch Mithra ist ja der Weißmond, der den Schwarzmond besiegt, auch in der Lehre Zarathustras steht ja, wie Jeremias in seiner „Allgemeinen Religionsgeschichte" (bei R. Piper in München), der besten Darstellung aller „Vorstufen zum Christentum", die ich kenne, berichtet, neben dem hl. Geiste „von Uranfang der Welt" der arge Geist in gleicher Kraft, nur daß hier die Gigantomachie der beiden von vornherein optimistisch gedeutet und der Sieg des guten Prinzips gesichert scheint, während sie beim Neger überhaupt nicht durch Sieg entschieden wird, sondern der böse Mond und die gute Sonne sich schließlich immer wieder verständigen, sozusagen einen „Ausgleich" schließen, in dem Gefühl, bei aller Feindschaft einander eigentlich doch nicht entbehren zu können, sondern einander zu brauchen, ja beide recht eigentlich in der Spannung dieser Feindschaft allein nur zu bestehen, ohne die sie beide sogleich auslöschen würden. Und so fand ich, daß mein lieber polarischer Freund Oskar A. H. Schwitz also gar nicht, wie bisher meine Vermutung war, von Laotse, sondern im Grunde von Negern abstammt ... Teßmann meint übrigens: „Die Neger werden, wenn wir nicht aufwachen, in gar nicht so ferner Zeit, wenn nicht die no-

minellen, so doch die tatsächlichen Herren in Afrika sein, wie es ja schon vor dem Krieg in gewissen Teilen der englischen Kolonien und auf Fernando Poo der Fall war . . . Mit der Achtung vor den Weißen als Rasse ist es seit dem Weltkrieg so ziemlich aus." Er sieht schon einen schwarzen Zauberer kommen, mit dem Ruf: „Gott will es, Afrika den Afrikanern!" Ja selbst ein gemeinsamer Krieg aller Schwarzen und Gelben gegen die Weißen scheint ihm möglich. Und so wäre, was wir schaudernd erlebten, nur erst der Auftakt, nur erst ein leises Vorspiel zum wirklichen Weltkrieg gewesen.

12. Sept. In Alfons Goldschmidts „Moskau 1920" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin), Tagebuchblätter von einer raschen Reise, handfesten Skizzen Sowjetrußlands, fällt mir eine glückliche Metapher auf: er liebe, sagt er einmal, die Leute nicht, die „sich auf den Boden der Tatsachen stellen . . . die Leute mit der Drehbühne im Busen." Ich fühle mich getroffen. Aber wer nun einmal die Leidenschaft hat, die Wirklichkeit in seinem Innern aufzustellen, die ganze Wirklichkeit, und rundherum, wie will der auskommen ohne „Drehbühne im Busen"? Er muß nur sicher sein, daß die Drehbühne doch irgendwie fixiert ist, daß sie dann unter sich noch einen Boden hat, etwas Festes. Dann mag er sie nach Herzenslust unbesorgt nur immer drehen!

14. Sept. Im zweiten Buch der von Alfred Wolfenstein bei S. Fischer herausgegebenen „Erhebung", ein mir höchst willkommener Aufsatz Adrien Turels über „Jedermanns Recht auf Genialität". Da mag mancher schon bei der Ueberschrift auflachen, besonders wer sich selbst ein „Genie" und über die Masse der profanen Menschheit erhaben dünkt. Mir aber war aller Geniekult, der von den Stürmern und Drängern stammt, dann aber von Jean Paul, Schlegel und Schopenhauer gar bis ins Absurde gesteigert wird, denen das Genie ja geradezu, wie Chamberlain sagt, ein „bestimmtes anatomisch physiologisch ausgezeichnetes Individuum, eine höchste Potenz der Monade als Monade" ist, immer ein Greuel. Ich hielt mich an einen anderen Geniebegriff, an den Lavaters, der sagt: „Wer bemerkt, wahrnimmt,

schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, als wenn's ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art diktiert oder angegeben hätte, der hat Genie." Ganz ebenso spricht auch Herder in der „Kalligone" von der „genialischen Stunde": da werden wir „mitgenialisch mit dem Genius, fühlen uns seiner Art". Und Rudolf Hildebrand, der treueste Gehilfe Grimms, hat im Deutschen Wörterbuch prachtvoll dargetan, wie Goethe, der selber in der Wildnis seiner Jugend vom Geniebegriff der Stürmer angesteckt gewesen, ihn bald als „Unwesen" erkennen und überwinden lernte. „Doch leugne ich nicht," schreibt Goethe an Schiller, „daß wir den Creator spiritus wohl zum Freunde haben müssen, wenn wir das nächste Jahr nicht zurück, sondern vorwärts treten wollen." Damit war, wie Hildebrand sagt, „das Genie wieder als schaffender Geist für sich, auch außer und über dem Menschengeist gedacht, nicht in diesem mit allen Mängeln aufgehend wie in der Genieperiode, nicht als unverantwortlicher Gott, sondern als verantwortlicher Vertreter Gottes". Mir sind auch in meinen ärgsten Zeiten, als sonst mein Geist gern irre ging, Genies immer Abbreviaturen der Menschheit von besonders auffälliger oder besonders mitteilsamer Art geblieben. Genie, schrieb ich voriges Jahr über Edgar Zilsels „Geniereligion", dieses beißende Pasquill auf sie, Genie scheint mir gar nicht etwas, was irgendein Mensch ist, sondern etwas was der Mensch hat, was jeder Mensch hat, nur der eine mehr, der andere weniger, etwas was über den Menschen kommt, über den einen oft, über den anderen selten, über manche sichtbar, über andere geheim, nämlich das Rauschen Gottes, das jedes Geschöpf vernimmt in den erhabenen Stunden, von denen keines je ganz unberührt bleibt. (Mehr darüber in meiner jetzt bei E. P. Tal erschienenen Schrift „1919".) Ich würde nun freilich, wenn mir Genie gleich etwas scheint, das jedermann haben kann, deshalb noch nicht ein „Recht" jedermanns darauf ansprechen; ein Recht auf Gnaden kann ich mir nicht denken. Aber daß wir uns besser auf den Besuch des Genius vorbereiten, daß wir vor allem schon die Kinder zu seinem Empfang rüsten sollten, darin kann ich ihm von Herzen zustimmen, wenn er mir auch zuweilen der doch

etwas boschen Meinung verdächtig wird, Genie lasse sich kommandieren, Seele drillen: „Innerliche Meisterung des Entwicklungsganges, das ist Genialität. Auf diese Genialität hat jeder ein Anrecht, muß jeder ein Anrecht haben können, wenn die Mitregierung aller mehr sein soll als eine Phrase . . . Wenn uns etwas nachahmenswert erscheint in den Bewußtseinsfunktionen eines Kopernikus, eines Marx, so werden wir den Mechanismus dieses Denkens, seine Kausalität ergründen, und wir werden sie allmählich, soweit es für die Struktur der Gesellschaft wünschenswert ist, jedem anerziehen lernen. Das ist, was wir unter Demokratisierung des Genies verstehen. Nicht Nivellierung nach unten, sondern Nivellierung nach oben. Hirne wie Kants, wenn nötig, in Serien erzeugt . . . Ebenso wie das Recht auf Existenzminimum und Bildung, wird die künftige Gesellschaft jedem das Recht auf die Denkfunktionen garantieren können, die wir als schöpferische bezeichnen. Sie kann's, weil alles genial ist, was da als Mensch lebt und leidet. Der neidvoll verzichtende Aesthet mag mit den Schultern zucken bei dem Gedanken, daß jeder Arbeiter, Bauer sogar (ich sage nicht jedes Weib, weil doch des Weibes Schöpfertum anders geartet ist), sich zur Selbsterlösung eines Goethe sollte heben lassen. Wir behaupten: Ja! Und noch darüber hinaus, weil doch beim alten Geheimrat alles platonisch blieb, dünkelhaft in sich selbst gefällig, ohne Willen nur Vortrab zu sein zur Selbsterlösung jedermanns, ohne Sinn für die Tragödie des Banausentums, für den Adel der Schande . . . Der Weimarer Minister hat das einzig entscheidende nicht mehr gefühlt, daß noch in jedem Pfahlbürger dieselbe furchtbare, tragisch-geniale Zwiespältigkeit zuckt und leidet, die während seiner großen Zeit in ihm selbst lebte; als er Mephistopheles war und Gretchen, Heinrich, Faust und Wagner zugleich . . . Er selbst hat sich nicht auf der gewaltigen Höhe des Bewußtseins zu behaupten vermocht, daß er jedermanns Bruder sei; ihm nicht nur in der Verdauung, sondern auch in der seelischen Struktur so gleich wie ein Lindenblatt dem anderen." Dies sind Wahrheiten, doch mit vorschnellen praktischen Schlüssen. Gewiß bestand Erziehung bisher meistens hauptsächlich darin, dem Kinde

sein Genie auszutreiben. Ob es sich aber deshalb auch eintreiben läßt? Auch was wir Konversionen zu nennen pflegen, ist doch immer im Grunde nur Selbstbesinnung auf das Genie. Kann aber Konversion zu sich selbst erzwungen werden? Uebrigens trotzt gegen jedermanns Recht auf Genialität insgeheim noch etwas anderes in uns auf: unsere Persönlichkeit scheint dadurch bedroht, das Gefühl unserer Einzigkeit gekränkt, der Einzigkeit jedes Individuums: denn jene „Demokratisierung des Genies" setzt etwas Unerträgliches voraus, sie setzt die Gleichheit aller Seelen voraus. Aber gerade da kann Turell sich auf den heiligen Thomas berufen, der jene Einzigkeit nicht unserer Seele, sondern der Materie zuteilt: die Seelen sind gleich und unterscheiden sich nur nach ihrer verschiedenen Kommensuration zu den Körpern, alia est substantia huius animae et illius, non tamen ista diversitas procedit ex diversitate principiorum essentialium ipsius animae, nec est secundum diversam rationem ipsius animae, sed est secundum diversam commensurationem animarum ad corpora; haec enim anima est commensurata huic corpori et non illi, illa autem alii, et sic de omnibus. Auch Josef Mausbach (im ersten seiner fünf Freiburger Vorträge über „Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem heiligen Thomas von Aquin", in den „Moralproblemen" abgedruckt, bei Herder, Freiburg 1911), der ausdrücklich darauf hinweist: „daß die geistige Seele als solche nach Thomas nur die Züge der Art, nicht die des Individuums an sich trägt, und daß er von den Vorzügen des Einzelmenschen regelmäßig nur die allgemeine Vernünftigkeit, die Ausstattung mit den ersten Denkprinzipien usw. auf das Konto der Geistigkeit schreibt: danach würden die Seelen als solche für vollkommen gleich zu halten sein", auch er muß doch eingestehen, wie furchtbar schwer es uns wird, anzunehmen, „wirklich anzunehmen, die Seelen eines Augustin und Goethe seien von denen gewöhnlicher Dutzendmenschen innerlich gar nicht verschieden, die besondere Kraft und Fülle ihres Geisteslebens erkläre sich nur aus der Lebendigkeit und Fruchtbarkeit ihrer sinnlichen Vermögen und aus ihrer körperlichen Vortrefflichkeit".

23. Sept. Der Glanz dieser herrlich manikurten Sätze Karl Sternheims, des elegantesten Stilturners unserer Zeit, macht mir so viel Freude, der selbstgewisse Stolz, mit dem er, niemals sich zum Publikum herablassend, jahrelang ruhig gewartet hat, bis es ihm nachlaufen wird, und nun, seit es ihm nachläuft, spöttisch ausprobiert, wie weit es sich treiben läßt, bezaubert mich so, die Form nicht blos seiner höchst persönlichen Syntax, sondern vor allem auch seiner seit Jahren scheinbar unachtsam vorbereiteten, jetzt scheinbar verächtlich genossenen Diktatur über den deutschen Geschmack hat einen solchen Reiz für mich, daß ich meistens gar nicht dazu komme, mich auch einmal zu fragen, was er denn eigentlich sagt und ob ich zustimmen kann oder widersprechen muß. So las ich auch seine Schrift, „Berlin oder Juste milieu" (Kurt Wolff Verlag, München 1920), zunächst nur mit dem reinsten Vergnügen an den glitzernden Kristallen einer lange gut in Eis eingekühlten Bosheit. Dann aber fiel mir doch ein: wenn jetzt in den immer alles sogleich eilfertig abfingernden Händen nichts kristallisierender Nachschreiber Straß aus seinem Edelschmuck wird, ja das wird dann wieder entsetzlich sein! Gar bei der ohnedies schon von Tag zu Tag anwachsenden Berlinfeindlichkeit ganz Deutschlands! Wärs da nicht eher Zeit, Berlin, das viel gescholtene, nun einmal zu loben? Uns einmal darauf zu besinnen, wie viel wir anderen, wie viel alle deutschen Stämme Berlin schulden? Und auch uns zu besinnen, wie wir doch alle, alle begeistert mitgesündigt haben an den Berliner Sünden? Gewiß hat in Berlin der letzten dreißig Jahre, wie Sternheim ausführt, durchaus der Begriff gefehlt, „daß viel nicht groß ist", aber wo sonst im übrigen Deutschland war denn dieser Begriff noch tätig am Leben? Gewiß ist die Berliner „Vergottung des Kolossalen" scheußlich, aber welches deutsche Land vergottete denn nicht um die Wette mit? Gewiß hat der Berliner „Betrieb" alle deutschen Städte der Reihe nach verseucht, aber sie konnten es ja gar nicht erwarten, angesteckt zu werden, sie drängten sich doch dazu! Sternheim schreibt: „Auch dort, wo man in der Provinz nicht unmittelbar unter des Weichtiers Berlin eiternden Drüsen gelegen hatte, war man im klebrigen Schleim, der Kanäle durch das ganze Land geätzt hatte,

so verstrickt, daß durch Sekrete, die den Blick verschmiert hielten, keiner ein Ziel sah." Da muß ich, der doch das auch miterlebt hat, der schaudernd Zeuge, ja der immerhin unter den ersten war, die den verruchten Berliner Betrieb durchschauten und öffentlich vor ihm warnten, da muß ich aber doch widersprechen: nein, so war das nicht, daß Berlin etwa seine Macht über Deutschland dazu mißbraucht hätte, den Widerstand der anderen zu brechen und ihnen den Berliner Betrieb gegen ihren Willen aufzuzwingen, sondern umgekehrt erst dadurch, daß Berlin vor den anderen den Betrieb, das Bedürfnis auch der anderen, das Bedürfnis aller, einzuführen und auszuführen verstand, dadurch ist es, den von den anderen nur dumpf empfundenen Wunsch bewußt erfüllend, dadurch ist es erst zur Macht über alle, zur geistigen Herrschaft gelangt. Daß, was alle wollten, Berlin früher und besser konnte, scheint mir noch kein sittlicher Vorzug der anderen; es war nur ihre Schwäche. Das Schicksal seiner Generation hat Heinrich Mann (in „Macht und Mensch", Kurt Wolff Verlag, München) geschildert: „Wir wollten nur genießen, und weder bessern noch uns bessern. Die geistig Lebenden waren keines anderen Wesens als jene, die wirtschaftlich und politisch obenauf waren, oder als selbst die Unterlegenen und Armen. Für Ideen leben anstatt für Erwerb und Genuß — vom Ende des Jahrhunderts bis 1914 schien es unmöglich, es würde ausgesehen haben wie Selbstbetrug oder Spaß. Sogar die Armen samt ihren Führern verloren stückweise ihren Glauben und kämpften blos noch um Pfennige, um ein weniges mehr an Wohlleben. Die Lebensgier war bei allen und auch bei uns". So war überall in Deutschland der neue Geist, der um die Mitte der neunziger Jahre begann und auch den Weltkrieg noch wohlgemut überstand. Er ist durchaus kein geborener Berliner; ganz Deutschland hat da mitgekreißt. Und Berlin ist durch ihn ganz ebenso sich selber und seinem eigenen Sinn entfremdet worden wie die anderen ihrem. Er stammt weder aus Berlin noch aus Deutschland, und er stammt auch gar nicht aus den neunziger Jahren. Damals erschien blos in Berlin, die Welt aufregend, eben das, worüber sich die westliche Welt daheim schon längst wieder beruhigt, womit sie sich durch die

Gewohnheit eines halben Jahrhunderts längst abgefunden hatte. Nur der Berliner Anstrich war noch so gräßlich neu; der Pariser, der Londoner Betrieb hatte indessen schon Zeit gehabt, angenehm nachzudunkeln. Bei Balzac, unter dessen Augen Paris schon in den letzten zehn Jahren vor, vollends aber gar nach der Julirevolution neuberlinisch wurde, schreien die Farben noch ganz ebenso schrill. Sein Werk ist das ungeheure Grundbuch einer durchaus dem Geld verfallenen, Geist und Herz verzehrenden, immer rapider um Erwerb allein rotierenden Welt, und wenn man darin nicht immer gleich Berlin W erkennt, so doch nur, weil durch den Prachtmantel einer alten höfischen Kultur, in den dieses klappernde Skelett sich hüllt, der Blick noch geblendet wird. Aber man kann fast zu jeder Gestalt, der Illusions perdues etwa, getrost an den Rand einen Berliner oder Wiener Namen schreiben. Es ist schon ganz unsere Situation: wer Ehren oder Freuden, Ruhm, Macht oder Genuß will, muß seiner Seele, muß dem Gewissen entsagen, ihn holt der Betrieb; wer dieser Versuchung widersteht, bleibt zur Hölle vergessener, verachteter, verhöhnter Not verdammt. Wenn Balzac überall l'intéret accroupi dans tous les coins sieht, wenn er immer wieder l'envers des consciences, le jeu des rouages de la vie parisienne, le mecanisme de toute chose aufzeigt, wenn ihn ce mélange de hauts et de bas, de compromis avec la conscience, de suprématies et de lachetés, de trahisons et de plaisirs, de grandeurs et de servitudes stets von neuem entsetzt, hat in dieses furchtbare Schauspiel der Berliner Betrieb oder irgend ein anderer, selbst der Amerikas mit seinen noch viel gewaltigeren Dimensionen, auch nur einen einzigen noch so leisen neuen Zug gebracht? Die paar jungen Leute, die dem Geist nicht untreu wurden, die jeunes hommes graves et serieux, les esprits solitaires hielten sich schon damals in irgendeinem cenacle versteckt, relégués comme des saints dans leur niche, ganz wie heute noch die Gefährten Stephan Georges; wo Betrieb herrscht, flüchtet der Geist stets zu den gens de gloire posthume. So hat Paris den Berliner Betrieb schon um 1830 gehabt und es hat ihn sich unversehrt bewahrt bis auf den heutigen

Tag. Rollands Olivier sagt einmal zu Jean Christophe: „Combien de Parisiens as-tu connus, qui habitaient au-dessus du second ou du troisième étage? Si tu ne les connais pas, tu ne connais pas la France . . . C'est à peine si la France est connue des Français". Frankreich, das wahre Frankreich, ist auch noch nur in Dachkammern vorhanden. Die Wahrheit aller Länder ist nur in Dachkammern vorhanden. Und in Dachkammern ist auch ein Berlin vorhanden, von dem Sternheims Schrift nichts weiß: das wahre; sie sieht Berlin doch zu sehr aus der Nähe, da merkt man Höhen und Tiefen nicht. Durch den Grunewald schreitet einsam Konrad Burdach, der tiefste Kenner, Erkenner deutschen Wesens, mit dem feinsten Ohr für das letzte lautlose Geheimnis in den Abgründen unserer Sprache, mit dem weitesten goethescher Kunst des Zusammensehens von Vergangenheit und Gegenwart in eins mächtigen Blick, es waltet Troeltsch seines überall angeregt anregenden, zugleich frauenhaft empfänglichen wie männlich tätigen Geistes, es waltet Ernst Cassirers wirklich die ganze güldene Kette des abendländischen Denkens vom Cusaner zu Kant, von Luther und Leibnitz bis auf Schelling und Hegel ehrfürchtig bewahrender Sinn, es fänden sich der reinen Geister noch andere genug, das Berliner Cénacle ist ganz stattlich, und einer davon hat ungestraft sogar das Kunststück wagen dürfen, mit beiden Füßen im Betriebe doch den Scheitel im Aether zu haben: Rathenau führt auch im Auto seine heimliche Dachkammer mit. Nein, es gibt schon unter dem Betriebs-Berlin noch ein verborgenes zweites Berlin, in dem das alte, das Berlin Lessings und Mendelssohns, das Berlin Zelters und Schinkels, das Berlin E. T. A. Hoffmanns, Ludwig Devrients und der Rahel, das Berlin des Tunnels, das Berlin Menzels und Fontanes unversehrt lebendig geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Ueber ihm macht nur das neueste, das ganz unberlinische Berlin einen so rasenden Lärm, daß darin die liebe leise Stimme des Echten fast erstickt. Aber derlei geschieht auch anderwärts, das bin ich gerade jetzt wieder inne geworden, beim Lesen einer bemerkenswerten Schrift: „Die Isolierung Japans" (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Charlottenburg 1920;

Verfasser ein „früherer Legationsrat im fernen Osten", der ungenannt bleibt). Hier steht das neue Japan in seiner imperialistischen Beutesucht, Ländergier und Ruchlosigkeit des Erwerbssinns wie Gewissenlosigkeit der Mittel als ein ins Ungeheure phantastisch gesteigertes Preußen des fernen Ostens da, nicht blos das arme China, sondern auch England und die Vereinigten Staaten so gewaltig bedrohend, daß ein neuer Weltkrieg von noch weit gigantischeren Massen unvermeidlich scheint. Indem ich die Geschichte dieses von einer rauhen Soldatenoligarchie befehligten japanischen Betriebes las, da fragte plötzlich in mir eine Stimme leise: Aber Lafcadio Hearn? Und vor mir stand mit einem Male Lafcadio Hearns unvergeßliches Japan auf, in seiner märchenhaften Durchseeltheit des ganzen Lebens bis in den leisesten Atemzug hinein, in seiner Herzensinnigkeit, in seiner treuen Uebung von Pflicht, Geduld, Wohlwollen, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung! Welches Japan ist nun das echte? Vielleicht ist in allen Völkern das Echte gerade das, was in dieser Zeit ein jedes mit Leidenschaft geheimhält.

1. Oktober

Schon als Student fiel mir Robert Müller unter seinen Kameraden auf durch das Wesentliche seiner Bemühungen, als einer, der nicht bloß jongliert, sondern nach der Wahrheit späht. In seinem Blut ist dem schweren Ernst nordischer Geistesart ein österreichischer Glanz beweglich aufgesetzt und ragt er schon durch Talent hervor, so noch vielmehr dadurch, daß dieses Talent sich nicht in sich selber beruhigt, sondern durchaus empor zum Sittlichen strebt. Dies zeichnet ihn aus, aber eben dies drängt ihn freilich auch wieder zurück, da gerade dafür ja bei Wienern, und heute noch mehr als je, doch alles Gefühl, alles Verständnis fehlt. So lastet auch auf ihm drohend der Druck jener entsetzlichen Einsamkeit, an der, wer irgend etwas ernst nimmt, in dieser lieben Stadt erstickt, und er sieht sich fast zum Gespött werden gerade weil er, wie sonst dort von den Heutigen so sichtbar vielleicht nur noch Ernst Wagner und Werfel, um die Probleme ringt, mit denen die anderen sich immer nur allerliebst drapieren. Doch diesem ängstigenden Gefühl, allein und ganz auf sich angewiesen

zu sein, verdankt er es, daß sein Blick aus der Enge der stumpfen Umgebung, um Hilfe suchend, ins Weite muß: weil er daheim nichts Festes für den fordernden Tritt seiner Geistesart findet, sieht er sich in die Welt hinausgewiesen, und zu der Freiheit, die schon durch sein ganzes Wesen ihm vorbestimmt scheint, drängt ihn auch noch innere und äußere Not. Ihm stand in jungen Jahren schon an der Stirn, daß er zu den nirgends verweilenden, zu den schweifenden Geistern gehört, die erst lange kreisen müssen, um sich ihren Mittelpunkt zu sichern. Auf den ersten Blick sah man ihm den Wikinger oder Normannen an, den land- und seefahrenden Menschen, mit der inneren Spannung von Grönland bis Sizilien; und dem phantasierenden Blick seiner Baumeisteraugen war eine seltsame Nüchternheit beigemischt, eine Nüchternheit, die sich erlauben kann, Haschisch zu rauchen. In dem Alter, wo man sonst Indianergeschichten liest, hat er sie lieber gleich erlebt, und während Oesterreicher sonst meistens auch in den Flegeljahren schon irgendetwas Pensioniertes an sich haben, ist er da eine Art Cowboy, und wenn die paar guten Oesterreicher, die es bis zum November 1918 allenfalls noch gab, alle doch eigentlich eher Stephanstürmer waren, ist er der letzte Revenant des großen Oesterreich, des barocken, gewesen, des Oesterreich, das schon immer nur in der Vergangenheit und in der Zukunft lag. Wie rein er diesen unsterblichen Mythos empfand, bezeugen nicht bloß seine Bücher „Oesterreich und der Mensch" und „Europäische Wege" (S. Fischers Verlag, Berlin). Als nun der Mythos dann wieder einmal eine Zeit entwich, schien auch Robert Müller mehrere Tage hindurch dem Wahn nicht abgeneigt, was sich da so pompös als Revolution ankündigte, könnte wirklich eine sein oder doch vielleicht, wenn sich ein Führer fände, mit der Zeit eine werden. Es fand sich keiner, und aus einer Herzenssache der Menschheit, die der Sozialismus fünfzig Jahre lang gewesen, wurde über Nacht wieder die nur etwas vergröberte Mundart der conglomerated mediocrity, der Hofrat atmete beruhigt auf, die Jugend aber, gewahr, daß sich die mediocrity jetzt nicht mehr zu genieren brauchte, wodurch allein nämlich die neue Zeit sich von der alten unterschied, die Jugend ver-

stummte. Ihr sogenannter Idealismus besteht im Grunde ja bloß darin, daß sie wünscht, über die Gemeinheit des Menschenlebens irgendwie getäuscht zu werden. Es ist aber das Charakteristische dieser Epoche, daß sie jetzt solche Täuschungen erst gar nicht mehr für nötig hält: die Gemeinheit des Lebens wird jetzt akzeptiert. Der Jugend, die noch irgendwie jung geblieben ist, bleibt, seit daheim nichts mehr vorhanden ist als Niedertracht, über die sie selbst die lebhafteste Phantasie nicht hinweglügen kann, also nichts übrig als ihre Sehnsucht auswandern zu lassen, und sie hat gar nicht weit zu wandern, da begegnet sie dem Bolschewismus. Jugend hat heute keine Wahl; wenn sie, worauf echte Jugend nicht gern verzichtet, schwärmen und glühen will, kann sie's heute nur für den Bolschewismus. Es ist ja sonst öffentlich in Mitteleuropa jetzt nichts mehr vorhanden, woran lebendige Phantasie kristallisieren könnte. Robert Müller hat denn auch schon geschwind an ihm kristallisiert: in „Bolschewik und Gentleman" (Erich Reiß, Berlin 1920). Damit ist, schon in der Aufschrift, vortrefflich ausgedrückt, was der Bolschewismus dem Abendland bringen müßte, wenn er überhaupt dem Abendland etwas bedeuten können soll: er muß irgendwie den Gentleman vollenden. Die letzte große Form des Europäers ist der barocke Mensch gewesen. Auf ihn hat seit dem XVIII. Jahrhundert die Verstandesbildung ihre Schatten geworfen. Der Gentleman ist schließlich eine Art Kompromiß davon und dieses Kompromiß ist erstarrt. Wir fühlen, er selber fühlt schon leise, daß ihm irgend etwas fehlt; ein Hauch von Wärme, Freiheit, Weite: der Gentleman müßte wieder einmal in Schwingung geraten. Und eben diese Schwungkraft ist es, die sich Robert Müller vom Bolschewismus für ihn erhofft: eine neue Geistesrasse kündigt sich ihm in Sibirjaken an, den „intuitiven Hochstil einer anderen, fremden, jedenfalls dunkelrassigen Zukunftskultur" meint er da zu vernehmen. Ich kann das sehr gut verstehen. Auch ich empfinde die fast magische Gewalt des Dunkels, in das sich Lenin hüllt. Vielleicht ist es auch bloß der Reiz, den Chaos immer hat. Und vielleicht ist es gerade nur Chaos, was dem Gentleman fehlt. Vielleicht muß wieder einmal Chaos nachgefüllt werden, wenn

das Abendland nicht erstarren soll. Aber es ist auch möglich, daß, was uns alle so geheimnisvoll am Bolschewismus lockt, den ja keiner von uns kennt, über den wir uns doch alle bloß aus vagen Gerüchten eigentlich auf gut Glück nur allerhand zusammen phantasieren, daß dies gar nicht der Bolschewismus selber ist, sondern nur der Wogenschlag des Ostens in ihm, vielleicht auch einfach das russische Volk, dessen Urkräfte der Bolschewismus jetzt, solang er sich noch verteidigen muß, und solang er noch erobern will, alle zusammenfaßt und zunächst noch zusammenhält. Aber wie wird er aussehen, wenn er sich erst entscheiden muß? Er ist echt russisch darin, daß er durchaus das Reich Gottes errichten will, aber er hat sich noch nicht entschieden, ob er das Reich Gottes errichten will mit Gott oder ohne Gott. Das ist im Grunde ja die einzige russische Frage seit hundert Jahren; es ist auch der Inhalt Dostojewskis. Jeder Russe glaubt, daß es der geschichtliche Sinn des russischen Volkes ist, zur Verwandlung der irdischen Welt in das Reich Gottes berufen zu sein. Nur erwarten es sich die einen von Gottes Ankunft auf Erden, wie sie vom heiligen Johannes verheißen ist, die anderen aber erwarten sich das Reich Gottes nicht von Gott, den sie längst, wie Dostojewski das einmal nennt, „kassiert" haben, sondern sie trauen es der Menschenkraft zu, ja sie vermessen sich, daß aus dem Menschen selber Gott werden soll, den es für sie jetzt noch gar nicht gibt, den erst der Mensch erschaffen muß. Den Kampf, der über den Bolschewismus entscheiden wird, hat er gar nicht mit dem Abendland, nein, den hat er in sich selber, mit sich selber auszutragen: zwischen dem Christus des russischen Volkes und jenem frommen Unglauben der russischen Intelligenz, den Mereschkowski (im „Anmarsch des Pöbels", bei R. Piper, München, wo jetzt auch sein „Auf dem Wege nach Emmaus" erschienen ist, wirklich die ganze Geistesgeschichte der russischen Revolution, in ihren Wurzeln aufgedeckt) einmal einen „mystischen Atheismus" genannt hat und in dem die Gottesnähe der russischen Vergangenheit noch so gewaltig nachglüht, daß auch in seinen Blasphemien noch mehr Gottesfurcht steckt als in den lyrischen Platituden deutscher Monisten, deren letzten,

aus Jean Marie Guyaus „irreligion de l'avenir" frisch gewürzten Aufguß jetzt Leopold Ziegler serviert, in seinem „Gestaltwandel der Götter" (S. Fischer, Berlin), einer mit Nietzsche, der sich im Grab umdrehen muß, gepfefferten David Friedrich Straußiade, die sozusagen auf ein seelisches Onanieren hinausläuft. Atheisten der reinen Art, wie der edle Fritz Mauthner etwa (von dessen Geschichte des Atheismus im Abendland eben der erste Band in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, erschienen ist, ein in seinem jeder anderen Geisteskraft entsagenden Vertrauen auf nichts als den gesunden Menschenverstand, in seiner Ahnungslosigkeit der Geheimnisse rührendes, tragisches Werk) oder der verehrungswürdige Josef Popper, zwingen mir durch den tapferen Ernst ihrer Vermessenheit einen oft fast an Ehrfurcht grenzenden, freilich immer von einem leisen Grauen begleiteten Respekt ab, ich habe für sie die tiefste Bewunderung und das innigste Mitleid zugleich; wer sich aber aus Gott, dessen er stolz entraten zu können meint, gleich darauf ein lustiges Spielzeug zur Emotion müßiger Stunden macht, der beleidigt gar nicht so sehr meinen Glauben als mein Bedürfnis nach intellektueller Rechtschaffenheit. Mit keinem dieser abendländischen Atheismen hat der „mystische Atheismus" der Russen, von dem Mereschkowski spricht, das geringste gemein, schon darum nicht, weil er durchaus dämonisch ist. Es ist ein Atheismus, der Gott beleidigen will: damit setzt er eigentlich schon Gott voraus, er braucht Gott (im Abendland finden wir Züge davon nur beim Marquis de Sade, bei Goethes Prometheus und zuweilen im Byronismus). Dostojewski hat ihn am tiefsten erkannt, an jener Stelle seines Tagebuchs (im zwölften Band der Ausgabe Pipers), wo er von dem Bauernburschen erzählt, der, um den anderen im Dorf zu beweisen, daß er sie sämtlich „an Frechheit" noch überbieten könne, seine Flinte holt und auf die Hostie schießt: „Da, wie der Schuß fiel, bekennt der Bauer dann in der Beichte, da stand plötzlich vor mir das Kreuz mit dem Gekreuzigten; da fiel ich bewußtlos hin." Indem Dostojewski nun die „psychologische Seite dieses Falles" erörtert, findet er manches daran „in hohem Grade für das ganze

russische Volk typisch", vor allem die Maßlosigkeit, ja das „Bedürfnis, über das Maß hinauszugreifen, das Bedürfnis nach herzbeklemmenden Empfindungen, das Verlangen, an einen Abgrund heranzugehen, sich mit dem halben Körper schon über den Rand zu beugen, in die schaudervolle Tiefe zu blicken und — sehr oft oder wenigstens in nicht seltenen Fällen — sich wie ein Wahnsinniger mit dem Kopf voran in die Tiefe zu stürzen. Das ist das Verneinungsbedürfnis im russischen Menschen, bisweilen sogar in einem durchaus nicht verneinenden, sondern alles bejahenden Menschen — die Verneinung von allem, selbst des größten Heiligtums des eigenen Herzens, seines höchsten Ideals, des ganzen Volksheiligtums, vor dem er soeben noch ehrfurchtsvoll gekniet, das aber dann plötzlich gleichsam zu einer unerträglichen Last für ihn wird. Er ist dann bereit, alles zu zerreißen, zu vernichten, sich von allem loszusagen, von der Familie, von den Sitten, von Gott. Der gutmütigste Mensch, wenn er einmal in diesen Zyklon gerät, kann dann zum Tier, zum scheußlichsten Verbrecher werden, in diesem verhängnisvollen Wirbel momentaner konvulsivischer Selbstverneinung und Selbstzerstörung, der dem Russen so gefährlich ist." Klingt's nicht, als schilderte Dostojewski den Bolschewiken? Gleicht der nicht jenem Bauern, dem aber dann, wie der schändliche Schuß fällt, das Kreuz mit dem Gekreuzigten erscheint? Wird auch dem Bolschewismus das Kreuz mit dem Gekreuzigten erscheinen? Novalis sprach einst das dunkle, fast unheimliche Wort: „Die Sünde ist der große Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger man sich fühlt, desto christlicher ist man". Vielleicht bestätigt sich das am Bolschewismus wieder. Vielleicht erlebt er in seinem unbändigen Freiheitssinn noch das Johanniswort: „So euch nur der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!" Der Bolschewismus ist im Grund eine religiöse Frage. Im Grund gibt es doch überhaupt nur religiöse Fragen.

Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß vor Einstein die Zeit schon auch vom heiligen Augustinus relativiert worden ist. Im elften Buch der Bekenntnisse. Da heißt es im vierzehnten Kapitel: „Wenn 2. Oktober

mich niemand fragt, was die Zeit ist, weiß ich es; wenn mich aber jemand nach einer Erklärung fragt, weiß ich es nicht ... Wenn die Gegenwart immer gegenwärtig wäre und sich nicht in Vergangenheit auflöste, wäre sie keine Zeit mehr, sondern Ewigkeit. Wenn sie also dadurch erst zur Zeit wird, daß sie vergeht, wie können wir dann sagen, sie sei?" Und im sechzehnten: „Während also die Zeit vorübergeht, nur da kann man sie wahrnehmen." Und im zwanzigsten: „Weder Vergangenheit noch Zukunft gibt es, sondern es gibt eine Gegenwart der vergangenen Dinge, ferner eine Gegenwart der gegenwärtigen Dinge, schließlich eine Gegenwart der zukünftigen Dinge. Diese drei Zeitformen nehmen wir in unserem Geiste wahr, aber sonst nirgendwo." Von diesem Satz sind wir mit dem nächsten Schritt bei dem Kants, daß die Zeit nichts als die subjektive Bedingung unserer Anschauungen ist.

4. Oktober Seltsam klingt durch die Nacht dieser Zeit die klagende Stimme Ludwig Schemanns. Ein Getreuer Wahnfrieds, Gobineaus Apostel in Deutschland, das Erbe Lagardes hütend, hat er, während rings Deutschland eben anfing, ein großes Geschäft zu werden, sein ganzes Leben im Glauben an eine sittliche Wiedergeburt der Menschheit aus dem deutschen Geiste verbracht. Nun steht er, an die Siebzig, auf dem Leichenfeld aller Hoffnungen. Zwar sind Männer seiner tragischen Weltanschauung, die, den Trug des Irdischen durchschauend, Trost nur in der eigenen Not, in der nicht die Welt, aber den Täter von der Welt befreienden Tat finden, stärker gewaffnet als die leichtgläubigen Optimisten, die jetzt aus ihrem Wahn, der Mensch sei menschlich, aufgeschreckt erwachen. Aber geht jene Kraft bis zur Zuversicht, Deutschland, sein Deutschland, irgendein Deutschland des deutschen Geistes noch jemals wieder für möglich zu halten? Er will's, er wagt's, er versucht's, und dieser Versuch, zunächst vor allem vielleicht eigener Ueberredung, ist seine Schrift „Von deutscher Zukunft; Gedanken Eines, der auszog, das Hoffen zu lernen" (Theodor Weicher Verlag, Leipzig). Hat er's gelernt, das Hoffen? Vermag er's uns zu lehren? Es ist jedenfalls ein Hoffen dunkler Art, ein ungläubiges

Hoffen, ein Hoffen zum Trotz, ein „Handeln jedenfalls, als ob noch Hoffnung vorhanden wäre", dessen wir aber, meint er, nicht fähig werden, bevor wir erkannt haben, „wie gründlich wir verloren sind". Uns daran zu mahnen, tritt er „als bewußter Störenfried unter das nur allzu leicht beschwichtigte Geschlecht". Also: Verzweiflung, aber keine feig ergebene, sondern eine heroische, die mit Entschlossenheit nach der Tat, und wenn sie gleich unmöglich wäre, greift. Und man erwartet, nun wird er seinen Schmerz zusammenbeißen und die Tat nennen, der er die Kraft zutraut, uns zu einen, zum letzten gewaltigen Entschluß, und wäre das auch nur einer, von dem wir uns selber neues Leben gar nicht mehr erhoffen, aber Tod in Ehren. Doch dies fehlt, er kommt über Klagen und Anklagen nicht hinaus. In einer „Herrschaft der Mindestwertigen" sieht er das Ideal des neuen Geschlechts und den „Fluch des Goldes gerade beim Deutschen am schlimmsten", denn „der reiche Deutsche hängt weit mehr als der reiche Jude an seinen Millionen". An die Monarchie wagt er nicht mehr zu glauben: „In den drei Jahrzehnten seiner Regierung hat der letzte Hohenzoller all das von monarchischem Nimbus, was seine Ahnen in drei Jahrhunderten aufgesammelt, zu vergeuden gewußt." Aber auch die Junker hätten versagt, weil ihnen im entscheidenden Augenblick, bei den „demokratischen Staatsstreichen", der Mut zum Bürgerkrieg oder doch zu, wie er es ausdrückt, „einer Portion Bürgerkrieg" gefehlt. Was also, wer soll uns zur „deutschen Einigkeit" helfen, die doch überhaupt „im Grunde noch nie bestanden hat, außer auf Augenblicke, in denen katastrophale Blitze, wie 1813, 1870, 1914, die deutsche Welt durchzuckten?" Wo kann noch, nachdem „der höhere Mensch jetzt entwurzelt und entblättert" worden, unsere Zukunft sein? „Einige Brahmanenreste werden wohl auch bei uns bleiben wie in Indien. Im übrigen aber wird China Motto werden und eine ungeheure Mittelmäßigkeit dem deutschen Leben das Gepräge geben". Wohin wir blicken, nirgends ist Trost, aber „ein Volk setzt sich zusammen aus seinen Toten, seinen Lebenden und seinen Kommenden. In unseren Toten ruht unsere Größe. Unsere Lebenden sind „ein anderes Volk", ein entartetes Geschlecht. Nur in dem Maße, als

wir uns auf die Ahnen besinnen, als vor allem die Kommenden sich ihrer wert erweisen, kann uns vor dem Spruche: „Gewesen, für immer gewesen!“ noch Rettung winken. „Einen Hymnus trotzigen Hoffens anzustimmen hat der edle teure Mann gemeint und es ist eine Nänie auf Deutschland daraus worden. Wie ganz zerschlagen im Gemüt bin ich davon und frag mich wieder, wie schon oft in dieser Zeit, ob es nicht wirklich besser wäre, das Lesen aller dieser Schriften von der deutschen Not ein für allemal zu verschwören, die nichts helfen, ja vielleicht sogar eine Gefahr für den Deutschen sind: er meint am Ende sein Elend damit erledigt, wenn er es schreibend oder lesend „abreagiert“; der Brunnen, aus dem er noch Kraft schöpfen könnte, wird zu Wasserkünsten mißbraucht. Mir wird überhaupt bang vor dieser zunehmenden Gewohnheit, daß jetzt jedermann in Deutschland öffentlich laut denkt und jeden seiner Einfälle sogleich brühwarm der Nation vorlegt! Nicht bloß die Schamlosigkeit dieser Entblößungen widert mich an, sondern zum Mißtrauen gegen das Geschäft öffentlichen Verhandelns von Geheimnissen kommt noch die Furcht, ob nicht überhaupt Wahrheiten, jedenfalls die höchsten Ranges, durch Mitteilung immer schon denaturiert werden. Favete linguis! heischt der Dichter, und das ist mir schon sprachlich sehr merkwürdig: Favere heißt einem günstig sein, ihn beschützen, ihm helfen, hier aber ist mit dem Zuruf, daß wir unseren Zungen eine rechte Gunst erweisen sollen, einfach gemeint, daß wir zu schweigen haben, also gerade, als würde die Sprache, sobald sie nur überhaupt gebraucht wird, eben dadurch immer schon mißbraucht. Wer in unserem Geschäft älter wird, kann sich des Verdachtes am Ende kaum mehr erwehren, ob nicht mit dem Reden immer schon das Lügen beginnt. Lästige Wahrheiten, vor denen man zuerst erschrickt, wird man am besten los, indem man sie gelassen ausspricht. Daher auch der alte Brauch, Gefahren, Schäden, Uebel jeder Art zu „besprechen“. Was wir nennen, ist schon halb gebannt: das Wort hat die Kraft, Böses abzuschwächen. Vielleicht aber schwächt das Wort nicht nur Böses ab, sondern mit ebenderselben Kraft auch das Gute. Indem wir etwas beim Namen nennen, verliert es an Macht über uns. Durch die Sprache hat sich

der Urmensch von den Schrecken der Erscheinungen befreit; sobald das Wort sie fixiert hatte, waren sie gleich nicht mehr so fürchterlich. Und je mehr nun allmählich das Ungeheuer von äußerer Welt in Worten fixiert wird, desto mehr verschwinden ihre Drohungen, bis zuletzt unserem deutschen Volke, das wie kein anderes von der Leidenschaft, ja von einer wahren Wut für solches Fixieren der Welt, der sichtbaren wie der unsichtbaren, besessen ist, darüber sie selber überhaupt verschwand. Wir sind ein Volk extremer Nominalisten, das schließlich von der ganzen Schöpfung nichts als die Nomenklatur in der Hand behielt; sobald wir etwas benannt haben, ist es für uns erledigt und alle Metaphysik, deren sich die anderen immer im Grunde doch nur zum besseren Gebrauch der Wirklichkeit bedienen, dient uns bloß zur Abschaffung der Wirklichkeit. So glauben wir auch jetzt in unserer Not, wenn es uns nur gelänge, festzustellen, was oder wer an ihr schuld war, sie damit auch schon los zu sein: wir schreiben Bücher und meinen etwas getan. Das ist die furchtbare Gefahr des „Verredens", vor der Keyserling in seiner letzten Schrift „Philosophie als Kunst" (Otto Reichel Verlag, Darmstadt 1920) warnt: „Ueber ausgesprochene Dinge", sagt er da, „verlieren wir leicht die Macht, weshalb schöpferische Geister sich instinktiv davor scheuen, das zu besprechen, was organisch werden soll. Nun während der letzten Jahrzehnte hat das ganze deutsche Volk seine mögliche Bedeutung gewissermaßen „verredet", indem es durch Herausstellen seines gesamten Geisteslebens den Zusammenhang mit seinem schöpferischen Wesen fortschreitend aufhob. So besaß es zuletzt überhaupt nur äußeren, keinen inneren Halt. Die Demoralisation dieser Tage beweist durch ihre bloße Möglichkeit — denn sie, nicht die Tatsache ist das Entscheidende —, daß das deutsche Leben schon lange rein äußerlich zusammengehalten war. Hiezu aber konnte es – und dies ist das Bedeutsame — nur deshalb kommen, weil es in der Macht des Geistes liegt, den Nachdruck auf diese oder jene Seite der Wirklichkeit zu legen, weil er also wesentlich frei ist und der Deutsche seine Freiheit dazu benutzt hat, sich selbst seines höchsten Gutes zu entäußern. Auch auf geistig seelischem Gebiete ist Selbst-

mord, so unsinnig er scheint, nicht allein eine Möglichkeit, sondern für viele eine Wünschbarkeit. Wenn ein Geist immer nur in der Welt der Erscheinung als solcher weilt, dann wird er unwirklich und spiegelhaft wie sie; das Wesenhafte wird ihm zuletzt ganz unzugänglich, sein Leben wird mechanisch wie das eines abschnurrenden Räderwerks. Und damit wird es vollkommen unfähig, Bedeutendes hervorzubringen; es versinkt in unentrinnbarer Subalternität. Wenn ein Mensch immer nur bemerkt, was da ist, und nie das Werdende, so kann er nicht einmal ein leidlicher Politiker sein. Wenn er sich immer nur auf den Boden gegebener Tatsachen stellt, so kann er durch keine neuen, selbstgeschaffenen das Antlitz der Erde verändern. Wenn er sich immer nur darüber klar zu werden versucht, was außer ihm geschieht, so muß die innere Klärung ausbleiben. Daher das unwahrscheinlich Barbarische bei überaus vielen äußerlich oft gut gebildeten und jedenfalls häufig sogar gelehrten Gliedern des deutschen Volkes. Ja, wenn einer als Geist fortlaufend in der Vorstellungswelt als solcher lebt, so wird er schließlich vollkommen irreell. Er verliert jeden bewußten Zusammenhang mit dem Geschehen, sein Denken wird unverantwortlich sowohl als wirkungslos, und so täuscht er sich immerdar nicht allein über den wahren Charakter alles außer ihm Werdenden, sondern vor allem über sich selbst. Daher die ungeheure, dem Außenstehenden ganz unverständliche Selbsttäuschung, der die Deutschen durch Jahrzehnte erlagen. Sie hielten sich für etwas ganz anderes, als was sie sind. So stehen sie heute erschüttert vor einem zertrümmerten Götzenbild ihrer selbst. Dieses ganze Verhängnis ist wesentlich der Erfolg eines philosophischen Fehlers. Deutschland hatte Jahrzehnte lang sein Bewußtsein in der Erscheinungswelt, die ein äußeres Spiegelbild ist, zentriert und damit seinen eben doch vorhandenen Willen, seine Kraft in den Dienst des Aeußerlichen gestellt. Es hätte ihm aber von jeher freigestanden, den Akzent auf die Geistesmacht in sich zu legen. Sollen die Deutschen je wieder hochkommen, so muß dies jetzt geschehen. Aus der Aeußerlichkeit müssen sie sich zum Innerlichen zurückwenden, bewußten, unmittelbaren Anschluß wiedergewinnen an den schöpferisch-lebendigen Mittelpunkt ihrer selbst.

Die angelsächsischen Völker haben nie bei dem Gedanken Halt gemacht, daß die Welt aus Erscheinungen besteht: für sie besteht sie in erster Linie aus Entscheidungen." Diese Wahrheit von den Erscheinungen als unseren eigenen Entscheidungen, gleich unentbehrlich für das Leben des einzelnen wie der Völker, begreifen und ergreifen zu lernen hätten aber die Deutschen wahrhaftig nicht erst das Beispiel der Angelsachsen not, wären sie nicht Goethen, den sie nur im Munde führen, längst entfremdet, denn Goethes Wissenschaft wie seine Kunst, ja sein ganzes Leben, ruht auf der Erkenntnis, daß alles getan sein will. Immer wieder hat er es als das letzte Geheimnis aller Kreatur wiederholt, „daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern tun muß: so wie an einem Spiel wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Wert, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu tun, von denen wir uns Gewinn versprechen." So war's immer, so wird's immer sein: auch unser Erkennen bleibt ohnmächtig, ohne einen kategorischen Imperativ, der es tätig macht. Daher jenes favete linguis, das alle tiefen Religionen umgibt: es hütet das hl. Schweigen, das allein uns die Stimme des Gewissens vernehmen läßt, das Gebot der Tat, durch die wir die Wahrheit bezeugen, aber eben dadurch auch selber nun erst von Angesicht erkennen lernen. Der Geist allein ohne die guten Werke genügt zur ganzen Wahrheit nicht; sie kann nicht erredet werden, sie muß getan sein. Als die Franzosen erlitten, was wir jetzt erleiden, wußten sie das und sie sagten sich: Niemals davon reden, immer daran denken! Fänden auch wir jetzt doch endlich die Kraft zum heiligen Schweigen, in dem allein die großen Entscheidungen reifen, sonst kanns geschehen, daß bald auch die letzte Spur deutschen Wesens „verredet" sein wird. Die großen Völker haben in ihren größten Zeiten das Wort immer an die Fläche des Daseins verwiesen: Tiefen sind stumm.

Wenn der Inselverlag gerade jetzt des Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges herausgibt (übertragen von Theodor 14. Oktober

16

Braun, in ein Deutsch, das sich zuweilen doch allzusehr der Mundart des Tages nähert, ja fast schnoddrig wird), so geschieht das vielleicht mit einer geheimen Absicht, derselben, die laut aus der letzten Berliner Rektoratsrede spricht, aus Eduard Meyers „Preußen und Athen" (Verlag von Karl Curtius, Berlin). Preußen und Athen, für südlichere Deutsche reimt sich das nicht so leicht. Was Eduard Meyer meint, wäre verständlicher, wenn er etwa sagte: Thukydides und Treitschke. Denn dieser Vergleich stimmt wirklich: beide haben Geschichte mit sublimer Kraft umgedichtet und Ereignissen einen heroischen Sinn eingeprägt, der den Ereignissen erst von diesen beiden Dichtern zugeteilt, bald aber in der nachwachsenden Jugend auflebend dadurch dann allmählich Wahrheit wurde; geschichtliche Wahrheiten bestehen ja weniger in Taten, als sie aus Deutungen entstehen. Das lehrt das Beispiel des Thukydides, und eben das will an ihm offenbar Eduard Meyer nun seine Hörer lehren: was wir erlebt haben, erst die Jugend, die da kommt, wird ihm seinen Sinn geben, ihren Sinn nämlich, einen rühmlichen oder erbärmlichen, je nach der inneren Art dieser jetzt erst erwachenden Jugend. Darum beschwört er vor ihr für sie das Athen herauf, wie Thukydides es zu sehen sich einbildete und es zwang. Da können sie den Beethovenklang solcher Sätze hören (ich zitiere nach Theodor Braun): „Die Macht, die man hat, nicht behaupten zu können, ist schimpflicher als ein mißglückter Versuch, sie zu erwerben ... Für die Ehre, welche unsere Stadt ihrer Machtstellung verdankt, auf die ihr euch so viel zugute tut, müßt ihr natürlich alle Kraft einsetzen und keine Beschwerden scheuen, solange ihr überhaupt noch Wert auf Ehre legt. Glaubt nicht, daß es sich in diesem Kampfe einzig und allein um Knechtschaft oder Freiheit handelt; es handelt sich auch um den Verlust eurer Herrschaft und um die gefährlichen Folgen des Hasses, den ihr euch durch eure Herrschaft zugezogen habt. Und diese aufzugeben seid ihr gar nicht mehr in der Lage, sollte auch dieser oder jener dunkle Ehrenmann unter den jetzigen Umständen um des lieben Friedens willen dazu raten. Denn sie ist längst Gewaltherrschaft geworden, die an sich zu reißen unrecht sein mag, aber wieder auf-

zugeben gefährlich ist. Solche Schwachköpfe mit ihrem guten Rat würden ein Gemeinwesen bald genug zugrunde richten, wenn sie in die Lage kämen, es auf ihre Weise zu regieren. Denn mit Friedensliebe um jeden Preis, der keine Tatkraft zur Seite steht, kommt man nicht durch; jedenfalls schickt sie sich nicht für eine Großmacht, sondern höchstens für einen Vasallenstaat, wo man nichts weiter verlangt als ein knechtisches Stilleben . . . Unsere Stadt hat ja eben deshalb in der Welt den großen Namen, weil sie sich dem Unglück nie gebeugt und im Kriege weder Opfer an Menschenleben noch Beschwerden gescheut hat und dadurch eine Macht geworden ist, wie sie bis dahin denn doch nie dagewesen. Und so wird sie für immer im Gedächtnis der Nachwelt fortleben, sollte es auch wirklich jetzt mit uns zurückgehen; denn die Bäume wachsen nun einmal nicht in den Himmel. Haben wir doch als Griechen über die meisten Griechen geherrscht, sowohl der Gesamtheit wie den einzelnen in gewaltigen Kriegen widerstanden und unsere Stadt groß und blühend gemacht wie keine andere. Schlafmützen freilich werden davon nichts hören wollen; wer sich aber fühlt und es selbst zu was bringen will, wird uns nacheifern, und wenn ihm das nicht gelingt, uns wenigstens beneiden. Und wenn man uns jetzt haßt und gern los sein möchte, so ist das noch allen so gegangen, die das Zeug in sich fühlten, über andere zu herrschen. Wer aber um den Preis von Ruhm und Größe auch Haß und Neid in den Kauf nimmt, macht kein schlechtes Geschäft; denn Haß währt nicht lange, der große Name aber, wenn man ihn mal hat, ist unsterblich. Nehmt also im voraus darauf Bedacht, was euch künftig Ehre und gegenwärtig keine Schande machen wird, und strebt danach, daß euch beides zuteil werde. Laßt euch mit den Lakedämoniern auf keine Verhandlungen ein, damit es nicht aussieht, als ob auch die jetzigen Beschwerden zu viel würden. Je weniger man im Unglück den Mut verliert, je steifer man den Nacken hält, umso besser wie für die einzelnen, so für die Staaten." Knarrts in diesen Sätzen nicht wahrhaftig ganz preußisch? Wird hier nicht schon ganz fritzisch der eigene Vorteil immer in aller Unschuld sogleich zum Weltgesetz sublimiert, Ehre höchst naiv nur in Macht, Gewinn und Erfolg gesetzt,

durch jeden eigenen Verlust, das Recht der Menschheit gekränkt? Und wenn also Briefe des alten Fritz oft Seiten lang antik klingen, indem auch er, durchaus atheniensisch, stets mit den erhabensten Grundsätzen auf Raub auszieht, ist das angelesen, ist das „Literatur", hat er sich bewußt thukydideisch oder plutarchisch stilisiert oder kommt es unwillkürlich aus einer tiefen inneren Verwandtschaft Preußens mit Athen? Beide Völker sind kriegerische Händler, deren bewaffnetem Handelssinn nun aber (was z. B. den ähnlich situierten Venetianern oder Genuesen durchaus fehlt) ein metaphysischer Zug beigemischt ist: es genügt ihnen nicht, das Geschäft zu machen, sondern sie müssen sich dabei noch auf einen kategorischen Imperativ berufen, sie müssen sich dabei noch als Agenten der sittlichen Weltordnung fühlen können. Dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott zu geben was Gottes ist, Irdisches und Himmlisches rein zu scheiden sind sie unfähig, sie bestehen darauf, daß ihr Handelsgeschäft zugleich auch ein Gottesdienst sei. Wir anderen alle geben gelegentlich zu: Ja, das war wirklich eine Gemeinheit von mir, aber wer kommt denn im Leben ohne jede Gemeinheit durch? So wird ein Athener, ein Preuße niemals sprechen, denn er begeht eine Gemeinheit erst, wenn es ihm gelungen ist, sie sich in eine sittliche Pflicht umzurechnen. Daß ihm dies gelingt und daß es ihm ganz ehrlich gelingt, das ist des Atheners und des Preußen besonderes Talent. Athen und Preußen vermögen immer ein gutes Gewissen zu haben. Daß ihnen das so leicht wird, daß es in aller Aufrichtigkeit, ja daß es mit einer gewissen Einfalt geschieht, die fast etwas Rührendes hat, das ist's, was ihnen die anderen Völker nicht verzeihen können. Gar dem Wiener wird dadurch die Verständigung mit Preußen erschwert: was er braucht, dazu glaubt sich der Preuße schon eben dadurch, daß er es braucht, berechtigt; dem Wiener wird auch ein unzweifelhaftes Recht, das er hat, sogleich verdächtig, wenn es ihm einen Vorteil bringt. Le trop et le peu gâtent le jeu, sagt das Sprichwort.

16. Oktober Vor Jahren ging ich einst nescio quid meditans nugarum durch die Stadt Graz dahin, als ich mich, unweit vom Joanneum, auf

einmal von einem erstaunlichen Geschöpf angesprungen sah, das mit Gebärden, die den Taubstummen verrieten, ungestüm, zugleich aber so bezaubernd herzlich in mich drang, mitzukommen, daß ich nicht widerstehen konnte: die Stille der leeren Gasse, die Jugendglut in den Augen des unverhofften Gefährten, das Märchenhafte der ganzen Begegnung sind mir unvergeßlich. Es war Gustinus Ambrosi, der ja seitdem in Wien zu einer nicht ganz ungemischten Berühmtheit gelangt ist; in Wien bricht Ruhm oft über jemand herein, einen Unschuldigen oder einen Schuldigen, um ihn dann zuweilen ebenso plötzlich wieder zu verlassen, als er ihn unverhofft heimgesucht hat. Nun ist eine Ambrosi-Mappe (Verlag Eduard Strache, Wien und Leipzig) erschienen, mit einem Geleitwort Felix Brauns. Es sind teils Bildnisse, teils Visionen. Da denkt man oft auf den ersten Blick, an Michelangelo, noch öfter an Rodin. Mir wäre doch eigentlich lieber, man dächte dabei gleich an Ambrosi. Den aber fühlt man nur. Daß man ihn immer wieder fühlt, daß er in den fremden Sprachen doch Eigenes zu sagen hat, daß aus dem Aufwand erborgter Gebärden hervor zuletzt doch immer wieder das Antlitz ganz persönlichen Leids, ganz persönlicher Lust mit unvergeßlich reinen Zügen emportaucht, das macht mir diesen ungewissen Künstler menschlich so wert. Selbst im Kitsch noch, zu dem er eine fatale, modern italienisch anmutende Neigung hat, bleibt er edel; und es hat etwas Rührendes, von welcher Unschuld auch seine Posen noch sind. Ein wunderschöner Mensch, knabenhaft nach Größe verlangend, in der Empfindung sicherlich ganz echt, läßt sich vielleicht von jugendlicher Ungeduld, vielleicht auch nur von seiner allzu geschickten Hand, gewiß ganz unbewußt, zum Bluffen verlocken; es ist gar nicht so selten, daß gerade sehr vornehme Menschen künstlerisch unehrlich werden (und menschliche Gaukler hinwieder oft die lautersten Künstler). Es könnte freilich aber auch sein, daß er, was gerade vielfältig Begabten in der Ratlosigkeit ihres Reichtums leicht geschieht, daß er einfach an die falsche Kunst geraten ist, daß Bildhauerei nicht seine Muttersprache wäre. Ich erinnere mich, daß ich schon in Graz damals irgendwie zunächst auf einen Musiker riet, und seine der Mappe

beigefügte Photographie bestätigt mir diesen Verdacht durch die Musikern eigentümliche Neigung des gleichsam von inneren Gewalten niedergezogenen Kopfs (den der trotzige Beethoven freilich gerade darum selbstüberwindend zurückwarf) und durch den Musikermund, der zu lauschen scheint. Und Ambrosi bildet nicht bloß, er dichtet auch; und selbst wenn er zu bilden meint, wirds zuweilen fast eher zum Gedicht. Hat er nur die für ihn bestimmte, gerade seiner Eigenart gemäße Kunst noch nicht gefunden oder genügt ihm keine, braucht er alle? Braucht er alle, weil er für jede einzelne zu reich oder weil er für jede einzelne zu schwach ist? Stürzt sein Pathos aus innerem Ueberschwang hervor oder aus einer Ohnmacht? Und wenn er sich immer wieder ins Theatralische verliert, ist er innerlich so viel, daß er, was er ist, auch noch spielen muß, um sich ganz auszudrücken, oder spielt er, weil ihm, was er ist, zu wenig ist? Da wären wir wieder vor der Grundfrage seiner, der neuen Generation: Hat sie recht, wenn sie vom Künstler verlangt, jede Möglichkeit, die sich jemals, seis auch nur als Wunsch, in ihm ankündigt, um jeden Preis, seis auch um den der Selbstvergewaltigung, zu verwirklichen, oder hatte doch vielleicht eher meine recht, die sich beschied, niemals bis an ihr Ende zu gehen, es sich lieber leicht zu machen, aber in ihren bequem gezogenen Grenzen das Vollkommene von sich zu verlangen? Es hat fast etwas Heroisches, wie jetzt jeder junge Bildhauer nach der Stirne Michelangelos, jeder junge Dichter nach der Stirne Pindars um den Lorbeer greift, aber ich weiß nicht, ob ich nicht lieber als ein halber Pindar doch ein vollkommener Kotzebue bin. Uebrigens, Pindar: der Inselalmanach auf das Jahr 1921 enthält einen sehr merkwürdigen Aufsatz Franz Dornseiffs (aus einer Einleitung zu einer neuen Uebertragung) wonach Pindar selber das, was wir unter „pindarisch“ zu verstehen seit Klopstock gelehrt worden sind, gar nicht wäre, sondern in seinen „reif archaischen Festliedern für vornehme Sportsieger des V. Jahrhunderts“ erklängen die „frühen einfachen Töne des unberührten griechischen Mittelalters“, dieses spricht aus Pindars „Textbüchern zu Kantatenaufführungen“ noch ein letztes Mal „mit ernster spröder Stimme“, seine Welt ist

der griechische Land- und Geldadel, eine Oberschicht, deren Anfänge wir in der Odyssee sehen, „er pflegt noch die alte, feine, etwas gezierte Kunst, die eine ganz bestimmte gute Gesellschaft" voraussetzt und unterhalb ihres Standes nichts kennt". Danach müßten wir von Dornseiff zum erstenmal einen leserlichen deutschen Pindar erwarten dürfen. Herrlich! Denn mir ist's, wenn ich mich an der Urschrift zerquält hatte, dann aber nach der berühmten Uebersetzung des wackeren alten Friedrich Tiersch um Hilfe griff, bisher immer wieder passiert, daß ich da wirklich noch eher das Original verstand.

Wahlergebnis: Solange nicht gewählt wird, scheint Oesterreich überhaupt nur aus Großdeutschen zu bestehen, nur Großdeutsche sieht, nur Großdeutsche hört man, aber sobald gewählt wird, da sind sie dann auf einmal weg. Ist das ein Naturgesetz, daß politische Parteien desto lauter, je kleiner sie sind? . . . Die „führenden" Blätter der meisten österreichischen Provinzstädte sind gewaltig großdeutsch. Warum „führen" sie dann ihre Leser dahin, gegen die Großdeutschen zu stimmen? Echt österreichisch, ganz altösterreichisch sogar, und eigentlich ein Zeichen sehr hoher Kultur, daß der Abonnent es offenbar liebt, in seinem Blatt nicht seine Meinung zu lesen, sondern das Gegenteil. 19. Oktober

Hier in Salzburg hat heuer ein Student den Sommer über tagaus tagein Steine geklopft und sich von der Löhnung so viel erspart, daß er nun den Winter in Wien vielleicht doch vor dem Hungertod bewahrt zu bleiben hofft. Student als Steinklopfer, es hat etwas Heroisches, aber ich weiß nicht, ob das Beispiel viele locken wird. Wahrscheinlicher ist, daß die Studentenschaft ausstirbt; die höhere Bildung, im alten Oesterreich wirklich auch dem Aermsten zugänglich, wird in dieser herrlichen Republik bald nur noch ein Vorrecht von Schieberjünglingen sein. Auch in Deutschland scheint dies der Sinn der Demokratie. Doch dort sieht man der ungeheuren Schmach wenigstens nicht mit unserer fatalistischen Ergebung zu, dort versucht man doch, sich zu wehren. Eduard Meyer, der Rektor der Berliner Universität, schickt mir im Auftrage des „Kuratoriums der Studentenhilfe" einen von 20. Oktober

den Rektoren der sieben Berliner Hochschulen, von Haenisch, dem Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, und von allerhand guten Namen gezeichneten „Aufruf" zu, der zur öffentlichen Kenntnis bringt, daß zurzeit Tausende von Berliner Studenten nur einmal wöchentlich ein warmes Essen haben, daß viele längst nicht mehr wohnen, nirgends wohnen, sondern den Tag in allgemeinen Räumen, Hörsälen oder Bibliotheken, die Nacht auf den Bahnhöfen verbringen und daß es diesen, kaum einmal in der Woche warm essenden, nirgends wohnenden, unstet durch die Stadt streichenden, zerlumpten, frierenden Studenten natürlich auch durchaus an Büchern fehlt (die sich ja selbst die Lehrer kaum mehr beschaffen können; der Wucher der Sortimenter wäre noch ein eigenes Kapitel). Es ist ein erschütterndes, herzzerreißendes Bild! Wie herrlich hat's dagegen doch der Bettelstudent der alten Zeit gehabt! „Studio auf seiner Reis, jupheidi, jupheida!", fast mythisch klingt uns heut das Studentenlied! Das Jupheidi verscholl, die Studentenschaft wird zum Lumpenproletariat, in eben der Zeit, da, sinnlos anschwellend, ein lärmendes Heer von feisten Beamten in Prachtautos durchs ausgesogene Land gröhlt. Daß aus den Burschenschaften noch keine Räuberbanden wurden, ist nur wieder einmal ein Beweis der deutschen Schafsgeduld, aus der allein es auch erklärlich wird, warum Leute, schamlos genug, während Studenten verhungern, drei Stunden Puccini mit vierhundert Kronen zu bezahlen, doch noch immer nicht erschlagen werden.

24. Oktober An solchen unter ihrer herbstlichen Pracht fast niederbrechenden Tagen tritt, wenn ich abends beglückt, vom Rosenkranz im Dom heimkehrend, noch am still durch die Dämmerung rauschenden Brunnen Solaris aufblickend verweile, hinter dem dunklen Turm des Glockenspiels, das eben heiser verklang, blaß des vollen Mondes weiß schimmerndes Gesicht aus den Schleiern in hellen Dunst veratmender Nebel zärtlich hervor, und schwarz, als wär's die Nacht selber, steht drüben der Mozart auf seinem verlassen eingeschlafenen Platz: da meint man dann in der ungeheuren Stille die neckenden Nebel gehen

zu hören auf behenden Zehen, wie sie sich haschen, wie sie sich fliehen, jetzt finden, jetzt wieder verlieren, gleich wieder weg, immer wieder da, nichts als Spiel, aber ein Spiel, worin der Sinn der ganzen Welt verspielt und doch eben dadurch auch wieder alles Geheimnis erst aufgetan scheint, ein Spiel des Lichts, ein Spiel in Gelb, denn alles wird hier jetzt auf einmal gelb, aber freilich gelb von so vielfacher Art, daß andere Farben ja ganz unnötig sind, ein ganzes Orchester von Gelb, mit laut schreienden Stimmen, anherrschend grellen, aber dann auch wieder so milden, gelind beschwichtigend lieben, jedes Herzeleid tilgenden Stimmen! . . . Jetzt bin ich am Fluß, den ich nur sanft ans Ufer schlagen hören, aber, weil der gelbe Nebel schon bis über den Steg empor schwillt, nicht sehen kann. Da saust drüben mit weiß in die Nacht schießenden Lampen ein Auto, doch auch dieses Weiß vergilbt schon wieder in der Gewalt dieses alles auslöschenden, alles vernichtenden Scheins von erblichenem, todesmatt aushauchendem Gold . . . Oskar Wilde hat einmal gesagt, der englische Nebel sei von Turner nicht bloß erst entdeckt, sondern erschaffen worden. Aber noch mehr: Turner hat ein Gelb gemalt, das es auf seinen Bildern, sonst aber offenbar nur noch in Herbstmondnächten Salzburgs gibt. Aber unsere Salzburger Maler sehen es nicht. Der „Wassermann" sollte dort einmal Turners ausstellen. Denn es scheint, daß der Mensch, was er mit Augen sieht, erst dann erblickt, wenn es ihm vorgemalt wird.

Der Kunstverlag Anton Schroll in Wien bringt jetzt den ganzen Anzengruber in fünfzehn Bänden, unter Mitwirkung seines Sohnes, herausgegeben von Dr. Rudolf Latzke und Dr. Otto Rommel. Zunächst sind zwei Bände „Dorfgeschichten", ein Band „Vorstadtgeschichten" und, zum erstenmal, der „Dramatische Nachlaß" (enthaltend „Die schauderliche Blunzen", „Der Reformtürk", „Die Libelle", „Der Sackpfeifer", „Soloszene", „Glacehandschuh und Schurzfell", „Ein Geschworner", „Der ewige Jud" und „In der Theaterkanzlei") und ein Band Aphorismen, den Otto Rommel, etwas herausfordernd, „Gott und Welt" nennt, erschienen. Rommel 28. Oktober

sieht in diesen Aphorismen „ein erschütterndes Ringen eines furchtlosen Denkers mit den großen Problemen“, er findet sie „nicht nur für Anzengruber selbst, sondern für die ganze Zeit charakteristisch“; und er wiederholt dann nochmals: „sie zeigen Anzengruber durchaus auf der Höhe der Zeitbildung“. Wenn das stimmt, welch eine Zeit muß das gewesen sein! Denn es ist das „Ringen“ eines an unverdautem Haeckel würgenden Dorfschullehrers, der auch nur wo die „Probleme“ liegen, nicht einmal ahnt. Anzengruber war um fünf Jahre älter als Nietzsche, beide traten im selben Jahr ab: 1889 wurde Nietzsche wahnsinnig und Anzengruber starb. Nun aber sich vorzustellen, daß in der Epoche der „Unzeitgemäßen“ und Zarathustras ein deutscher Dichter noch solchen Kehricht einer „Aufklärung“ für Handlungsreisende wiederkäuen konnte, daß eine, wenn auch rohe, doch zuweilen bis in die letzten Tiefen tragischer Schauder langende Kraft, ja daß die schönste, reinste Menschlichkeit sich wohlgemut mit solchem Ungeist verträgt, das hat etwas geradezu Phantastisches. Dankenswert ist der dramatische Nachlaß, hier sehen wir Anzengruber sozusagen in seinem Urzustand. Er nahm in unserem Land, das den homerisch gewaltigen, uhlandisch schlichten, eichendorffisch innigen Stelzhamer ja bis auf den heutigen Tag noch immer nicht kennt, geschweige denn erkennt, die letzten vierzig Jahre hindurch die Stelle des Volksdichters ein. Der Nachlaßband zeigt, wohin ihn sein eigener Instinkt wies: er hatte zunächst keinen höheren Ehrgeiz als das Werk der Berla, Kaiser, Elmar, Anton Langer, O. F. Berg fortzusetzen. Auch die hießen damals Volksdichter; für den Wiener jener Zeit war nämlich „Volk“, was in der Vorstadt wohnt. Wie Daniel Spitzer einmal den braven Ludwig August Frankl den „Dichter der inneren Stadt“ genannt hat, so können die von O. F. Berg bis Anzengruber für „Volksdichter“ gelten; ihr letzter Nachfahr war noch Costa, Bäuerle mit seinem „Staberl“ ist der Ahn gewesen (Raimund wie Nestroy schlugen von Anfang an ganz aus der Art). Aber Anzengruber, sobald er sich in der überlieferten Weise nur erst halbwegs fest fühlt, das Technische los hat und den Apparat handhaben lernt, ragt freilich aus dem Kreise sogleich gewaltig empor, ja

zuweilen fast bis ins Sublime, soweit dieses der Vorstadt erreichbar ist. Bei demselben angeborenen sicheren Theatersinn, derselben nach jeder Wirkung, ohne lange zu wählen, zufahrenden, fest anpackenden Faust, der richtigen „Theaterpratzen“, derselben blühenden, von keiner Ueberlegung gestörten Lust an theatermäßigen Verkürzungen, Ueberzeichnungen, Unterstreichungen, wenn's nur zuletzt gehörig kracht, hat er überdies einen ungewöhnlichen Blick für die Geheimnisse kleiner Menschen, ihre versteckten Zärtlichkeiten wie ihre verschämten Ruchlosigkeiten, er weiß mehr von ihnen, als sich ihrer einer sonst einzugestehen wagt, und wenn er anfangs die hergebrachte Form einfach übernimmt, lernt er sie bald bewußt, ja mit einem ganz unwienerischen Raffinement gebrauchen. Dr. Rommel hat ganz recht, wenn er „Glacehandschuh und Schurzfell“ mit dem „Hüttenbesitzer“ vergleicht: den ganzen Anzengruber legt er, stellt er damit zum erstenmal bloß. Denn nicht nur im Thema berührt sich Anzengruber hier mit Georges Ohnet und nicht nur hier berührt er sich mit Georges Ohnet, sondern sie sind von Grund aus, die beiden sind wesentlich verwandt, darin nämlich, daß sie beide sich ungetrübt die naive Kraft durch Bildung unangefochtener einfacher Menschen bewahrt haben, die Kraft, überall im Leben fortwährend die „großen Szenen“ zu sehen: der Ungebildete sieht nichts als große Szenen im Leben, der „Gebildete“ sieht sie nirgends und erst auf der Höhe Calderons und Shakespeares sieht man sie wieder. Den eigentümlichen Reiz Anzengrubers macht es nun aus, daß immer unentschieden bleibt, ob er die großen Szenen mit den Augen der Vorstadt oder Shakespeares sieht, wie man denn im „Vierten Gebot“ nie genau weiß, ob man eigentlich in einem Kolportageroman ist oder auf der Heide Lears. Ich taumle seit vierzig Jahren zwischen Bewunderung für ihn und Erbitterung gegen ihn hin und her. Einen so großen Theatraliker hatten wir in Oesterreich nie; neben ihm wirkt Grillparzer anämisch. Schlägt er aber sein Theater unter Bauern auf, wird's mir, der sie kennt, fürchterlich: seine sind nicht einmal Weinbauern vor der „Linie“, sondern was er da vor uns auf einem kitschigen Almhintergrund in einer höchstens allenfalls auf Salontirolerkränzchen erlauschten Mundart herumhopsen läßt, ist nur

vom Brillantengrund alpin. Und ich frage mich z. B. im „G'wissenswurm“ immer wieder, ob es denn (ich weiß, das Wort klingt komisch, aber es drückt eben doch ganz genau meine Empfindung aus) „erlaubt“ ist, Gestalten von der nestroyschen Kraft des Dusterer, Szenen von der goldonischen Verve des letzten Aktes in ein Kostüm zu stecken, mit dem sie durchaus unverträglich sind. Natürlich würde der Knieriem auch meinetwegen in der Tracht eines gorkischen Barfüßlers nicht weniger wirken, aber irgend eine künstlerische Sittlichkeit fragt da doch wieder tief in mir: Darf man denn das? Und gerade weil Anzengruber nach dieser künstlerischen Sittlichkeit nicht fragte, auf sie nicht hörte, gerade darum ist er für den „Pfarrer von Kirchfeld“ zum großen Volksdichter ausgerufen worden. Er hatte freilich auch das Glück, zurecht zu kommen: in Wien war damals ein großer Dichter gerade fällig. Eine neue Gesellschaft, eben emporgekommen, die von ihrem Geld nun aber auch etwas haben, ihre Macht zeigen, der alten gleichen oder doch ähneln wollte, hatte, kaum eilends trocken geworden, das dringende Bedürfnis, sich vor allem jetzt aber auch geistig zu möblieren. Und so wird vom Anfang der sechziger Jahre bis Ende der siebziger über Nacht ein neues Wien improvisiert. Die Geschichte dieses höchst erfinderisch betriebenen Unternehmens ist noch nicht geschrieben. Es hat den größten Reiz, wie da, wenn auch unauffällig und eines offenbar nicht ganz guten Gewissens, ein großes Bürgertum, das es noch gar nicht gibt oder das jedenfalls zunächst noch lange nicht groß ist, eine westliche Stadt, ein Paris des Ostens auf einmal fertig geliefert, mit allem Zubehör ausgestattet und ihm jede der charakteristischen Figuren, die der Aufwand einer Großstadt braucht, beigestellt werden soll. Ich vermute, daß die Potemkins dieses raschen Zaubers hauptsächlich in der Redaktion der eben damals gegründeten „Neuen Freien Presse“ saßen. Und vielleicht hat ihr stärkster, ihr fruchtbarster Geist, der ruhelose Michael Etienne, von dessen genialischer Ungeduld noch ein letzter Hauch auf Moritz Benedikt lag, vielleicht hat dieser halbe Franzose dabei ganz bewußt an das Julikönigtum gedacht und sich selber als den Balzac dieses neuen Wien gefühlt, aber als einen noch weit höheren Balzac, einen nämlich, dem

die Wahrheit der Kunst nicht genügt, sondern der gleich unmittelbare Wirklichkeit selber schafft. Die besten Gehilfen an dieser Ernennung einer neuen Stadt waren ihm Speidel und Hanslick. Speidel hatte sich dazu sogar ein eigenes Laboratorium angelegt, in dem mancher Wiener Homunkulus gebraut worden ist. Das war das berühmte Winterbierhaus in dem Gäßchen zwischen Tuchlauben und Wildbretmarkt. Dort ist manches gute Glas Schwechater weit über den Durst getrunken worden: bloß aus Ehrgeiz, weil, wer nur lange genug zechend dort durchhielt, dafür hoffen durfte, doch schließlich eines schönen Tags in einem Feuilleton berühmt aufzuwachen. Speidel sah sich seine Leute sehr gut an. Er war auch ein künstlerisch viel zu rechtlicher Mann, um Unwürdiges je gelten zu lassen. Aber Würdige, deren Begabung ihm gewiß schien, mit seiner gewaltigen Hand gelegentlich dann leise noch ein bißchen über ihre Begabung emporzuheben, emporzuschnellen, hielt er, da nun doch einmal die Hauptsache war, die neue Gesellschaft möglichst rasch mit allem Nötigen, auch in der Kunst, zu versorgen, nicht bloß für erlaubt, sondern die Not der Zeit gebot es ihm eigentlich geradezu: vor allem war damals zunächst das große Spiel des neuen Wien, dessen letzter Trumpf dann der Makart-Festzug war, einmal in Gang zu bringen, das ging nicht ohne mancherlei „Notbesetzungen" ab. Diese „Notbesetzungen" werden in jener erst noch zu schreibenden Geschichte der „Gründerzeit" ein eigenes Kapitel sein: so gleich Makart selbst, den übrigens jetzt wir noch ärger unterschätzen als er damals überschätzt worden ist, auch Brahms, gar aber der Bildhauer Natter. Und der Stammtisch im Winterbierhaus bekam ja bald Junge. Noch bis in die neunziger Jahre hinein erhielten sie sich. Und so wird bei Gelegenheit auch erst einmal, vielleicht anläßlich dieser höchst dankenswerten Ausgabe Schrolls, zu revidieren sein, wieviel von Anzengrubers Ruhm sein gutes Eigentum ist und wieviel auch davon bloß Stammtischlerei.

Ob ich nicht aber im Grunde vielleicht, ohne das selber zu wissen, 1. Nov.
doch eigentlich selber ein — Kommunist sei, fragt mich jemand und meint, ich müßte darüber umfallen vor Schreck. Er sieht mich ratlos

an, als ich antworte: Kommunist? Hoffentlich! Schon weil mich ja verlangt, ein katholischer Christ zu sein, und womöglich noch von der Franziskaner Art. Was, wenn das mißbrauchte Wort überhaupt einen Sinn haben soll, ist denn ein Kommunist? Man wird in dem Augenblick dazu, wo einem unversehens eines Tages, während man sich das Essen schmecken läßt, einfällt, daß zur selben Zeit andere hungert. Ist der Einfall so stark, daß einem nun das Essen auf einmal nicht mehr schmeckt, ja bald auch die warme Kleidung, die liebe Wohnung nicht mehr, solange man andere hungern und frieren und durch die Nacht streifen weiß, und steigert sich dies bis zum Selbstvorwurf, zum Gefühl, als wäre man dadurch, daß man selber schmaust, am Hunger der anderen schuld, als nähme man, was man selber hat, damit anderen weg, ja steigert es sich durch wachsende Scham bis zum Entschluß oder doch, bei der Armseligkeit unseres Willens, wenigstens zum frommen Wunsch, alles herzugeben, alles den Armen hinzugeben und selber arm zu werden, um dadurch, daß man das Leid der Armut auf sich nimmt, gutzumachen, was an Leid in der Welt man durch Reichtum verschuldet hat, dann ist der Kommunist komplett. Einen ganz kompletten hat es freilich bisher nur einmal gegeben: den heiligen Franziskus. Pater Heribert Holzapfel, der beredte, so viele Bekehrungen wirkende Münchener Franziskaner, dem auch ich es verdanke, daß meine Seele geheilt ist, hat jüngst (in einem Aufsatz über „Die Bedeutung des heiligen Franz von Assisi für die Gegenwart", im „Jahrbuch" des "Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung", 1919, bei L. Schwann, Düsseldorf; das Jahrbuch enthält noch einen anderen Aufsatz von höchster Bedeutung, den des Abts Ildefons Herwegen über „Die Erneuerung unseres religiösen Innenlebens aus dem Geist der Liturgie") den Kommunismus des heiligen Franz im vollen Sternenglanz seiner unschuldigen, fast kindlichen, herzensheiteren Erhabenheit gezeigt: „Er war ein ganzer Christ, ein radikaler Christ, der sich nicht jeden Schritt und Tritt auf Kompromisse einließ, der vielmehr mit unerbittlicher Strenge durchführte, was er glaubte, was er im Evangelium las. Mit dem ganzen Heroismus

seines Wesens lebte er dem christlichen Volke das Evangelium vor in aller Einfachheit und Reinheit, indem er so treu wie nur möglich in die Fußstapfen seines Heilandes trat, indem er gleich ihm ein Leben höchster Armut und Entsagung führte ... Als Armer, als freiwillig Armer, als fröhlicher Armer trat Franziskus vor das arme Volk hin. Daher sein großer Einfluß. In gleicher Weise verlangte er von seinen Anhängern, daß sie arm würden und in Gemeinsamkeit ein armes Leben führten. Franz war also Anhänger des Kommunismus. Aber der Kommunismus war ihm ein hohes, heiliges Ideal, und zu Idealen kann man niemand zwingen. Darum führte er den Kommunismus ein nur für jene, die sich ihm freiwillig anschlossen." Hätten wir doch mehr von jenem heroischen Christentum, sammelten sich doch die „radikalen" Christen endlich, kämen doch auch jene herbei, die es nur noch nicht wissen, daß sie tief im Herzen ja Franziskaner sind, die nur ihre eigenen inneren Stimmen noch immer nicht verstehen, den Ruf ihrer Sehnsucht, Bettler zu sein, und machten wir uns doch von unserer Qual los, machten wir uns doch endlich frei, in Wahrheit frei, alles hergebend, nichts für uns behaltend als das eine, was allein uns nottut: die Liebe Gottes, machten wir doch endlich ernst mit dem Kommunismus! ... Kommunist ist jeder, der lieber alles Eigene selber hergibt, um sich nur nicht länger von dem Gefühl quälen zu lassen, daß er damit einem anderen etwas wegnimmt. Kommunist wird man, sobald man das Gefühl hat dadurch, daß es einem selber gut geht, irgendwie geheimnisvoll mit an allem Bösen in der Welt schuld zu sein. Kommunist wird man durch das Verlangen nach Leid, dem sündentilgenden Leid. Das ist die „Teilung", die der Kommunist fordert: er will das Weltleid teilen, jeder will seinen Anteil am Leid haben, jeder einen möglichst großen. So wird dann auch der Reichtum „abgeschafft", automatisch, weil ja jeder Kommunist nur den Wunsch hat, arm zu sein. Wenn aber jetzt Leute, die, statt alles Eigene herzugeben, von sich wegzugeben, vielmehr umgekehrt anderen was wegnehmen wollen, dies Kommunismus nennen, das ist ein kleines Mißverständnis. Warum jedoch, weil unter diesem Namen dilettantisch allerhand Unfug getrieben

wird, ich leugnen soll, Kommunist zu sein, seh ich nicht ein ... Kommunist sagt nicht: Gib mir dein Geld! Kommunist sagt: Nimm mein Geld! Dazu gehört aber zunächst, daß man eins hat. Kommunismus kann nur von den Reichen kommen. Franziskus war eines mächtigen Kaufherrn Sohn. Kommunismus ist eine Selbstüberwindung. Er setzt Reiche, die es im Reichtum nicht mehr aushalten, er setzt Mächtige, die es in der Macht nicht mehr aushalten, voraus. Arme sind meistens dem Kommunismus totfeind: sie wünschen sich ja noch reich zu werden. Dem Kommunismus fehlt noch immer sein Mirabeau.

2. Nov. „Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann." Dieser pragmatische Rat Goethes enthält alles, was uns armen Rumpfösterreichern zu tun noch allenfalls übrig bleibt. Trachte jeder sein Gärtchen zu begießen, vielleicht, daß ihm noch ein paar Blümchen erblühen. Wer weiß, wann der liebe Gott dem Land wieder einmal Regen gibt? Sei bis dahin still daheim jeder für sich ein Candide. „Travaillons sans raisonner, dit Martin, c'est le seul moyen de rendre la vie supportable." „Cela est bien dit, répondit Candide, mais il faut cultiver notre jardin" ... Jenes Zitat Goethes, mir bisher unbekannt, verdanke ich Emil Ludwigs Goethe-Buch, das nach dem ersten Band („Goethe, Geschichte eines Menschen", J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin, 1920) so wunderschön zu werden verheißt, daß man fast geneigt wäre, dem Verfasser seine Torheiten über Wagner, wenn auch nicht zu vergeben, so doch zu vergessen. In diesem ersten Band hat auf mich am reinsten das sechste Kapitel gewirkt, „Pflicht" überschrieben. Wie Goethe sein Amt übernimmt, sich dem Amt hingibt, ja fast an das Amt sich verliert, den hohen Ernst, den er einsetzt, ja die Leidenschaft, die er aufbringt, unbelohnt, kaum bemerkt, noch weniger verstanden, keineswegs gewürdigt und, was ärger ist, dadurch gehemmt, gestört, ja zuletzt alle Wirkungen vereitelt, vernichtet und sich aber nicht bloß um den Erfolg betrogen, sondern fast auch um die Freundschaft des Fürsten gebracht

sieht, zu seinem Glück übrigens, wie doch dem von allen guten Genien bewachten, treu geleiteten Manne jede Gefahr, indem sie ihn sich nur immer noch tiefer auf sich zu besinnen, von den trügerischen Flächen seiner es sich allzu leicht werden zu lassen sehr bereiten Natur hinab auf den Grund unterzutauchen zwingt, zu seinem Glück, weil, hätte sich nicht der Minister in seinen Plänen beschränkt, in seinen Hoffnungen enttäuscht gefühlt, vielleicht der Künstler das Opfer geworden wäre, dieses merkwürdigste von allen inneren Abenteuern Goethes fand ich nie so behutsam, mit so viel Takt, mit so zärtlich schonender Hand nicht eigentlich aufgedeckt, weil ja hier Bloßlegen schon ein Bloßstellen wäre, sondern gerade nur so still berührt, als sich mit der Ehrfurcht vor dem Gewaltigen, auch im Irrewerden an sich selber Gewaltigen, eben noch verträgt. Unheimlich ist ja, wie Goethe, je größer ihn das ministerielle Abenteuer im Sittlichen zeigt, hier gegen seine Kunst fast gewissenlos scheint; kaum irgendein Dichterlein, noch so klein, hat je das Dichten so wenig wichtig genommen, wie Goethe seines. Das deutet Ludwig nur an, aber dafür ist des „Weltkinds", für das sich Goethe so gern ausgab, ungeheurer Ernst, entsagendes Pflichtgefühl und fast mönchische Strenge mit sich selbst noch nie rührender, ergreifender gezeigt worden Halten sich die beiden anderen Bände des Werkes auf dieser Höhe, so kann es für das deutsche Haus werden, was in meiner Jugend Lewes' indessen längst überholtes Goethe-Buch war.

Aus einer von Gina Kaus glänzend erzählten, mich schon durch den stendhalischen Ton und ihr offenes Bekenntnis zu Stendhal, den nun auf einen Wiener Kaffeehaus-Napoleon anzuwenden noch ein ganz besonderer Spaß ist, bezaubernden Novelle: „Der Aufstieg" (Georg Müller, Verlag, 1920) notiert: „Suzanne liebte mich unglücklich. So viel Glück war kaum zu ertragen." Und: „Es fällt mir ja eigentlich gar nicht so leicht, reich und vornehm zu sein, und schon gar nicht, Suzanne zu quälen. Im tiefsten fürchte ich, sie ist dabei glücklicher als ich, denn sie erfüllt die Befriedigung, dem zu dienen, den sie liebt, während mich die Herrengeste, die ich mir angewöhnt 4. Nov.

habe, eigentlich außerordentlich anstrengt." Wie viele haben heute die Kraft, in zwei Sätzen die ganze Tragik eines mesquinen Menschen, eigentlich nur so nebenher, ungezwungen auszudrücken?

6. Nov. „Geschichte der deutschen Musik" von Hans Joachim Moser. Erster Band: Von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin, 1920.) Da haben auf mich das zweite Buch, über „Die Tonkunst der deutschen Klöster", das dritte Kapitel des fünften mit der Schilderung Hofhaimers und im zweiten Kapitel des siebenten das prachtvolle Bildnis des Orlando di Lassos am stärksten gewirkt. Den cantus gregorianus, von dem Moser sagt, daß ohne diese „melodische Hochkultur die rein germanische Melodik wohl nie über die Ausdrucksgrenzen des Tiroler Jodlers und des Schweizer Kuhreigens hinausgelangt wäre", kann man auf deutscher Erde heute nirgends mehr in so strahlender Reinheit hören, wie von den Lippen der Benediktinerinnen in unserem alten, von der heiligen Ehrentrudis, Ruperts frommer Nichte, begründeten Stift Nonnberg Was ich dort in seligen Augenblicken einfach mit der Empfindung auffing, mir doch auch einmal erklären, vor dem Verstande rechtfertigen zu lassen, nahm ich nun gern die Gelegenheit wahr. Indem der „Kirchengesang der Mittelmeerrasse" zu Franken und Alemannen dringt und die christliche Tonsprache jetzt ihre besänftigende Gewalt an Ohren zeigen soll, in denen es noch heidnisch nachklingt, geschieht zum erstenmal das Wunder, das sich dann in der Geschichte des Abendlandes immer wiederholt, bis zur Vollendung im Barock, dasselbe Wunder, das in allen Künsten immer wieder geschieht und einmal Grünewald, ein anderes Mal Goethe heißt; in der Musik hieß es zuletzt Hugo Wolf. Die Formel ist: Form und Freiheit finden sich, Form löst sich und Freiheit bindet sich, einen gewaltigen Augenblick lang fallen die beiden Pole zusammen; im nächsten müßte das Leben stillstehen ... Sehr merkwürdig war mir auch, endlich einmal mehr über meinen Namenspatron zu hören, Hermann Contractus, Grafen von Vehringen, den größten unter den drei berühmten Meistern der Sequenz

im XI. Jahrhundert: Dichter, Komponist, Astronom, Mathematiker, Rhetor, Polyhistor, Philosoph, Uhrmacher und Instrumentenmacher in einer Person, der mir schon viel lieber, meinem Herzen näher ist als Hermann der Cherusker, an den mein guter Vater wohl eigentlich gedacht hat, als er mich auf diesen Namen taufen ließ. Und auch noch ein anderer Name, mir vertraut, weil ich ja so oft an seinem Hause vorüberkomm, wird mir hier erst lebendig: Paul Hofhaimer, 1459 zu Radstadt geboren, erst Innsbrucker Hoforganist, vom König Ladislaus zum Ritter geschlagen, nach Maximilians Tod als Virtuose herumzigeunernd, seit 1526 Organist in Salzburg; hier ist er 1537 gestorben und liegt in St. Peter begraben. Lukas Cranach hat ihn gemalt, Dürer hat ihn gezeichnet, Musicorum princeps ward er geheißen, eine ganze Schule musikalischer Humanisten wuchs in seiner Zucht auf. Glänzend auch die Schilderung der Prager Hofmusik zur Zeit Keplers, die damals „ein Hauptzentrum der Ausländerei" war, wie ja Prag überhaupt vom Ausgang des Mittelalters bis ins Barocke hinein, um die Wette mit Padua, Paris, Avignon, Oxford und Nürnberg den Europäer ausgekocht hat. An Orlando di Lasso, der mich schon, als ich, ganz jung, zum erstenmal nach München kam, beim ersten Anblick seines Standbildes auf dem Promenadeplatz gleich instinktiv so geheimnisvoll bezaubert hat, kann man den Europäer entstehen und sich vollenden sehen: zu Mons im Hennegau geboren, als Singknabe von Ferdinand Gonzaga nach Sizilien, dann nach Mailand gebracht, später in Rom Rivale Palestrinas, auf einmal in London auftauchend, von da nach München geholt, wo der „belgische Orpheus" nun als Hofkapellmeister, mit einem Ehrenfräulein der Herzogin vermählt, fast fünfzig Jahre lang wirkt, an zweitausend Werke, darunter fünfzig Messen, schafft, aber „niemals zum Deutschen wird, obwohl ihm Deutschland stärkste künstlerische Impulse zu verdanken hat". Das eigentliche Geheimnis seiner verschwenderisch aussäenden Kraft sieht Moser in „seiner stilistischen Zwitterstellung zwischen Gotik und Renaissance": er nimmt musikalisch schon das Barock vorweg ... Mir ist das Buch Hans Joachim Mosers vor allem durch seinen Wahrheitssinn so wert. Es zeigt

wieder einmal, daß es, bei reiner Empfindung für Wahrheit, im Grund ziemlich gleichgültig ist, zu welcher Partei sich einer bekennt. Moser hebt ganz nationalistisch an: der deutschen Musik Geschichte will er schreiben, und ausdrücklich versichert er, dies sei „nicht eine solche aller je in Deutschland erklungenen, sondern eine der deutschgearteten Musik", eine, die „sich grundsätzlich bemüht, unsere Musik in all ihren Aeußerungen aus dem Wesen des deutschen Volkstums heraus zu entwickeln". Das kommt mir vor, als spräche mir einer vom deutschen Frühling, das Blühen der Veilchen als Eigentümlichkeit unserer Rasse beweisend. Moser leugnet, daß die Tonkunst die internationalste unter den Künsten ist, er hält „das gerade Gegenteil für richtig". Ich bin doch sehr froh, daß ich dennoch weiter las. Denn nirgends ist sein Buch von reinerer Schönheit als gerade dort, wo es die deutsche Musik vom Hauch fremder Volksart berührt, ja dadurch eben gleichsam erst wachgeküßt zeigt. Das beweist wieder einmal, daß es gar nicht darauf ankommt, was einer denkt, was einer will, sondern immer nur darauf, wer er ist, Gott sei Dank!

7. Nov. Ein Franzos fragt mich: Was fällt den Deutschen ein, Romain Rolland für einen großen Dichter zu halten? Ich antworte: Gerade weil er kein Franzos sondern ein Deutscher ist, seiner geistigen Rasse nach!

10. Nov. „Das österreichische Staats- und Reichsproblem". Geschichtliche Darstellung der habsburgischen Monarchie von 1848 bis zum Untergang des Reiches. Von Josef Redlich. I. Band: „Der dynastische Reichsgedanke und die Entfaltung des Problems bis zur Verkündigung der Reichsverfassung von 1861". („Der neue Geist", Verlag Dr. Peter Reinhold, Leipzig 1920.) Aber Redlichs ersehntes Werk ist viel mehr als dieser Titel verheißt: indem es seinem Problem bis auf den Grund nachgeht, tritt Oesterreichs Idee hervor, Oesterreich selber tritt uns entgegen, Oesterreichs Unsterbliches, das es freilich leicht hat, nicht zu sterben, weil es ja zunächst noch nie gelebt hat. Oesterreich zu verhindern, das ist das bewegende Motiv aller öster-

reichischen Politik von 1740 bis 1918 gewesen. Wodurch ist unser altes Vaterland zersprengt worden? Durch den Haß seiner Völker, den Haß ihrer Erbitterung über das eine vorherrschende Volk, das „Staatsvolk", die Deutschen. Jeder österreichische Deutsche wird empört aufschreien: Wann hätten wir in Oesterreich je geherrscht, wir, die wahren Stiefkinder Oesterreichs! Der Deutsche, der dies sagt, hat ganz recht, er hat ganz ebenso recht wie wer die Deutschen des unerträglichen Mißbrauchs ihrer Herrschaft anklagt. Sie haben eine Herrschaft kläglich mißbraucht, von der sie doch selber gar nichts hatten, ja die sie dabei wirklich im Grunde gar nicht hatten. Es ist ihr tragischer Fluch, es ist ihre tragische Schuld gewesen, daß sie anderthalb Jahrhunderte lang schweigend eingewilligt haben in die Knechtung aller Völker, ja in ihre eigene Knechtung sogar, wenn nur dafür die anderen noch etwas mehr geknechtet wurden, daß sie sich selber mit Begeisterung unterdrücken ließen, wenn sie dafür nur selber ein bißchen mitunterdrücken durften: das war ja der eigentliche geistige Gehalt des österreichischen „Liberalismus" und darin sind alle Parteien der österreichischen Deutschen bis ans Ende „liberal" geblieben. Jedes Unrecht, an welcher Nation Oesterreichs immer verübt, hat an den Deutschen seine getreuesten Handlanger, Gehilfen und Lobredner gehabt. Immer wieder hat sich seit 48 das beschämende Schauspiel wiederholt, daß die große neue Idee, durch die allein fortan das Reich Habsburgs möglich war, die Idee der nationalen Gerechtigkeit, die Deutschen entschlossen gegen sich fand. Und wenn sie sich diesen Verrat an der Gerechtigkeit wenigstens hätten bezahlen lassen! Bezahlen durch einen Vorteil für ihr eigenes Volk! Wenn nun wenigstens wirklich das deutsche Volk über Oesterreich geherrscht hätte! Doch auch dieses deutsche Volk hat aller Macht entsagen müssen, die das Vorrecht einer einzigen deutschen Oberschicht blieb: der Bureaukratie. Die Bureaukratie, zunächst aus Deutschen erwachsend, bald auch aus allen anderen Völkern geschmeidige Begabungen an sich ziehend, in sich die Volksarten vermischend, verwischend, gleich treulos nach oben wie nach unten, nach und nach aus sich selber eine Art Nation züchtend, war es, von der sich die

Deutschen mißbrauchen ließen, jedem Unrecht an den Völkern, auch am eigenen, zuzustimmen, in ihrer Eitelkeit, sich dafür mit dem Staat „identifizieren", wie das liberale Schlagwort war, zu dürfen, mit einem Staat, den es gar nicht gab. Denn auch Maria Theresia selbst ist es nicht gelungen, einen österreichischen Staat zu schaffen. Ihr Ehrgeiz mußte sich's genügen lassen, ein Staatsorgan zu schaffen, eben die Bureaukratie. Das Organ eines niemals existierenden Staates zu sein, im Namen dieses nicht existierenden Staates hundert Jahre lang allen Völkern die furchtbarsten Opfer abzufordern, durch die Macht dieses nicht existierenden Staates hundert Jahre lang die Vereinigung der Völker zu verhindern, darin besteht das Wesen dieser in der Geschichte ganz einzigen, äußerlich sich gern skurril gebenden, im Tiefsten dämonischen Erscheinung: denn wirklich, eine dämonische Null ist unsere Bureaukratie gewesen, und wenn das ein schlechter Witz scheint, an diesem üblen Spaß ist unser altes Vaterland zugrunde gegangen. Das Reichsproblem war: gleichberechtigten Völkern bei geschützter innerer Freiheit die Gestalt einer gemeinsamen Erscheinung zu geben. Sehr schön, sagte die Bureaukratie, doch da müssen wir vor allem einen Staat haben! Und durch diesen Staat, den es nicht gab, den es in Oesterreich nie gab, den es nicht geben konnte, weil es ja gerade der geschichtliche Beruf Oesterreichs, seine Sendung war, eine neue, eine höhere Form der Vereinigung von Völkern, ein staatsfreies Reich zu bilden, ist Oesterreich immer wieder verhindert worden ... Was Karl VI. der Erbin hinterließ, war das alte, durch Eroberung, Heirat, Waffenglück, Vertrag oder Zufall erbrachte, nur durch die Pragmatische Sanktion gesicherte Familiengut des Hauses Habsburg, ein Großgrundbesitz, sozusagen eine Reihe von Gehöften, darunter eins, Ungarn, ein ständischer Staat war, die anderen einfach „die Länder" genannt wurden, die Länder des Hauses Oesterreich. Es lag nicht in der Art dieses gewaltigen, in seinem stolzen Sinn die Welt hegenden Hauses, das wir, die wir davon nur noch durch Blut von Lothringen doch wesentlich entfärbte Exemplare kennen lernten, uns in der ganzen ungeheuren Spannung seines am liebsten Unmögliches begehrenden, nie zu

stillenden Machtwillens kaum mehr vorzustellen vermögen, es lag nicht im Bereich seines überfliegenden Ehrgeizes, sich um das Gut zu kümmern; Habsburg war nicht vom Schlage des braven kleinen Landedelmannes. Es hatte dafür gesorgt, auf den einzelnen Höfen des Familienguts zuverlässige Meier zu haben: dazu waren die „Ritter und Landmänner" von einst allmählich geworden, zuweilen durch Schwert und Hochgericht (was nach dem Weißen Berg geschah, war weder Germanisierung noch Katholisierung Böhmens, es war die Erziehung des Adels aus ständischem Trotz zu Vasallengehorsam, eben zu Hausmeiern Habsburgs), gelegentlich auch durch Mischung mit gelenken welschen, irischen oder spanischen Abenteurern. Die hielten das Gut schon in Ordnung und lieferten getreu. Was sie sonst trieben, wenn sie nur lieferten, fragte das Haus Habsburg nicht: daheim war der ständische Adel Herr, über Justiz und Polizei wie Steuern und Landesdefension; selbst Ferdinand II. hat die ständische Verwaltung in Böhmen geschont. Das Haus hatte Sorgen anderen Ranges. Ihm war eigen, nur in der Idee zu leben; Wirkliches kam ihm dabei nur als Mittel der Idee in Betracht. Der Hausbesitz interessierte nur als Kraftquelle. Schon der brave alte Springer, der ahnungslos deutschtümelnde Geschichtsschreiber Oesterreichs, klagt, „daß man aus den Erbländern eben nur die Mittel ziehen wollte, um die mit einer beschränkten Familienpolitik seltsam verflochtenen hochgehenden Pläne eines Universalreichs zu verwirklichen". Uebrigens: „beschränkt", wie sie der gute Mann nennt, war diese Familienpolitik eigentlich nur durch die Welt: in seinen großen Zeiten fühlte sich Habsburg so groß, daß dafür kaum der Weltraum knapp auszureichen schien. Es ist ein nur von sich erfülltes Geschlecht, jeder einzelne scheint da nur aus Selbstsucht zu bestehen, einer Selbstsucht freilich von besonderer Art, nicht seiner eigenen Selbstsucht nämlich, sondern einer ihm von den Ahnen her als Pflicht, ja Schicksal auferlegten, der er sich selber mit seinem Eigensinn und seinem Eigenglück aufzuopfern hat: Habsburgs ungemessene Selbstsucht zu tragen, auf sich zu nehmen fast wie einen Fluch, ist des einzelnen Habsburgers Art, selbstlos zu sein. „Den

einen innersten Sinn, welcher Habsburg belebt", hat Erich v. Kahler (in seiner im Münchener Verlag des „Neuen Merkur" erschienenen Schrift „Das Geschlecht Habsburg", der einzigen mir bekannten, die versucht, dem singulärsten Fürstenhause des Abendlandes sein tragisches Geheimnis abzuspähen) „die Selbstbehauptung des Geschlechts" genannt: „Durchsetzung des Geschlechts" sei sein „einziger Grundsinn". Aber diese „Selbstbehauptung" hätte noch allein nicht genügt ohne ihre fast unheimliche Steigerung zur Selbsterweiterung bis an die Sterne, bis ins Kosmische. Nur deswegen scheint in manchen Habsburgern vielleicht der Mensch so ganz verdünnt, weil in ihnen wirklich nur noch der geringste Teil dem Menschlichen zugewendet blieb. Ihre Seele wäre jedenfalls dem Gedanken, den Mars abzusetzen oder den Saturn zu belagern, eher zugänglich gewesen als dem Plan, einen österreichischen Staat zu verfertigen. Der Wunsch zu „regieren" war ihnen ganz fremd; ihnen genügte zu herrschen. Noch als Karl VI. starb, gab es keinen österreichischen Staat. Es gab auch noch keinen Oesterreicher. Und er hatte noch kein Vaterland und keine Ursach, es zu lieben. Es gab nur das Haus Oesterreich. Alle diese andern schönen Dinge sind Erfindungen der Maria Theresia, mit der eine Hausfrau den Thron besteigt, sorgenvoll, geschäftig und was man in Wien eine „Häferlguckerin" nennt: aus dem Wunsche, die „Häferln" alle stets in schönster Ordnung zum „Gucken" bereit zu haben, entstand, was unsere Patrioten noch bis vor fünfundzwanzig Monaten klopfenden Herzens den „österreichischen Staatsgedanken" nannten (ich habe da mein Leben lang kein einziges Mal mitgeklopft, aber mein Herz schlägt, so lange es überhaupt noch schlagen wird, für Oesterreichs unzerstörbare Wirklichkeit). Nun weiß ich schon, daß es ja nicht bloß Häferlguckerei war, sondern auch Not, der Zug der merkantilistischen Zeit zur Kommerzpolitik, das Beispiel des neidisch gehässig bewunderten Preußen. Und es hätte, selbst in der unseligen Fortsetzung des weit vom Hause Habsburg fallenden Josef, vielleicht auch nichts geschadet, die gesunde Natur der Erbländer hätte sich schon von selber wieder hergestellt, wäre nicht längst, nur auf eine Gelegenheit lauernd, ein

anderes Unheil bereit gestanden, das nun, auf das Zeichen der durchaus auf Völkerbeglückung erpichten Kaiserin, losbrach. Das war jene merkwürdige Menschenart, die, geringer Herkunft, in der Nähe der Großen, sich zunächst durch die Kunst des Lesens und Schreibens, bald auch durch die mit der Ausübung dieser Kunst verbundene geistige Behendigkeit und Geschicklichkeit empfehlend, rasch unentbehrlich zu werden verstanden und in ihrer anfangs recht zweideutigen Stellung, halb Bedienter, halb Vertrauter, vor Schlägen nicht sicher, als Mitwisser von Geheimnissen sich aufnötigend, immer mehr Einfluß gewonnen hatte. Aus Schreibern waren sie durch ihre Kenntnis des in den Welthändeln immer mehr Bedeutung und Wichtigkeit erlangenden römischen Rechts allmählich zu Räten geworden, es entwickelte sich an den hohen Schulen, in den städtischen Kanzleien, an den Höfen der Fürsten ein gelehrtes Beamtentum, zunächst nur sozusagen als Bote zwischen Herren und Knechten, durch den der Wille des Herrn nun in einzelne Gebote für den Knecht umgeschaltet, zur allgemeinen Kenntnis und zur Anwendung auf den besonderen Fall gebracht wird. Dieser neue Stand enthält von Anfang an eine Gefahr für den Fürsten wie für das Volk, eben schon in dieser Zwischenstellung zwischen beiden, weil er den Fürsten mit den Augen des Volkes, das Volk wieder von oben herab ansieht, sich beiden fremd, beiden zugleich verdächtig, aber auch unentbehrlich und also von vornherein geneigt fühlt, beiden zu mißtrauen, beide zu verachten und beide zu betrügen. Die Lässigkeit des Adels, der nicht die Geduld hat, Geist dann auch noch sozusagen in Kleingeld umzuwechseln, und darum immer ratlos ist, wenn es gilt, Ideen zu verwirklichen, erleichtert es diesen Rechtsgelehrten und Kameralisten aus ihrem Geschäft sozusagen eine Geheimwissenschaft zu machen, es entsteht eine Art Freimaurerei der gelehrten Bildung. Daß diese Geheimwissenschaft im Grunde gar kein Wissen, sondern nur ein Vorrat von Kenntnissen und Behelfen, daß es keine Gelehrsamkeit, sondern nur praktische Geschicklichkeit im Geistigen, daß ihre „Bildung“ wirklich nur solches Kleingeld und noch dazu Papiergeld des Geistes ist, gelingt ihnen zu verheimlichen. Dieses Standes,

der, längst insgeheim erstarkt, nur auf eine Gelegenheit lauert, sich der Herrschaft zu bemächtigen, glaubt nun Maria Theresia, zu schwach, um zu herrschen, und eben darum von einer wahren Wut, möglichst viel zu regieren, erfüllt, sich zur Ordnung ihrer Länder, in denen sie wie in einer blank gescheuerten Küche gern alles an seinem Nagel hätte, bedienen zu können, und damit ist sein großer Augenblick gekommen. Indem sie sich einreden läßt, es komme darauf an, einen österreichischen Staat, den es niemals gab, weder vor ihr noch nach ihr, zu schaffen, gelingt es dem Beamtenstand, ein „Staatsorgan" zu schaffen und damit sich zum Herrn einzusetzen, zum geheimen Herrn über Kaiser und Reich. Dies weder den Kaiser noch die Völker je merken zu lassen und beide, Kaiser wie Völker, immer mit dieser von vornherein für alle Zeit unmöglichen Gründung eines österreichischen Staates in Atem und so beschäftigt zu halten, daß sie selber indessen ungestört herrschen kann, das ist das verhängnisvolle, doch in seiner Art geradezu grandiose Werk der Bureaukratie: seit Maria Theresia ist unsere ganze Geschichte nur noch Geschichte der Bureaukratie. Dabei hat diese Bureaukratie natürlich fortwährend ein schlechtes Gewissen und sie hat Angst: in dem Augenblick, wo Kaiser und Völker merkten, daß es ihr gar nicht um diesen ewig angekündigten, niemals erscheinenden, schlechtweg unmöglichen Staat zu tun ist, sondern nur um ihre Geheimherrschaft allein, in dem Augenblick, wo, etwa 1848 oder 1859 oder 1867 oder noch durch Taaffe oder nach dem allgemeinen Wahlrecht, die staatslose Natur Oesterreichs wiedererkannt, der Zustand unter Karl VI. wiederhergestellt und nur die Länder nun aus dem Ständischen ins Demokratische umgeformt würden, wäre der lebendige Völkerbund, der Oesterreich immer war, bis ihn die Bureaukratie vergewaltigt hat, wieder da, nur jetzt als ein Imperium der Demokratie, und die Herrschaft der Bureaukratie wäre damit gebrochen. In ihrer ewigen geheimen Angst davor hat sie nun einen genialen Einfall: sie besinnt sich ihrer deutschen Herkunft und redet ihre Herrschaft den Deutschen Oesterreichs als Herrschaft der Deutschen über Oesterreich ein. Von der Bureaukratie wird der deutsche Charakter Oester-

reichs erfunden und da die Deutschen kindisch genug sind, darauf hereinzufallen, wird der Haß aller unterdrückten Völker damit von den Unterdrückern, von der Bureaukratie weg auf das deutsche Volk in Oesterreich abgelenkt. Dadurch ist Oesterreich immer wieder verhindert, dadurch ist, was 1526 entstand, 1918 zerbrochen worden, nichts von uns ist übrig geblieben als die wohlbehaltene Bureaukratie . . . Indem ich dies, so für mich hin, niederschreibe, siehe, da steigt auf einmal aus dem Nebel, der mir den Garten verklebt, vor meinen inneren Augen Redlich selber auf, leise kopfschüttelnd, sein boshaftestes Lächeln um den schnell beredten Mund, das zu seufzen scheint: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Denn er mag vor seinen eigenen Gedanken in meinen Uebertreibungen da zuweilen wohl selber erschrecken. Aber übertreib ich wirklich? Oder bin ich im Selbstgespräch meiner unbekümmerten Einsamkeit nicht einfach bloß gröber, als dem abwägenden Geschichtsschreiber geziemt oder als wir seit Ranke meinen, daß ihm gezieme? Denn Thukydides hat sich ja wahrhaftig nicht geniert, gelegentlich kotzengrob zu sein. Mein Verfahren, Geschichtliches immer möglichst auf einen gemeinsamen Nenner und alles, was Geschichte mit ihren Erscheinungen meint, auf den letzten einfachsten knappsten Ausdruck zu bringen, der von ihrem Blütenstaub dann freilich nichts übrig läßt, mag in der Gewaltsamkeit seiner Kürzungen schon bisweilen etwas geradezu Nihilistisches haben, dem verehrten und bewunderten Freunde kaum erträglich, der ein angeborenes Gefühl für die Breite, für die Fülle der Erscheinung, fürs Detail und für den besonderen Reiz gerade des Details, für den inneren Widerspruch, der allem Geschichtlichen, auch in seinen reinsten Ausdrücken noch, fragwürdig beigemischt und mit dem es gleichsam seine Gattung wieder aufzuheben, gleichsam insgeheim treulos auch seinem Gegenpol zuzuwinken scheint, nun auch noch in der strengen Zucht englischer Vorbilder geschult und allmählich auf die Höhe einer heute von keinem anderen erreichten Meisterschaft gebracht hat, die nur die Dinge selber reden läßt, sich aber aufs Bilden beschränkt. Doch darf ich mir ja nicht verhehlen, daß wir nicht bloß im Ausdruck, sondern auch, zwar niemals in der

Sache, doch in den Personen zuweilen uneins sind. Er hat eine stille Liebe für Maria Theresia, er hat eine stille Liebe für Kaiser Josef und er hat eine stille Liebe für Heinrich Friedjung. Ich verkenne den Reiz dieser Gestalten nicht. Sie gehören auch zusammen: alle drei bei bestem Willen und redlichstem Bemühen gleich ahnungslos. Auch alle drei sehr österreichisch: darin vor allem, daß sie sich immer nur erst im Unwirklichen wohl fühlen, in dem leeren Raum zwischen der Erfahrung und der Idee, ja dies so sehr, daß es sich gleichsam auch der Wirklichkeit selber mitteilt, daß, wenn sie doch einmal unversehens nach ihr greifen, die Wirklichkeit selber gleichsam beschämt vor ihnen davonläuft. Und noch etwas anderes trennt mich von Redlich: er ist in Mähren daheim, dem klassischen Lande des österreichischen Liberalismus, und er hat jahrelang als Abgeordneter dem Deutschen Nationalverband angehört, daher der leise Hauch zentralistischer Illusion auf seinem politischen Denken, während ich, Oberösterreicher, im ersten Stolz der jungen Gemeindefreiheit aufgewachsen, von klein auf aus der Luft um mich herum schon eine Neigung einsog, mir das Europa der Zukunft instinktiv immer schon als einen möglichst losen Verband möglichst unabhängiger, ja möglichst isolierter Gemeinderepubliken vorzustellen; in jedem richtigen Oberösterreicher steckt ein freilich höchst patriarchalischer Kommunalanarchist. Der große Finanzkünstler, der Redlich ist, kann da freilich nicht mit, ihm würde vor solcher Auflösung des Abendlandes ins Atom der freien Gemeinden gewaltig bange; wir Oberösterreicher aber sind ein unfinanzielles Geschlecht, wir bleiben schon Bauern ... Bewundernswert ist, wie Redlich, indem er der unablässigen Bemühungen, unsere Verfassung und unsere Verwaltung zu verwandeln, Verlauf erzählt, immer genau der Reihe nach aufzählend: zunächst was geplant, was damit eigentlich gemeint, wieviel davon ehrlich gemeint und wieviel davon gleich anfangs täuschend oder doch bloß beschwichtigend, oder allenfalls abfindend gemeint und wieviel davon, wenn es schließlich erschien, auf einmal schon wieder ganz anders gemeint war, als man es anfangs, ja noch während der Arbeit zu meinen meinte, wie er uns, indem er dies erzählt, gleich

auch die dahinterstehenden Ideen und die dahinterstehenden Menschen und bald Ideen durch ihnen nicht gewachsene Menschen entkräftet oder auch wieder durch kühne, doch statt ihnen zu dienen, sich ihrer als bloßer Mittel bedienende Menschen entwürdigt und dadurch, daß über dem Gewühl großer Ideen und kleiner Listen, ehrlicher Schwärmer, kalter Rechner, gewissenloser Streber, leichtsinniger Spieler und gehorsamer Kanzlisten niemals, alle bändigend und sich unterjochend, der reine Wille leidenschaftlicher Hingebung, sei es ans Vaterland, sei es ans Volk, sei es an eine Idee, ja einen Wahn, eine Schrulle, selbst den eigenen Vorteil bloß, übermächtig erscheint, dadurch zuletzt diesen ganzen Aufwand von Kraft, Erregung, Weisheit, Klugheit, Ehrgeiz, Selbstsucht und doch auch wieder gutem Willen, redlicher Arbeit und treuer Pflichterfüllung unnütz vertan zeigt. Erschütternd aber wird dies bald weinerliche, bald spaßige Schauspiel dadurch, daß die ganze Zeit über es eigentlich keinen Augenblick lang an der Einsicht fehlt, worauf es ankäme, wodurch wir zu retten wären. Alle wissen das, alle geben vor, es zu wollen, und im Grunde wollen sie's doch auch meistens wirklich. Jedes Volk will diesen geschichtlichen Zusammenhang mit den anderen Völkern, der Oesterreich ist, bewahren, wenn es darin seine Volksart ungestört erhalten, ungehemmt entfalten, wenn es sich selber bestimmen, seine Kräfte selber verwalten darf. Daß dieser Zusammenhang von Völkern, den das Haus Habsburg geschaffen hat, wie der ungarische Graf Szecsen es einmal formuliert hat, der „Ausdruck einer tiefliegenden politischen und inneren Notwendigkeit ist", daran ist die Masse der österreichischen Völker in ihrer Empfindung niemals irre geworden. Alle blieben bereit, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; freilich irgendeinem der anderen Völker irgend etwas von sich abzugeben war keines jemals bereit. Sie hatten alle den Wunsch, den der alte Palacky in Kremsier einmal so rührend einfältig aussprach: „Wir müssen Oesterreich so konstruieren, daß die Völker gern in Oesterreich existieren, das sei uns die leitende Idee!" Das haben die Böhmen Palacky, Rieger und Havlicek ebenso wollen wie die Kroaten Gaj und Jellacic, wie die Ungarn Szecsen, Eötvös

und Deak, wie Stadion, Leo Thun und Heinrich Clam: nach außen eins, daheim aber frei, jeder im Landl sein eigener Herr. In Kremsier war's fast schon so weit. In Stadions Gemeindegesetz auch wieder. Und wieder im Oktoberdiplom, ja selbst, wenn gleich nur sozusagen unterirdisch, auch im Februarpatent noch und so bis zu Taaffes Sturz. Die ganze Zeit über steht immer gleichsam Oesterreich, ein lebendiges Oesterreich, Karls VI. Oesterreich aus dem Ständischen ins Demokratische übersetzt, immer schon an der Tür. Nur wird ihm dann im entscheidenden Augenblick niemals Herein gesagt. Warum eigentlich nicht? Vielleicht bloß deshalb nicht, weil bei uns auch die besten Männer, sobald sie zu regieren berufen werden, an alles Mögliche dachten, nur nie daran, zu regieren. Zu den verhärteten österreichischen Eigentümlichkeiten gehört nämlich, wie Redlich sagt, die seltsame „Vorstellung, daß nicht die Regierung, nicht die Minister, nicht der ‚leitende' Staatsmann sich persönlich mit eigenen Kräften und Schmerzen um die Lösung der politischen Probleme des Staates zu bemühen hätten, sondern daß dies durchaus die Aufgabe der in Oesterreich miteinander streitenden Völker und Parteien sei. So wie Schmerling darauf wartete, daß die Ungarn das Reichsproblem lösen würden, und für diesen Fall bereit war, solche Lösung befriedigt anzunehmen, so warteten seit Jahren die österreichischen Ministerpräsidenten darauf, daß die Völker sich ausgleichen, auch ihrerseits gewillt, ein derartiges Geschenk des Himmels nicht unwillig aufzunehmen. Bis dies aber geschehen würde, pflegten seit Dezennien unsere Staatsmänner beharrlich die Zumutung naiver Kritiker, daß Ausgleiche zu schaffen eigentlich deren eigenste Aufgabe, die Pflicht der Regierung wäre, selbst wieder mit würdiger Gelassenheit, aber energisch abzulehnen." Warum aber eigentlich? Woher diese „Vorstellung"? Warum hat, seit wir konstitutionelle Minister hatten, keiner je zu regieren gewagt? Weil's ihm nicht erlaubt war. Weil er ja nur unter der Bedingung, nicht zu regieren, Minister geworden war. Der geheime Regent Oesterreichs, der wahre Regent hat es ihm nicht erlaubt, die Bureaukratie. Von Marien Theresien eingesetzt, dann in der Person des Kaisers Franz, des vollendeten

Bureaukraten, zur höchsten Macht gelangt, hat die Bureaukratie, um sich in dieser Macht zu behaupten, dadurch, daß es ihr gelang, den Deutschen einzureden, sie seien's, die den „deutschen Charakter" Oesterreichs bewachen, immer wieder ein lebendiges Oesterreich zu verhindern gewußt.

Josef Redlichs unvergleichliches Buch über „Das österreichische Staats- und Reichsproblem" (Der neue Geist, Verlag, Leipzig) läßt mich noch immer nicht los: welch schmerzliches Glück, unserm alten heiligen Oesterreich da noch einmal in sein brechendes Auge zu sehen! Die Bedeutung des erstaunlichen Werkes, das sich aus vergilbten Akten, Protokollen, Entwürfen einen spannenden Roman holt, liegt darin, daß es zunächst zeigt, wie die Lebensfrage, die die neue Zeit dem alten Reich stellt, nämlich, ob es ihm gelingen wird, dem überlieferten Zusammenhang so vieler, vorher nur durch die Willenskraft des Hauses Habsburg vereinter Völker und Stämme nun, da dem erstarkenden Bürgertum in der alten Form zu enge wird, einen neuen, allen diesen Völkern und Stämmen gerechten oder doch erträglichen Ausdruck zu geben, wie diese Lebensfrage nur ein einziges Mal überhaupt erkannt worden ist: auf dem Reichstag zu Kremsier, dessen Ideen fortan immer wiederkehren, so oft ein wirkliches Oesterreich versucht wird, aber auch immer durch die Bureaukratie, die nur über ein unwirkliches Oesterreich zu herrschen vermag, im letzten Augenblick noch wieder verhindert werden; daß es ferner zeigt, wie bei uns 1848 keineswegs das österreichische 1789, wofür es seine Führer hielten, sondern etwas wesentlich Neues, nämlich eine nationale Bewegung, ja geradezu die Geburt des Nationalismus war; und daß es endlich zeigt, wie die „Reaktion" der fünfziger Jahre keineswegs, wofür man sie gemeinhin auszugeben pflegt, eine „Restauration", sondern etwas seinem ganzen Wesen nach bisher in Oesterreich Unbekanntes, dem alten Oesterreich durchaus Fremdes, ja für Oesterreich Revolutionäres, nämlich eine „in ihren politischen und geistigen Elementen völlig neue Autokratie" ist, deren aus dem Geiste der Bureaukratie geborenes Sy- 15. Nov.

stem: indem man ja sagt, nein zu tun, den Bedürfnissen und Forderungen der Völker niemals zu widersprechen, aber immer zuwiderhandeln und alles, was man nicht will, dadurch zu vereiteln, daß man es auszuführen übernimmt, aber durch die Art, in der man es ausführt, um allen Sinn und die gehoffte Wirkung bringt, noch bis in die letzten Tage Franz Josefs, der ja geradezu symbolischen Gestalt dieses konstitutionell persönlichen Regimes, durchgehalten und fortgewirkt hat. Daß in Kremsier, das einzige Mal, wo die Völker Oesterreichs ungestört und im Morgenlicht der jungen Freiheit noch vertrauensvoll einander ihr Herz, allerdings gar etwas reichlich, ausschütten konnten, der Weg nach Oesterreich gefunden war, auf den bis zuletzt noch, wer immer wirklich dahin wollte, stets wieder zurückkam, durch keinen Steinregen der Bureaukratie abgeschreckt, das wußte ich längst, selbst aus der verdrossenen Darstellung des ganz unösterreichischen, ja widerösterreichischen, allem „Großdeutschen" („großdeutsch" hießen im Frankfurter Parlament die für Oesterreich gegen Preußen Gesinnten, die Rheinländer, die süddeutschen Demokraten, großdeutsch hieß also damals alles, was unsere heutigen Großdeutschen hassen; so sehr wandeln Worte mit der Zeit ab und werden sich untreu!) abholden Anton Springer geht das ja ganz deutlich hervor. Maria Theresia hätte gern die Länder Oesterreichs verstaatlicht: dies gelang nicht, sie hat sie nur bureaukratisiert. Daß Oesterreich, um seinen Völkern erträglich zu werden, also vor allem wieder debureaukratisiert werden mußte, das hat in Kremsier Palacky, der Austroslawist, zuerst bekannt, aber allmählich haben ihm darin, wenn auch zögernd, mißtrauisch und unwillig, dann doch auch die Deutschen zugestimmt; das besonders in den Alpenländern noch unversehrte Gefühl fürs eigene „Landl!" und die Liebe zur „Gemeinde" halfen ihnen dabei. Nicht ohne geheime Sorgen freilich, denn sie wußten, daß die Frage doch schwieriger war, als jener biedere Tiroler meinte, der im Landtag fragte, wozu sie denn in Oesterreich erst noch einen Reichstag brauchten, da jedes Land schon selber am besten seine Sachen zu bestellen wisse, für alles übrige aber die „uralte Verbindung des Volkes durch die geheiligte Person des Monarchen"

ausreichend sei; sie wußten, daß diese bloß persönliche Verbindung der Völker jetzt nicht mehr genügte, daß es jetzt galt, durchaus nun auch noch eine rechtliche zu schaffen, eine völkerrechtliche, durch gegenseitiges Zugeständnis und Einverständnis gesichert (so lange das Haus Habsburg noch die innere Kraft gehabt hatte, seine Völker ihre Gemeinschaft immer wieder an ungeheuren Schicksalen unmittelbar erleben zu lassen, so lange sie, am Wallenstein oder am Prinzen Eugenius, von jedermann mit Händen zu greifen war, war's unnötig, sie nun erst auch noch schwarz auf weiß zu haben: in eben dem Grad erst als das Haus Habsburg selber unsicher wird, wird eine Staatssicherung notwendig, das Gefühl seiner eigenen Schwäche macht Josef zum rabiaten Zentralisten). Also wenn der Kremsierer Entwurf noch immer das Problem nicht rein, nicht ohne Rest zu lösen wußte, so mahnt uns Redlich mit Recht, nicht zu „übersehen, daß das, was die Männer von Kremsier versuchten, . . . technisch politisch betrachtet, eine Aufgabe bedeutet, wie sie in der Geschichte bisher einzig nur hier gestellt worden war: nämlich die Aufgabe, ein aus vielen historischen Territorien und verschiedenen Völkern bestehendes, bisher durch den Machtwillen der Dynastie zusammengefaßtes Reich zu einer organischen Verbindung der Teile umzugestalten, den „Staat" zu dekonzentrieren und zu dezentralisieren und ihn dabei doch zu erhalten, nämlich das Ganze dieser Länder als Großmacht nach außen und als Zentralgewalt im Innern unerschüttert in Funktion zu erhalten. Das Gegenteil: die Föderisierung freier Länder zu einem neuen Ganzen ist oft gelungen, ist überhaupt die einzige Form, in der seit dem XVII. Jahrhundert schöpferische Staats- und Großmachtbildung durch die Menschen westlicher Kultur sich als möglich erwiesen hat. Die völlig neue Aufgabe, die aber nun hier gestellt war, erforderte auch völlig neue politische und juristische Begriffe und Formen. Die Autonomie der Länder war davon nur die erste und wichtigste Konzeption." Die ganze Verhandlung ging damals eigentlich nur zwischen Tschechen und Deutschen. Beide waren bereit, entgegenzukommen, aber auf verschiedene Art: die Tschechen waren als Autonomisten

bereit, dem „Staat" entgegenzukommen, die Deutschen zentralistisch der Autonomie. Daran, daß die Deutschen nach Kremsier sich von der Bureaukratie wieder einfangen ließen und, statt von den freien Gemeinden aus über die Länder empor einen höchsten Ausdruck wirklicher Völkergemeinschaft zu wölben, in allen entscheidenden Augenblicken zuletzt doch niemals von der Verwechslung des Staates mit dem alten theresianisch-josefinisch-bureaukratischen starren Machtapparat loskommen konnten, daß sie niemals den liberalen Wahn vom „deutschen Charakter Oesterreichs" überwanden, daß darum der Kremsierer Entwurf bis in die letzten Stunden Oesterreichs „das einzige große politische Denkmal des gemeinsamen Willens zum Staate blieb, welches im kaiserlichen Oesterreich die Völker durch ihre Vertreter geschaffen haben", daran zerbrach Oesterreich. Nun ist's erreicht, nun sind wir Böhmen und Ungarn los, wir sind allein, so herrlich allein! . . . Ueberraschend aber, ja verblüffend war mir, daß Redlich von 1848 den Nationalismus datiert. Draußen erscheint er 1806 zuerst, nach Jena, doch bloß als Notwehr gegen Napoleon, noch lange nicht aggressiv. Das Erwachen eines dankbar stolzen Gefühls für die besondere Sinnesart des eigenen Volkes, für das schlechtweg Einzige, Unnachahmliche, Unersetzliche, wie jedes einzelne Volk für sich in der Welt steht, seinen eigenen Segen und seinen eigenen Fluch mitbringt, den die anderen kaum ahnen, niemals verstehen können, und seines Schritts seinen unbetretenen Weg geht, für das Geheimnis, dessen Offenbarung die Geschichte jedes Volkes ist, danken wir Herdern; durch ihn ist auch, unter den ermutigenden Blicken Goethes, das Selbstgefühl der Tschechen erst erweckt worden. Aber erst wenn sich in dieses Gefühl des eigenen Wertes und der eigenen Sendung noch Anmaßung, das Verlangen, nicht bloß anders als irgendein anderes Volk, sondern besser als alle, mehr als sie, ja zum Führer der anderen, zum Herrn über sie bestimmt zu sein, und der Drang, sich über das ihm geschichtlich überlieferte Maß auszustrecken, mischt, erst dann wird es zum Nationalismus. Redlich zeigt nun, wie Kaiser Josef durch seinen Versuch, das alte Völkerreich in einen „deutschen

Obrigkeitsstaat" zu verwandeln, das Selbstgefühl der Ungarn und Tschechen aufscheucht, das bei Kroaten und Slowenen sich an Napoleons Illyrischem Reich, bei den Serben an Karageorgs Heldenkämpfen gegen die Türken entzündet. Noch greift es damals nirgends an, hält sich zunächst im Kulturellen, am liebsten bei den alten Sprachschätzen der Nationen, bleibt auch zunächst im engen Kreise der „gebildeten" Oberschicht; das ist das romantische Zeitalter des Nationalgefühls. Erst allmählich, unter dem Druck längst unterirdischer drohender, durch die wirtschaftlichen Stoßkräfte des Bürgertums angeschwollener Spannungen, streckt es die Hörner vor und kaum hat es sein Recht verlangt, verlangt es auch schon ein Vorrecht, kaum weiß es sich frei, will es im nächsten Atemzug schon die Freiheit zur Bewältigung der anderen mißbrauchen: der Drang nach nationaler Selbstbestimmung schlägt sogleich nach nationaler Expansion und damit in nationale Herrschaft um, ganz wie das Bürgertum, eben noch selber des Adels Knecht, beim nächsten Augenblick den Arbeiter zu knechten unternimmt. 1848 holt unser Bürgertum nicht bloß, sich erhebend, 1789 nach, sondern es schießt sogleich, sich überhebend, auf die noch gar nicht errungene Freiheit halb schon wieder verzichtend, darüber hinaus und schießt auf die Macht, die Staatsmacht los; eben noch demokratisch maskiert, entblößt es sich nationalistisch. In Frankfurt hatte der Freiherr von Andrian, vom niederösterreichischen Landtag ins Vorparlament entsendet, eben noch feierlich verlangt, „daß der Ausschuß die Garantie der nichtdeutschen im Deutschen Bund befindlichen Nationalitäten als eine der vornehmsten Aufgaben der Versammlung erkläre", als schon in einer der ersten Sitzungen sich alles voll Aufregung „ob der drohenden slavischen Gefahr" zeigt und bald darauf Giskra das Lob des Fürsten Windischgraetz singt, weil der den Prager Juniaufstand niederkartätscht. Die Deutschen, deren Bürgertum dem der anderen österreichischen Völker an Entwicklung voraus ist, machen die Wendung von Revolutionären in Nationalisten zuerst, aber man kann nicht sagen, daß sich die anderen spotten lassen, bald ist's ein Wettrennen und so ward Oesterreich eingerannt. Aber auch heute noch,

nachdem Oesterreich zersunken, behält der Nationalismus überall sein doppeltes Gesicht: ein sanftes, um Schutz flehendes, das gleiche Recht aller Völker ansprechendes, solang die Nation schwach ist, und ein grimmig grausames, Herrschaft heischendes, sobald sie sich stark fühlt. Dadurch aber, daß Redlich nun den nationalistischen Charakter von 1848, seinen Zusammenhang mit den Gedanken des XVIII. Jahrhunderts von angebornen Rechten des Individuums, welche Gedanken der Nationalismus einfach vom Individuum auf die Nation überträgt, und den Nationalismus als „die unausweichliche Konsequenz der Grundideen von 1789" gezeigt hat, ist eine Geistesgeschichte des Nationalismus, dieser Inversion der Revolution, durch die diese zuletzt überall sich selber wieder auffrißt, erst möglich geworden. Und eben von hier aus erblicken wir nun auch die „Reaktion" der fünfziger Jahre zum erstenmal recht, in der zwei Gewaltsamkeiten einander begegnen: die des Bureaukraten der des Nationalisten. Diese Reaktion ist durchaus nicht, wofür man sie stets ausgibt, eine „Restauration des alten habsburgischen Herrschertums", sondern mit ihr beginnt in Oesterreich etwas ganz neues: ein „durchaus persönliches Regime", die „Epoche der völlig ungehemmten kaiserlichen Machtpolitik", die Verbindung des zentralistischen Absolutismus im Innern mit „einer ausgesprochen dynastischen Prestigepolitik nach außen". Für meine Generation, die zwischen 1860 und 1880 Geborenen, ist es ein Verhängnis gewesen, daß wir, noch unmittelbar unter den Nachwirkungen dieses säbelrasselnden Schreiberschreckensregiments aufwachsend, von Eltern und Lehrern verleitet wurden, es für „das alte Oesterreich" anzusehen, von dem doch dieses allerneueste wahrhaftig nicht einen einzigen Zug hatte, sondern nur zuweilen die Grimasse. Das hat die meisten von uns blind für Oesterreich gemacht, auf Lebenszeit blind für jede österreichische Wirklichkeit, ja manchen blind für alle Wirklichkeit überhaupt, für den bloßen Begriff von Wirklichkeit, dafür, daß es in der Welt so was wie Wirklichkeit überhaupt geben könnte! Denn von aller Wirklichkeit abzusehen, wegzusehen, sie gar nicht zuzugeben, geschweige zuzulassen, einzulassen, niemals auch nur zu vermuten,

daß etwas, was nicht in den Akten war, dennoch vielleicht vorhanden sein könnte, diesen grandios absurden Versuch einer Weltschöpfung auf kaiserlichen Befehl unternimmt das Ministerium Bach. Das Bürgertum antwortet später mit den „Gründerjahren“ darauf, geradewegs einer Parodie davon, in der dann ganz ebenso plötzlich über Nacht von ein paar genialen Journalisten eine neue Gesellschaft, ein neues Wien „ernannt“ wird wie früher von Bach ein neuer Staat, ein neues Oesterreich. Wir haben von klein auf nur in Fiktionen, von Fiktionen, für Fiktionen gelebt und wenn einer unter uns einmal die Dreistigkeit hatte, sich zu fragen, ob sich nicht immerhin doch auch etwas denken ließe, was keine Fiktion wäre, vor solchem Verrückten wurden wir dringend gewarnt. Das Ministerium Bach war freilich, als meine Generation erschien, schon durch die Niederlagen von Magenta und Solferino weggeblasen, es war ja doch nur durch eine versteckte Wirklichkeit hinter sich überhaupt möglich, aber so konsequent gewesen, auch diese: das Heer Radetzkys verkommen zu lassen. Aber jenes „Ministerium lauter Premiers“ hatte doch im Grund eigentlich gar nicht regiert, es war nur eine Fassade von Ideen. Oesterreich hatte sich umgekehrt: in seinen großen Zeiten war's Habsburg, dessen Idee herrschte, während Beamten die Durchführung überlassen blieb; jetzt war's der Kaiser, mit dem brennenden Ehrgeiz, „sein eigener Ministerpräsident zu sein“, der alles selber durchzuführen und eigenhändig auszuführen recht eigentlich für sein Amt hielt und sich nur die Ideen dazu von den Ministern supplieren, soufflieren ließ. Minima non curat praetor, heißt's, aber Franz Josef ist gar kein praetor gewesen, gerade nur auf die minima verstand er sich am liebsten, bis so sein ganzes Land selber eines Tages nur noch ein Minimum war.

Ich stecke noch immer in Josef Redlichs unerschöpflichem „Reichsproblem“ fest! 16. Nov.

In seiner Zeichnung Franz Josefs zeigt Redlich eine Meisterschaft, die nur von den höchsten Künstlern geschichtlicher Darstellung zuweilen erreicht wird; nur etwa mit dem unvergänglich über die Zeiten

hin ragenden Denkmal, das, aus lauter unscheinbaren kleinen Zügen, Macaulays sinnende Hand William dem Oranier und seiner Mary gesetzt hat, mag ich sie vergleichen. Wie wer immer seit 1848 in Oesterreich irgend etwas zu tun oder zu sein versucht hat, muß wohl auch Redlich an Franz Josef sozusagen persönlich gelitten haben, doch er läßt es in keinem Atemzug merken: er tritt selber ganz still zurück, urteilt gar nicht über ihn, läßt ihn nur erscheinen, aber mit welcher unheimlichen Gegenwart! Der ungarische Graf Szecsen hat einmal im Ministerrat mit offenbarer Ironie, doch sicher, daß der Kaiser sie nicht merken würde, vorgeschlagen, daß die „Mitwirkung" der Landtage eine „entscheidende" sein sollte, „allein Seiner Majestät ein ausgleichender Einfluß zur Beseitigung des Drucks der Majoritäten zu wahren wäre". Diese herrliche Formel, deren Nachsatz den Landtagen die Entscheidung, die sie ihnen im Vordersatz zuspricht, im selben Atem wieder abspricht, indem die Majoritäten zwar anerkannt, aber zugleich ihr „Druck" „beseitigt" wird, enthält das ganze System Franz Josefs. Ihm blieb er bis ans Ende treu, denn es war das System seines Wesens. Er hat nie Nein gesagt, wenn er etwas nicht wollte, aber er hat auch sein Ja nie getan; er hat allem, was ihm zuwider war, zugestimmt, aber immer mit einer Wendung, durch die seine Zustimmung unwirksam wurde. Er war noch „ganz und gar von der Herrschervorstellung und dem Herrschergefühl des XVIII. Jahrhunderts erfüllt", aber bei dieser bloßen Vorstellung, diesem bloßen Gefühl davon blieb's dann, er hatte nicht die Herrscherbegabung dazu, den sich unmittelbar auf den anderen übertragenden Willen. Er „befahl" gern, gar in seiner Jugend, aber wenn, was er befohlen, dann meistens nicht geschah, ließ er es gut sein. Niemand hat Menschen und Dinge so rasch wieder fallen lassen, mit derselben Ungeduld, mit der er eben noch auf sie vertraut hatte. Ungeduld, leidenschaftliche Hast und eine merkwürdige Vorliebe für „überraschende und überstürzte Wendungen", die freilich aber immer nur Zeichen seines Aergers, in dem er, wenn ein Versuch nicht gleich gelingt, lieber von der ganzen Geschichte überhaupt nichts mehr hören will, niemals aber innere Wendungen sind, bleiben ihm eigen. Das Haus Habsburg,

das jahrhundertelang die hohe Kunst, warten zu können, mit solcher Meisterschaft geübt hat, Pläne von einer Ewigkeit hegend, daß es auf ein halbes Jahrhundert früher oder später dabei wirklich nicht ankam, hat in diesem Spätling plötzlich die Geduld verloren; in ihm wird es auf einmal nervös. Vielleicht auch, weil er, was ebenso ganz unhabsburgisch war, sich um zu viel „gekümmert" hat. Die Habsburger schufen, aus ihren Träumen, aus gebietenden, ihnen selbst oft kaum recht verständlichen starken Instinkten, zuweilen aus Marotten; „kümmern" mochten sich dann die Handlanger darum. Franz Josef aber war sein eigener Handlanger, er „kümmerte" sich gern, und am liebsten um Kleines, Kleinstes. Als er einst eine seiner „Kundmachungen" im verstärkten Reichsrat einfach zu verlesen befahl, ohne irgendeine Diskussion darüber zuzulassen, vergaß er nicht, dieses Verbot doch durch den Zusatz zu mildern: „Höchstens die Vorbringung eines Dankes und deren Annahme per acclamationem". Und er vergaß, wie das Protokoll berichtet, auch nicht, noch ausdrücklich anzuordnen, „die Sitzung werde erst nach der Mittagsstunde abzuhalten sein, damit nicht entstellte Berichte darüber in die Abendblätter dringen; das Abendblatt der „Wiener Zeitung" aber habe den Text des a. h. Handschreibens zu veröffentlichen". Man sieht: er war nicht bloß sein eigener Ministerpräsident, er war noch mehr, er war sogar auch sein eigener Präsidialist. Bismarck hat einmal gesagt: „Der Kaiser von Oesterreich hat viele Minister, aber wenn er will, daß etwas geschieht, muß er es selbst machen." Bismarck wußte aber nur den Grund nicht: denn den Minister, durch den etwas geschehen wäre, hätte der Kaiser ja sofort davongejagt. Le roi régne, mais il ne gouverne pas, heißt der Grundsatz; bei Franz Josef war's gerade umgekehrt. Diesem Sinn für kleine, kleinste Dinge entsprach auch seine Neigung, wenn er die Wahl hatte zwischen einem bedeutenden Menschen und einem unfähigen, immer diesen vorzuziehen. Er hatte eine fast rührende Schwäche für unbegabte Leute, besonders wenn sie das selber wußten, ihn selber davor warnten, aber dann das, was sie nicht konnten, dennoch auf Befehl gehorsamst übernahmen, wie jener unglückliche Benedek, der jedesmal im voraus wußte, daß er

versagen würde, der das auch jedesmal treuherzig im voraus beteuert und der denn dann auch jedesmal wieder pünktlich gehorsamst versagt hat ... Das Wesen Oesterreichs wird in diesem Buch zum erstenmal aufgedeckt, ganz bloß und nackt liegt es da vor uns, und was wir schaudernd erlebt, hier lernen wir es zum erstenmal verstehen; die Formel ist im Grunde ganz einfach: eben als es sich vollenden sollte und das erste Beispiel eines übernationalen Reiches unter den dem Nationalismus verfallenen Staaten des Abendlandes geben mußte, in diesem größten Augenblick hat es nur kleine Menschen gehabt, kleinwinzige Menschen .... Und wie stark hört man dem gelassenen Vortrag dieses durchaus „wissenschaftlichen" Werkes aber doch überall sein persönliches Erlebnis an: nur tiefst erlittene Bücher haben solchen unvergeßlichen Klang. Einen merkwürdigen Weg ist Redlich gegangen. Er ging als Jüngling zunächst zur Wissenschaft; der Schüler Maurenbrechers in Leipzig, Dietrich Schäfers in Tübingen wollte das Wesen des modernen Staates erkennen lernen. Aber bald fand er, daß, was die Wissenschaft ihn lehrte, doch nirgends mit der Wirklichkeit ganz stimmte: die Begriffe, vom Westen geholt, deckten sich mit der deutschen, mit der österreichischen Erfahrung nicht. Der junge Staatsrechtsforscher unterschied sich nun von seinen Staatsrechtslehrern dadurch, daß er den Einfall hatte, gerade diesen Hiatus zwischen den Staatsbegriffen und unseren Staatserfahrungen selber zu seinem Problem zu nehmen. Er beschloß, sich die Staatswirklichkeiten einmal näher anzusehen, von innen her, durch eigene Teilnahme. Um Politik verstehen zu lernen, schien es ihm das einfachste, selbst Politik zu machen. Die Schule mag ihm nicht leicht geworden sein: zehn Jahre Deutscher Nationalverband und dann noch drei Wochen Finanzminister! Aber sein Buch zeigt, daß es schon dafür stand. Und ob ihm nicht doch bestimmt ist, nachdem er nun aus der Erfahrung durch Anschauung zur Erkenntnis gelangt, erst recht noch einmal zur „Erfahrung" berufen zu werden, als einer jetzt, der erkannt hat und daraus handeln kann? ... Wie reich ist mir der Segen dieses Monats, der mich zugleich mit Redlichs Buch und Werfels herrlichem „Spiegelmenschen" (Kurt Wolffs Verlag, München), dem österreichischen

Faust, beglückt hat! Und dieser freut mich vor allem schon auch für meinen lieben Albert Heine so; denn von „Dies irae" über „Jakobs Traum" zum „Spiegelmenschen", wahrhaftig, eine so gewaltige Klimax ist lange keinem Burgtheaterdirektor beschieden worden!

In einer mittleren norddeutschen Stadt kam jemand neulich auf den Einfall, an den Litfaßsäulen Plakate mit den zehn Geboten Gottes anzuschlagen. Weder Aufschrift noch Unterschrift; nur die Worte Gottes allein. Es kamen Leute, blieben verwundert stehen, lasen, was alles der Mensch da soll und nicht soll, und die Menge der Neugierigen, Staunenden, Nachdenklichen wuchs. Viele fanden diese Forderungen übertrieben; es war ja sicher gut gemeint, aber doch eine zu starke Zumutung an den Menschen. Manche vermuteten in dem Verfasser einen jener bewundernswert rein gesinnten, aber unpraktischen Idealisten, die mit der menschlichen Natur ungenügend bekannt sind. Es wäre freilich schön, wenn der Mensch so wäre, daß er solche Forderungen erfüllen könnte, doch vorderhand ist er halt noch nicht so weit, und so weit wird er wahrscheinlich in dreimalhunderttausend Jahren auch noch nicht sein. Mit sittlichen Ansprüchen aber, denen nun doch einmal niemand gewachsen sei, werde wenig geholfen. Uebrigens gab es in der Menge einige alte Leute, die sich erinnern wollten, ähnliches früher schon einmal gehört zu haben. Nur ein junger Mensch beteuerte, fortan nicht mehr ruhen zu wollen, bis ihm der Versuch gelungen wäre, mit diesen Geboten ernst zu machen; an dem Armen sollen schon vorher Zeichen eines verstörten Wesens bemerkt worden sein und er steht jetzt unter Beobachtung. Uebrigens erschien einige Tage später neben diesem Plakat ein anderes, da pries Paul Steegemann, der geniale Verleger Dadas, Kurt Schwitters Anna Blume an, gewissermaßen die Wacht am Rhein des deutschen Dadaismus. Das interessierte doch das Volk noch mehr und da waren die zehn Gebote dann wieder vergessen. 20. Nov.

„Als Herre Krist geboren ward. Christnachtsröselein gebrochen dem ewigen Lieb" von Paschalis Schmid; mit hundertvier meist ganz- 22. Nov.

seitigen Bildern in Tonüberdruck sowie zahlreichen Initialen in Altrot (München 1921, Gesellschaft für christliche Kunst). Das ist für Aug und Ohr, für Kopf und Herz, für alt und jung in Lust und Leid das allerschönste Weihnachtsbuch; was Schöneres läßt sich für einen deutschen Menschen überhaupt nicht erdenken. Denn indem hier gezeigt wird, wie von unseren Altvordern die Geburt des Herrn in Bild, Lied und Schrift begangen worden, tun sich alle Tiefen ungebrochener deutscher Art uns auf, ihr Hochsinn und ihr Zartsinn, das Gewaltige wie das Gelinde, der Drang zum Unendlichen wie das Glück im Kleinsten, das aus jedem Wegerich noch den lieben Gott vernimmt. Und es ist eine ganze Kunstgeschichte: da ziehen alle unsere Meister auf, der des Marienlebens und Francke, Stephan Lochner, der des Sterzinger Altars, der der Lyversberger Passion und der Cölnische, Martin Schaffner, Isenbrant, Goes, Bouts, Mabuse, Memling, Schüchlin, Striegel, Burgkmair, Cranach, Altdorfer, die van Eyks und Weyden, Holbein, Dürer und Grünewald. Es ist aber zugleich auch eine Geschichte des deutschen Liedes: von Leisentritts und dem Tegernseer Gesangbuch des XVI. Jahrhunderts mit dem Andernacher, dem Cölner, dem Mainzer, dem Speyrer und dem Corners durch den Dreißigjährigen Krieg hindurch bis zur Geistlichen Nachtigall. Und auch eine Geschichte deutscher Prosa wird es schließlich noch: Mechtild von Magdeburg, die Fließende, Bertold von Regensburg, David von Augsburg, das Passional und Tauler und immer aber zwischendurch wieder Seuse, in den Himmel so himmlisch verliebt; aus ihnen spricht die ewige Weisheit selbst, und so, daß es jedes Kind verstehen kann. Mir aber war das schönste Geschenk darin der Hermann von Fritslar, den ich noch gar nicht kannte (um 1343). „Es ist, schreibt der einmal, es ist eine Gewohnheit: wann die guten Engele erscheinen, so forchtet sich der Mensch zum ersten ein wening und wird darnach fröhlich zur Hand; aber wann die bösen Engele erscheinen, so ist der Mensch zum ersten fröhlich, und aber danach wird ihm sehr grauend.“ Das ist eine jener Wahrheiten, die man, sind sie nur erst einmal ausgesprochen, niemals mehr verlieren kann, weil man sie ja selber schon immer gewußt und nur bisher noch nicht

gewußt hat, daß man sie weiß; ich vergehe vor Ungeduld, den Fritslarer ganz kennen zu lernen, und da meinen unsere Weisen aber dann immer erst noch nach Indien entlaufen zu müssen! Ich könnte, dies edle Weihnachtsbuch in den dankbaren Händen, das bißl Zeit, das mir noch bleibt, getrost auf einer einsamen Insel verbringen, ich nähme die Heilige Schrift mit und brauchte dann für den Rest wahrhaftig mein Lebtag nichts Gedrucktes mehr.

In einer jetzt erst von Adolf Erman ausgedeuteten altägyptischen Inschrift wird geschildert, wie das Land der Pyramiden nach dem Sturz der Könige, der Priester und der Beamten aussah: „Die Listen sind fortgenommen, die Sackschreiber sind ausgetilgt, und jeder kann sich Korn nehmen, wie er will. Die Bureaus stehen offen, die Personenlisten sind weggenommen und Untertanen gibt es nicht mehr. In den Gerichtssälen gehen die Geringen ein und aus, und das Haus der Dreißig (der höchste Gerichtshof) ist entblößt. Jede Stadt sagt: Wir wollen die Starken aus unserer Mitte jagen, und nun dreht sich das Land, wie eine Töpferscheibe tut: die hohen Räte hungern und die Bürger müssen an der Mühle sitzen, die Damen gehen in Lumpen, sie hungern und wagen nicht zu sprechen, die Söhne der Vornehmen sind nicht mehr zu erkennen, und ihre Kinder wirft man auf die Straße und schlägt sie an die Mauer. Die Sklavinnen können das große Wort führen, Raub und Mord herrschen im Lande, die Städte werden zerstört, die Gräber werden erbrochen und die Bauten verbrannt. Man wagt nicht mehr zu ackern, man baut nicht mehr, und Holz wird nicht mehr ins Land gebracht. Das Land ist wüst wie ein abgeerntetes Flachsfeld; es gibt kein Getreide mehr, und vor Hunger raubt man den Schweinen das Futter. Niemand achtet mehr auf Reinlichkeit; man lacht nicht mehr, und die Kinder sind des Lebens überdrüssig. Der Menschen werden weniger, die Geburten nehmen ab, und schließlich bleibt nur der eine Wunsch, daß doch alles zugrunde gehen möge. Die Beamten sind abgetan, sie sind verjagt, kein Amt ist mehr an seinem Platz und das Land wird von wenigen sinnlosen Leuten des Königstums beraubt. Und nun 25. Nov.

beginnt das Reich des Pöbels, er ist obenauf und freut sich dessen in seiner Weise. Er trägt das feinste Leinen und salbt seine Glatze mit Myrrhen, hat ein großes Haus und Speicher, dessen Korn freilich einem anderen gehört hat. Er hat Herden und Schiffe, die auch einmal einen anderen Besitzer hatten. Sonst ging er selbst als Bote, jetzt freut es ihn, andere auszuschicken. Er schlägt die Harfe, und seine Frau, die sich früher im Wasser besah, paradiert jetzt mit einem Spiegel. Auch seinem Gotte, um den er sich sonst nicht kümmerte, spendet er jetzt Weihrauch — allerdings den Weihrauch eines anderen. Während so, die nichts hatten, reich geworden sind, liegen die einstmaligen Reichen schutzlos im Winde ohne Bett, zerlumpt und durstig. Der nichts hatte, besitzt jetzt Schätze, und ein Fürst lobt ihn, selbst die Räte des alten Staates machen in ihrer Not den neuen Emporkömmlingen den Hof." Stimmt auffallend. Uebrigens sind Könige, Priester und Beamte schließlich dann doch wieder zur Macht gelangt in Aegypten, aber freilich erst nach dreihundert Jahren. Dreihundert Jahre hat's dort gebraucht. Dreihundert Jahre lang haben Raub und Mord geherrscht . . . Ich fand diesen ägyptischen Text im Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher", in einem Aufsatz Delbrücks. Erstaunlich dieser Hans Delbrück, dem über Siebzig noch eine dritte Jugend grünt. Menschen seiner saturnischen Art müssen sich offenbar erst am Bratspieß des Lebens gehörig rösten, um ganz reif und schmackhaft zu werden. Der Aufsatz zeigt, wie der Marxismus „in eben dem Augenblick, wo er sich praktisch einen großen Teil der Welt unterworfen hat, theoretisch zusammengebrochen ist". Marx hat richtig prophezeit, aber auf Grund ganz falscher Voraussetzungen. Die Kritik, die Delbrück an ihm übt, bringt nichts Neues. Dies alles haben die jüngeren Marxisten selber seit Jahren schon gesagt. Aber daß er sich die Geduld nimmt, es noch einmal zu sagen, ist sehr gut. Man wird es nämlich immer wieder noch einmal sagen müssen, solange Dogmen, an die der wissenschaftliche Marxismus selber längst nicht mehr glaubt, agitatorisch immer noch gebraucht werden. Auch wird dadurch, daß man den Marxismus widerlegt, Marx nicht im mindesten kleiner. Wir sehen das Werk dieses Propheten erst jetzt

in seiner wahren Bedeutung: es hat die revolutionäre Kraft erzeugt, durch die Rußland und Deutschland zersprengt worden sind; die „Geschichtsauffassung" hatte bloß das nötige Pathos zu liefern. Zur Wirkung gehörte freilich aber auch der gute Glaube der Marxisten an den Marxismus. Fahren sie jetzt aber fort, Lehren, die sie selbst indessen für falsch erkannt haben, auch ferner noch zu verkünden, so schwächen sie sich nur selbst. Delbrück erinnert an ein Wort Lassalles: „Alle große politische Aktion besteht in dem Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit. Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist." Aber zum Schluß gibt Delbrück seinem Aufsatz, ja der ganzen „Arbeiterfrage" plötzlich noch eine neue Wendung, eine neue Höhe dadurch, daß er den Gegensatz von Kapital und Arbeit, der zunächst überall nur um Anteil am Gewinn, um Lohnsteigerung zu pendeln scheint, als „Kampf um die soziale Stellung" erkennt: „Die Not des Arbeiterstandes liegt nicht im Materiellen. Die Not des Arbeiterstandes ist psychologischer und pädagogischer Natur . . . Es ist der Gegensatz zwischen der höheren Bildung und der Volksbildung, zwischen den sogenannten Gebildeten und Ungebildeten." Er rührt hier an die tiefste Wunde des deutschen Lebens: daß die Deutschen nämlich noch immer kein Volk sind. Volksgefühl entwickelt sich, wie Lagarde einmal gesagt hat, erst im gemeinsamen, am gemeinsamen Besitz eines Heiligtums. Seit die Deutschen durch Luther zerrissen worden sind, gibt es nichts allen Deutschen Heiliges mehr. Franzosen, auch ungläubig, sind immer noch von derselben inneren katholischen Form; Engländer sind alle desselben Gewissens. In England sieht Delbrück jenen Gegensatz zwischen der höheren und der Volksbildung „durch das viel intensivere kirchliche Leben überbrückt: die verschiedenen Gesellschaftsklassen finden sich in England in ihren kirchlichen Gemeinschaften, sei es der Staatskirche, sei es der Sekten, zusammen; die Bildung in Deutschland ist mehr weltlich, sie ist tiefer, aber darum auch mehr exklusiv, der Spalt wird sehr stark empfunden." Wenn aber Delbrück nun hofft, daß „vielleicht der Schillersche Gedanke, das Theater als die große und höchste Volksbildungsanstalt anzu-

sehen, der Gedanke der Zukunft wird", so kann ich diese Hoffnung nicht teilen, weil eben jene gemeinsame Bildung, die er vom Theater erwartet, erst schon da sein muß, damit ein solches Theater, wie wir es seit dem bayrisch-österreichischen Barocktheater ja nicht mehr hatten, überhaupt entstehen kann. Theater kann uns nicht zur Nation machen, denn Theater setzt selber schon eine Nation voraus. Der Kraft, mit der Wagner uns die Illusion aufzwang, wir wären schon eine, verdanken wir den einzigen Ansatz zum wahren Theater: Bayreuth. Theater, selbst ein Geschöpf der Nation, kann uns sie nicht geben. Zur Nation können wir erst werden, wenn alle Deutschen gemeinsam beten. Anders ist noch keine jemals entstanden. Wir müßten erst eine nationale Bewegung haben: eine verbindende, statt der trennenden, und die kann nur religiös sein ... Indem ich, von meiner Bergwanderung so gut durchfroren und eingesonnt zugleich, in jener herrlichen Müdigkeit, wo der eingeschlafene Leib den Geist willig allen Launen überläßt, noch in dem Heft der Jahrbücher blättere, fällt mir auf, wie merkwürdig gut sich an Delbrück der nächste Aufsatz anschließt, über Tagore, von Martin Kaubisch. Ist's ein Zufall? Er wäre seltsam. Denn gerade dort, wo Delbrück verstummt, setzt diese helle Stimme des neuen Ostens ein. Als „ein unreligiös erschütterter Mensch" wird hier Tagore gezeigt, den nach einer „übernational-menschheitlichen Ergänzung und Versöhnung von Westen und Osten, von Europa und Asien", verlangt, „aus welcher dann vielleicht auch ein neuer und anderer „westöstlicher Diwan", das heißt, eine neue übereuropäische geistige Weltgemeinschaft hervorgehen könnte". Wie beseligt's mich, von indischen Lippen da mein altes Lied zu hören, mein ewiges Lied von Oesterreich! Was war mir denn Oesterreich immer als eine Verheißung dieses, wie ich's gern nenne, zweiten Barocks, eines westöstlichen, wie jenes erste nordsüdlich gewesen, eines, das, was jenes vertikal begann, nun auch noch horizontal vollenden sollte, den Bogen, den jenes einst vom Mittelmeer zur Nordsee zog, jetzt von Walt Withman über Goethe und Dostojewski hin bis zu Laotse spannend! Und mußt ich nicht, wenn mich unsere Patrioten mit sich verwechselten,

immer wieder beteuern: Mein Oesterreich liegt in der Zukunft? Und dort liegt es so fest, daß es jetzt auch von dem Seherauge dieses Inders schon erblickt wird! Daß jetzt, indessen es unter uns niemand mehr sein will, auf einmal ein Inder schwarzgelb wird, ist das nicht ein herrlicher Spaß? Auch er haßt, wie ich, allen Nationalismus, aber auch er weiß, wie ich, daß der Weg ins Uebernationale nur durch nationale Geschlossenheit geht. Der Sprung zur Menschheit über die Nationen hinweg, den das XVIII. Jahrhundert versucht hat, ist überall ein Absturz in die Nationalismen geworden. Eher fährt der Mensch aus seiner Haut als aus seiner Nation. Auch die Clarté, überhaupt gedanklich durchaus nichts als aufgewärmtes XVIII. Jahrhundert, wird die Natur des Menschen nicht ändern. Indem der Einzelne seine Nation in sich auswischt, wird er nicht übernational, er wird nur zunichte. Wenn aber eine Nation vollkommen wird, ist sie dadurch schon übernational. „Alles Vollkommene in seiner Art", sagt Goethe, „muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes, Unvergleichbares werden." Und noch reiner spricht er dieses Urgeheimnis aus, wenn er sagt: „In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber." Alle Vollendung zeigt sich durch solches Hinübersteigen über die Klasse. Erst indem sich eine Nation in sich vollendet, steigt sie über ihre Klasse hinüber; es gibt keinen anderen Weg. Natura non facit saltum: mit seinem Scheitel berührt das Individuum die Nation, mit ihrem Scheitel die Nation das Reich Gottes. Nicht gegen den Nationalismus, nur durch den Nationalismus, indem wir ihn vollenden, gelangen wir über den Nationalismus empor.

Salzburg 30. Nov.

In Nebel gehüllt durchs Neutor nach der Riedenburg zum Asyl. Eine Schwester öffnet und läßt uns in ein einfenstriges Zimmer. Schmal. Ein runder Tisch, ein Kasten, ein kleiner Schreibtisch, zwei Sessel, ein Sofa, Heiligenbilder, ein Kreuz und ein Ofen, schön warm. Wie Helene Odilon auf uns zutritt, grau geworden, mühsam am Stocke, sind wir im ersten Augenblick ebenso verlegen wie sie. „Es hat schwer gehalten," sag ich, „dich endlich aufzustöbern!

Ich soll mich nämlich erkundigen, ob es wahr ist. Der Verdacht war entstanden, eine Hochstaplerin hätte deinen Namen mißbraucht." „Nein," antwortet sie. „Leider nicht! Die Hochstaplerin bin schon ich selber." Und wie sie mich anblickt und lacht, wird sie mir auf einmal wieder ganz jung: es ist der arglistige Blick, der einst Berlin und Wien bezaubert hat, es ist das alte Lachen, das guttural gurrende Lachen, das Lachen ihrer Haubenlerche! Und auf einmal sind mir da die ganzen letzten fünfundzwanzig Jahre weg und sie führt mich wieder an der Hand hinaus, um dem meine Josefine frenetisch auszischenden Publikum ein Buckerl zu machen, während wir es uns ins Ohr mit den ausgesuchtesten Insulten verwünschen, und der liebe, dicke, schwitzende Bukovics steht wieder in der Kulisse, vor Aufregung ein Butterbrot essend; und jenes ganze Wien, die merkwürdige Kaiserkleinstadt, in ihren Wutanfällen, die so gutmütig waren, und ihren Begeisterungen, die auch nicht länger dauerten, gleich trügerisch, ist wieder da, nur viel schöner, als es damals war, weil doch alles nur vorher und nachher, in der Erwartung und in der Erinnerung, allein wirklich ist, im Augenblick aber, wo wir es erleben, zerrinnt, weil doch alles Aeußere wesenlos ist, weil wir ja, was immer wir erleben mögen, nichts als immer wieder nur uns erleben, nur uns selbst. Es ist die Helene Odilon, und wenn's um sie herum jetzt ein bißchen enger ist und sie sich auf der einen Seite nicht mehr ganz so flink bewegt, aus ihren Augen schießt, in ihrem Lachen lockt noch immer der anonyme Reiz, durch den einst so viele helle Berliner, so viele gaukelnde Wiener verrückt wurden. Sie hat auch noch ihren alten Stolz. Es wird ihr sichtlich schwer, mir einzugestehen, wie schlecht es ihr eine Zeit ergangen ist, so schlecht, daß sie sich schon wirklich nicht mehr zu helfen wußte. Gute Menschen erbarmten sich und sorgten für sie. Sie leide jetzt nicht mehr Not. „Ich hab's doch eigentlich ganz schön hier, was will ich denn mehr?" sagt sie, mit einem dankbaren Blick auf das Zimmerchen; ich muß unwillkürlich an ihre Wiener Wohnung denken, damals als sie's war, die, jahrelang, die Wiener Mode diktierte. Warum denken eigentlich die Wiener Schneider daran nicht? „In meiner Not", sagt sie,

„hat mir der liebe Gott geholfen, er wird weiter helfen." Ich glaube das auch. Nur ist es, dächt ich, kein Grund, daß ihr nicht auch jene Wiener Schneider helfen könnten, die damals durch sie reich wurden. Und ich weiß nicht, ob sich das Deutsche Volkstheater noch erinnert, daß es ungefähr zehn Jahre lang von ihr gelebt hat.

Grillparzer als Prophet: 1. Dez.

Sie regen sich, doch immerdar im Kreis.
Die Zeit hat keine Männer, Freund wie Feind.
— — — — — — — — — — —
Der Reichsfürst will sich lösen von dem Reich,
Dann kommt der Adel und bekämpft die Fürsten;
Den gibt die Not, die Tochter der Verschwendung,
Drauf in des Bürgers Hand, des Krämers, Mäklers,
Der allen Wert abwägt nach Goldgewicht.
Der dehnt sich breit und hört mit Spottes-Lächeln
Von Thoren reden, die man Helden nennt,
Von Weisen, die nicht klug für eignen Säckel,
Von allem, was nicht nützt und Zinsen trägt.
Bis endlich aus der untersten der Tiefen
Ein Scheusal aufsteigt, gräßlich anzusehn,
Mit breiten Schultern, weitgespaltnem Mund,
Nach allem lüstern, und durch nichts zu füllen.
Das ist die Hefe, die den Tag gewinnt,
Nur um den Tag am Abend zu verlieren,
Angrenzend an das Geist- und Willenlose.
— — — — — — — — — — —
Ich sage dir: nicht Scythen und Chazaren,
Die einst den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker;
Aus eig'nem Schoß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig,
— — — — — — — — — — —
Erst gebt dem Einzelnen, dem Unverständ'gen
Ein Urteil ihr in dem, wo selbst die Weisen
Verstummend steh'n als an der Weisheit Grenze,

Dann ruft ihr ihn vom Acker auf den Markt,
Zählt seine Stimme mit und heißt ihn mehren
Die Mehrzahl wider Ehrfurcht und Gesetz.
Ihr stellt ihn gleich mit euch, und hofft doch, künftig
Als Mindern ihn zu stellen unter euch?
Und wärt ihr auch so christlich mild gesinnt,
Im Menschen nur zu sehen euren Bruder:
Seht an die Welt, die sichtbar offenkund'ge,
Wie Berg und Tal und Fluß und Wiese steh'n.
Die Höhen, selber kahl, zieh'n an die Wolken
Und senden sie als Regen in das Tal,
Der Wald hält ab den zehrend wilden Sturm,
Die Quelle trägt nicht Frucht, doch nährt sie Früchte,
Und aus dem Wechselspiel von hoch und niedrig,
Von Furcht und Schutz erzeugt sich dieses Ganze,
Des Grund und Recht in dem liegt, daß es ist.
Zieht nicht vor das Gericht die heil'gen Bande,
Die unbewußt, zugleich mit der Geburt,
Erweislos, weil sie selber der Erweis,
Verknüpfen, was das Klügeln feindlich trennt.
Du ehrst den Vater — aber er ist hart;
Du liebst die Mutter — die beschränkt und schwach,
Der Bruder ist der nächste dir der Menschen,
Wie sehr entfernt in Worten und in Tat;
Und wenn das Herz dich zu dem Weibe zieht,
So fragst du nicht, ob sie der Frauen Erste,
Das Mal auf ihrem Hals wird dir zum Reiz,
Ein Fehler ihrer Zunge scheint Musik.
Und das: Ich weiß nicht was, das dich entzückt,
Ist ein: Ich weiß nicht was für alle andern;
Du liebst, du hoffst, du glaubst. Ist doch der Glaube
Nur das Gefühl der Eintracht mit dir selbst,
Das Zeugnis, daß du Mensch auf beiden Seiten:
Als einzeln schwach, und stark als Teil des All.
Daß deine Väter glaubten, was du selbst,
Und deine Kinder künftig treten gleiche Pfade,
Das ist die Brücke, die aus Menschenherzen
Den unerforschten Abgrund überbaut,
Von dem kein Senkblei noch erforscht die Tiefe.
O, prüfe nicht die Stützen, bessre nicht!
Dein Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt,

Und deine Enkel lachen einst der Trümmer,
In denen deine Weisheit modernd liegt.
Ist eure Satzung war, wird sie bestehn
Und wie das Bäumchen, das vom Stein gedrückt,
Die Zweige breiten, siegend ob der Last;
Allein, wenn falsch, so wißt, daß seine Wurzeln
Auflockern All, was fest und alt und sicher.
Der Zweifel zeugt den Zweifel an sich selbst,
Und einmal Ehrfurcht in sich selbst gespalten,
Lebt sie als Ehrsucht nur noch und als Furcht.
Maßt euch nicht an, zu deuteln Gottes Wahrheit.

Erschütternd ein Aufsatz Harry Keßlers in der „Deutschen Nation" (Zeitschrift für Politik und Geschichte, Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin W 8) über „die Kinderhölle in Berlin". Es ist wirklich eine Hölle, in die wir da mit Augen sehen! Acht Photographien zeigen sie und Keßler versichert, daß es im Berliner Norden und Osten, am Wedding, am Gesundbrunnen, um den Görlitzer und Schlesischen Bahnhof herum kaum ein Haus ohne solches Elend gibt. Die Not ist ja längst über die Schicht der Arbeitslosen, deren am 15. September in Deutschland siebenmalhundertdreißigtausend gezählt worden sind, emporgekrochen. Im statistischen Amt zu Berlin-Schöneberg ist berechnet worden, daß das Existenzminimum einer Berliner Familie von vier Köpfen jetzt neunzehntausend Mark beträgt und von kaum zehn Prozent der Berliner Familien erreicht wird. Drei Viertel der Berliner Bevölkerung sind unterernährt. Das Frühstück der Kinder besteht in zwei trockenen „Stullen" mit Kaffeeersatz; mittags dieselben „Stollen", bestenfalls mit Margarine, zum Abendbrot Kartoffeln, Weißkohl oder Mohrrüben. „Ohne die Quäkerspeisung, die der einzige Lichtpunkt im Leben von Tausenden und aber Tausenden von Berliner Familien ist, würde eine ganze Kindergeneration aufwachsen, die nie etwas anderes zur Kräftigung oder zum Genuß bekommen hätte, als trocken Brot, Kaffeeersatz und Wassergemüse." So schwach sind diese Kinder, daß sie meistens mit sieben Jahren kaum die Größe von Dreijährigen haben und mit sieben oder acht Jahren erst allmählich gehen zu lernen die Kraft 2. Dez.

finden. „Untermenschlich" nennt Keßler diese Generation rachitischer, mit skrophulösen Schwären bedeckter, fast nackt zu dritt oder viert in einem Bett schlafender Kinder; die, ohne Wäsche, ohne Schuhe, ohne irgendwelche Kleider, wenn sie doch einmal ans Tageslicht sollen, in Tüchern über die Straße getragen werden. Keßler wundert sich, daß „die toten Kinderaugen der deutschen Großstädte" so wenig Eindruck auf die Nation machen, daß „diese Volkskatastrophe, diese ungeheure Kindertragödie, die sich in unserer Mitte abspielt, anscheinend kein Aufsehen bei uns erregt!" Das ist die deutsche Republik.

3. Dez. Im Novemberheft der „Neuen Rundschau" Fischers ein bedeutender Aufsatz Robert Müllers, der uns, den Süddeutschen überhaupt, aber auch Russen, Ungarn und Jugoslawen diese Prognose stellt: „Die politische und wirtschaftliche Verschiebung zeigt sich in einer erhöhten auch unternehmerischen Tätigkeit der Landstädte. Es entstehen Landgroßstädte, Bauernmetropolen. Hier ist der von Eingewanderten geführten Sozialdemokratie ein Riegel vorgeschoben: die Kontinuität urwüchsiger schwerfälliger Entwicklung. Trotzdem geht der Industrialismus ins Agrare hinein, kein Zweifel. Wird der Bauer Unternehmer, Farmer, Intensivbodenbauer, Maschinenverwerter wie der amerikanische Oekonom, so nimmt er die Typik der Großstadt an. Wahrscheinlich, daß dieser Prozeß nicht ein Bauernproletariat heranzieht, sondern eine Durchschnittsform erfindet, einen konstitutionellen Kapitalismus. Der Bauer braucht zur intensiven Bodenbenutzung Hände und auch Gehirne. Er muß, bei Depopulation der Großstadt, solche Händeansiedlungen begünstigen und einmal sich konstitutionell mit ihnen auseinandersetzen."

7. Dez.

„Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern
Seinen Vorteil, so ist ewiger Friede gemacht.
Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg."

Und solange aber die Clarté dies nicht ändern können wird, ist auch sie, mit all ihrem schönen Enthusiasmus, bloß für die Katz. Das

bleibt mein Fazit aus Barbusses „Auf zur Wahrheit!", Paul Colins „Fluch dem Siege" und den „Manifesten des brüderlichen Geistes". Auch zeigen diese Schriften, eben jetzt in Erich Reiß' „Tribüne der Kunst und Zeit" erschienen, nur aufs neue wieder einmal, daß Enthusiasmus der französischen Art mit seiner Sprache die Hälfte seiner Kraft verliert; verdeutscht klingt er um gut hundert Jahre zurück.

Gibt's noch Toren, die meinen, das Unrecht aus der Welt schaffen zu können? Es ist unentbehrlich, schon zur Scheidung der Geister: in solche, die vorziehen, Unrecht zu tun, und solche, die vorziehen, Unrecht zu leiden. Mit der Erkenntnis dieser Unentbehrlichkeit des Unrechts in der Welt beginnt alle Weisheit; mit der Entscheidung, lieber Unrecht zu leiden als zu tun, beginnt die Liebe. 8. Dez.

Michael Hainisch Bundespräsident. Vierzig Jahre wird's bald sein, daß wir uns begegneten, in Berlin, wohin er als junger Doktor zu Gustav Schmoller und Adolf Wagner ging, deren Schüler ich war. Er bezog die Bude Richard Fellners, seines Vetters, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, der damals als Burschenschafter, ganz wie ich, in Oesterreich für gemeingefährlich galt, später aber ein sehr braver Dramaturg des Wiener Deutschen Volkstheaters wurde. Die Bude war in der Schumannstraße, ein paar Schritte vom Deutschen Theater, und wurde von einer typischen Berliner Studentenwirtin regiert; ihre Tochter, das schlanke Fräulein Marie, hatte eine wogende Freundin, die, schlechtweg „die Göttin" genannt, meinem Herzen teuer wurde. Ich wohnte gar nicht weit davon, in der Kalkscheunenstraße, während Wolfgang Heine, jetzt preußischer Staatsminister a. D., um die Ecke in der Luisenstraße hauste. Hainisch, schon vollbärtig, von dominierender Nase, trat mit einem behäbigen Aplomb auf, der selbst auf mich, dem wenig Sinn für Feierlichkeit angeboren ist, einen gewissen Eindruck nicht verfehlte; seine Vorliebe für andauernde Sätze war mir unheimlich, auch sprach er immer gleichsam von einer unsichtbaren Lehrkanzel aus. Die Gediegenheit seines schwer erarbeiteten Wissens recht zu schätzen, war ich junger 10. Dez.

Windhund nicht reif genug, und Geduld gehört überhaupt nicht zu meinen Tugenden. Dazu kam, daß ich ein rabiater Wagnerianer war, nicht bloß für Richard, sondern auch für Adolf, während er auch den Verdiensten Schmollers gerecht zu werden sich befliß; Gerechtigkeit aber schien mir damals überhaupt keine Tugend. Wenn Macaulay wem ganz besonders seinen Respekt ausdrücken will, tut er es, indem er ihn steady nennt. Das Wort läßt sich nicht völlig übersetzen: „solid" sagt zu wenig, „standfest" wieder ist um ein Gran zu pathetisch, „steif" würde tadeln, was Macaulay lobend hervorheben will. Steadineß haben mit starken inneren Gewichten versehene stabile Naturen; ja, man kann bemerken, daß diese Gewichte mit der Zeit in ihnen immer stärker werden, zuletzt sogar stärker als die Natur. Steadineß war nun so sehr der Grundzug des jungen Hainisch, daß ich heute noch alle Menschen, an denen man mir diese Eigenschaft rühmt, unwillkürlich immer im Geiste gleich mit seiner Nase sehe (die jetzt ein Fressen für Karikaturisten sein wird!). Ich hatte damals stets ein schlechtes Gewissen gegen ihn: ich war mir bewußt, ihm nicht gerecht zu werden. Aber wir beiden, ich immer, und gar damals!, eilender, schon wieder forteilender Fant und dieser weilende, so lange weilende Mann, hatten's schwer, gleichen Schritt zu halten. Seitdem hat sein stetes Wesen gute Frucht getragen, die Volksbildung verdankt ihm viel, der Sohn seiner Mutter ist in ihm immer sichtbarer, immer wirksamer geworden. Er wird auf seinen festen Schultern auch die neue Würde mit bürgerlicher Majestät zu tragen wissen. Andere Völker pflegen zu solchen Ehren Männer mit den Hauptzügen der Volksart zu wählen, Männer, denen man am Gesicht ablesen kann, wie dieses Volk sich selber sieht, wie dieses Volk gesehen sein will, ihr ganzes Volk in sich summierende Männer. Eine Fahne Polens ist Paderewski. Von einer Fahne hat Hainisch eigentlich nicht viel, wehen wird man mit ihm nicht können. Er ist eher der vielleicht weitaus am wenigsten österreichische Mensch, der zurzeit in Oesterreich aufzutreiben war. Wenn er sich treu geblieben ist, muß er dies als hohes Lob empfinden ... Daß ich damals, vor fünfunddreißig Jahren, ungerecht gegen Hainisch gewesen sein mag, ist mir

erst bewußt geworden, seit ich mich jüngst genötigt fand, dem alten Schmoller innerlich abzubitten. Sein zögerndes, nichts je ganz bejahendes, noch geradezu verneinendes, immer abwägendes Wesen, in dem die Vorsicht überwog, war mir, gar neben dem glänzenden, unaufhörlich blitzenden Wagner, dem im Angriff am wohlsten war, unleidlich. Wieviel Reife des Urteils, welche Weite nicht nur, sondern doch auch Größe des Blicks, ja wieviel Kraft doch im Grunde seiner Behutsamkeit verborgen lag, ließen mich jetzt seine „Zwanzig Jahre deutscher Politik" erst erkennen (herausgegeben von Lucie Schmoller, München 1920, im Verlag von Duncker und Humblot, der eben auch Schmollers „Grundriß" in neuer Auflage bringt). Alles Listige, fast Arglistige, wodurch er sich verdeckt hielt, das schwäbisch Faustdicke hinter den Ohren, wie wir's als Studenten damals hießen, ist hier überwunden und ein bei seiner festen Verankerung doch ganz freier, in all seiner Mäßigung doch furchtloser Geist erscheint. Daß er den Feudalen wie den Radikalen als „verdächtiger Kompromißmensch" gilt, „quittiert" er in aller Ruhe hier selbst einmal, und man meint förmlich sein lauerndes Schmunzeln dabei zu sehen, aber diese Neigung zu Kompromissen kam aus einer Erkenntnis, zu der seine Zeit noch nicht reif war, der Erkenntnis der politischen Grundfrage seit 1789: „Wie kann die Menschheit zu Staatsgewalten kommen, die über Parteien und Klassen stehen?" Und man staunt doch immer wieder darüber, wieviel er vorausgesehen hat! So wenn er schon 1899 schreibt: „Es ist höchste Zeit, daß in allen Ländern die gemäßigten und vernünftigen Leute versuchen, die gewalttätigen, die chauvinistischen, die Seeräubernaturen in Schach und in Zaun zu halten," wenn er immer wieder vor dem „überspannten Raubmerkantilismus" warnt, wenn er zwar „die Pläne eines ewigen Weltfriedens utopisch" nennt, für „erreichbar" aber ein Völkerrecht hält, „ein System von Bündnissen und Schiedsverträgen, das hindert, was stets bisher in der alten und neueren Geschichte den Fortschritt bedrohte, das Aufsteigen eines einzelnen großen Reiches zu einer für alle anderen bedrohlichen Welt-, Handels- und Seeherrschaft". Auch seine Kritik des Marxismus ist in

der Hauptsache von den jüngeren Marxisten selbst bekräftigt worden. Und wie persönlich, wenn er sich doch auch alle Mühe gibt, es nicht merken zu lassen, schreibt er doch! Auch sein Stil, ganz wie er selbst, tritt leise, doch darum nur desto fester auf. Dieser Stil hat weder das Pathos Treitschkes noch das Temperament Adolf Wagners noch Rankes inkognito reisende Hoheit, aber dafür, was seitdem bei deutschen Professoren fast ausgestorben ist (ich weiß es eigentlich nur noch bei Heinrich Dietzel in Bonn zu finden): das Gefühl für Nuance. Wenn er etwa sagt, bei Friedrich Naumann sei mit der Zeit aus dem Staat „ein Nebengeschäft für Imponderabilien" geworden und eigentlich laufe dies auf eine „Art Pensionierung der Staatsgewalt" hinaus, wenn er, 1911, den Zustand im Elsaß lapidar „eine unwürdige Notabelnwirtschaft, gemischt mit zynischem Radikalismus", wenn er den Verein für Sozialpolitik „ein Häufchen Gelehrter und und humaner Praktiker" nennt, so zeigt dies alles so viel Anmut und Bescheidenheit mit soviel Schlagkraft der Rede vereint, daß Speidel, auch ein alter Schwabe, seine Freude daran hätte haben müssen. Und so bin ich unversehens am Ende wieder bei dem neuen Landesherrn Dr. Hainisch, der auch ein Getreuer des Vereins für Sozialpolitik ist und wirklich von sich sagen kann, daß er immer ein „humaner Praktiker" war.

14. Dez. Brief aus Stellenbosch. Das ist ein Städtchen in Südafrika, mit noch nicht zehntausend Einwohnern, aber einer festen Schritts emporkommenden Universität. Einer ihrer jungen Professoren schreibt mir, Philolog, Kunsthistoriker, Wilamowitz-Schüler, enthusiastischer Bure, merkwürdige Mischung von Humanismus mit Nationalismus, mir sehr verständlich, der ich doch auch zugleich kosmisch und provinziell gesinnt bin und so gern ich mich mit dem Weltgeist unterhalte, mir dabei stets ausbitte, meine Mundart sprechen zu dürfen. Er schreibt: „Jedes Blatt und Buch aus Deutschland ist mir eine Quelle der Erquickung, denn man lebt hier abseits vom großen Strom der Weltkultur. Dennoch gibt's hier eine junge Kultur im Entstehen, und oft denke ich, wieviel schöner und ersprießlicher es ist, hier

Pionierwerk zu tun als im alten Lande, wo man nicht viel Neues zustande bringen kann, gerade jetzt auch, wo Europa einer großen Ruine gleicht. Bis vor zehn Jahren hat unsere Volkssprache, afrikanisch-holländisch, noch keine Anerkennung gehabt. Seitdem ist sie Schul- und Kanzel- und Parlamentssprache geworden. Dichter haben in dieser kurzen Zeit eine Literatur geschaffen, erstklassige Geschichtswerke sind erschienen, auch Schulbücher für die Kinder, ja man übersetzt jetzt auch die Bibel ins Afrikanische, wo früher das Hoch-Holländische, das nicht gesprochen wurde, die allgemeine Schul-, Kanzel- und Schriftsprache war. Auch an unserer Universität wird meistens in Afrikanisch gelesen, und ich habe eben acht öffentliche Vorträge über griechische Kunst gegeben. Das ist auch eine Begleitung des Afrikanernationalismus hier im Lande, der die stärkste politische Partei unter General Herzog ins Leben gerufen hat, so daß General Smuts die Reste seiner Kompromißpartei mit der Engländerpartei hat vereinigen müssen, der Selbsterhaltung wegen!" Er hat auch mit jenen seiner Kollegen, die, wie er, unseren Universitäten ein dankbares Gefühl bewahrt haben, mit diesen, wie er sie nennt: „deutschstudierten Afrikanern" zusammen eine „Pietätserklärung" gegen die „Verleumdungen der deutschen Wissenschaft im Ausland" abgegeben. Er will jetzt, um den Sinn für deutsche Kunst in Südafrika zu fördern, dies, da man ja leider nicht das Kaiser-Friedrich-Museum oder die Münchener Alte Pinakothek dort gastieren lassen kann, durch Ausstellung von „Reproduktionen" versuchen und fragt mich, ob ich ihm helfen kann, die Mitwirkung deutscher Verleger zu gewinnen. Wenn etwa R. Piper in München sich entschließen könnte, seine mächtige Grünewald-Mappe mit den herrlichen Hanfstänglschen Photographien des Isenheimer Altars, sein Marées-Werk Meier-Gräfes und die wunderschöne Ausgabe der Briefe von Marées, Kubins entzückende „Neujahrsnacht" Jean Pauls und Hagens Deutsche Zeichner der Universität Stellenbosch in Südafrika zu stiften, unser Schroll in Wien Pachers Wolfganger Altar, die Münchener Gesellschaft für christliche Kunst Paschalis Schmids Altdeutsche Weihnacht, Hugo Heller sein Klimt-Werk,

Bruno Cassirer ein paar Jahrgänge von Schefflers „Kunst und Künstler“, der Inselverlag die Italienische Reise mit Goethes Zeichnungen, Karl Robert Langewiesche seine „Deutschen Dome“, „Deutsche Plastik“ und „Deutschen Barock“, die Stuttgarter Deutsche Verlagsanstalt von ihren „Klassikern der Kunst“ etwa den Dürer, vor allem aber den Schwind und dazu noch Callwey in München, Alexander Koch in Darmstadt, Wasmuth in Berlin und Seemann und Bruckmann und Velhagen, und sicher vergesse ich von den besten Namen noch manchen!, so dürfte dies wohl ein vaterländisches Werk im höchsten Kultursinn geheißen werden. Adresse: Dr. Johannes Basson, Dorpstraat 99 in Stellenbosch bei Kapstadt, Südafrika.

Register

20

Haas & Grabherr-Druck



L
B1516k
Bahr, Hermann
Kritik der Gegenwart.
456368

NAME OF BORROWER

University of Toronto Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED